

# Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Die nominierten Beiträge 2018

*Theodor-Wolff-Preis*

# Theodor-Wolff-Preis

Journalistenpreis der deutschen Zeitungen

Preisträger 2018

Berlin 2018

## Vorwort

Gleichsam nackt lagen die für den Theodor-Wolff-Preis eingereichten Texte in hohen Stapeln vor unseren neun Juroren: Ohne die Bilder, ohne das Layout, ohne jeden typographischen optischen Schmuck, der sie einst beim Erscheinen auf den Seiten und Webseiten der deutschen Tageszeitungen geziert hatte. Nur noch Text waren sie, aus Gründen der Neutralität und Vergleichbarkeit rückverwandelt in die Urform, die sie vor ihrem Erscheinen in den Redaktionen hatten.

Nur noch Text? Nur? Wieder und wieder spürten die Juroren des nach Theodor Wolff (1868-1943), dem Chefredakteur des legendären *Berliner Tageblatts*, benannten wichtigsten Journalistenpreises der deutschen Tagespresse die Kraft, ja die Magie, die einen wirklich guten Texte auszeichnet. Wir lesen Buchstaben, erschließen uns Worte – und diese erreichen schon in den ersten Zeilen unseren Kopf und unser Herz gleichermaßen. Sie saugen uns in ihr Thema, erschließen uns, wo immer wir auch sind, ein neues Terrain, führen uns in eine andere, oft auch neue Welt. Wenn Texte gut sind, vergessen wir Zeit und Raum. Wir lesen nur noch, sind Reisende, Genießende, Lernende.

Unsere Juroren sind allesamt hauptberufliche Text-Experten, haben täglich mit bemerkenswerten Texten zu tun. Doch beim Sichten, Bewerten und Besprechen der 2017 erschienenen und für den Theodor-Wolff-Preis 2018 eingereichten 381 Texte hatten sie dieses einzigartige Erleben so oft wie sonst nie im Jahr. Hinzu kam eine thematische Tiefe und Bandbreite, die nicht minder beeindruckend war.

Guter Journalismus, das ist immer auch ein Seismograph der Themen, die unsere Republik bewegen – oder bewegen sollten. Auffallend oft beschrieben wurden in der deutschen Qualitätspresse im vergangenen Jahr die Folgen von Flucht und Vertreibung, die Anforderungen des Zusammenlebens mit Geflohenen für beide Seiten und, ja, auch das Aufarbeiten und Verarbeiten der Verwerfungen und Anschläge, die unser Land erschüttert haben. Viele Reporter gingen aber auch dorthin, wo Menschen und ihre Schicksale zu wenig öffentliche Aufmerksamkeit genießen, wo es viel Leid und wenig Hilfe gibt, wo Leises droht, überhört zu werden. Hinzu kamen auch in diesem Jahr Themen, die neu, noch nie gelesen und schon als Objekt der Beschreibung originell waren.

Und so war es auch 2018 ein komplexer Prozess für die neun Juroren, aus den 381 für den Preis in den Kategorien Lokales, Reportage, Meinung und zum

Thema des Jahres »Heimat und die Fremden« vorgeschlagenen Texten die besten für die Endrunde zu nominieren. Schon in der zweiten von insgesamt drei Beratungsrunden war die Qualität der Texte enorm, und in der Endrunde waren die Bewerber ebenso privilegiert wie wenig zu beneiden: So viele atemberaubend gute Texte – und nur zwölf konnten für das Finale ausgewählt werden.

Leichter fiel Jury und Kuratorium die Entscheidung, in diesem Jahr noch einmal einen deutschen Publizisten für sein Lebenswerk auszuzeichnen: Günter Bannas. Der nun in den Ruhestand gewechselte Parlamentskorrespondent der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* hat in sich über vier Jahrzehnte all das vereint, was ausgezeichneten politischen Journalismus ausmacht und in der besten Tradition von Theodor Wolff steht: Er hat dieser Republik über all die Jahre seines Wirkens analysierend und beschreibend den politischen Puls gefühlt – und dies in einer fairen und unparteiischen sowie unaufgeregten und uneitlen Grundhaltung getan, die für ganze Generationen von Journalisten Maßstäbe setzte. Und er hat diesem Land dabei und damit über Jahrzehnte Texte geschenkt, die das prägt, was ausgezeichnete Texte auszeichnet: Wer sie liest, ist nach dem Lesen wissender. Das ist preiswürdig – am Markt der deutschen Publizistik ebenso wie beim Theodor-Wolff-Preis.

Christian Lindner  
Vorsitzender der Jury

# Inhalt

		Seite
Thomas Löffelholz	Über den Tag hinaus Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis	7
Bernd Sösemann	»... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht« Zum Leben und Werk von Theodor Wolff	21
	<i>Die Nominierten und ihre Arbeiten</i>	
Kathrin Aldenhoff	Gefangen	43
Sebastian Dalkowski	Fanta Unser	67
Anne Lena Mösken	Als wäre nichts gewesen	73
Patrick Bauer	Ein graues Leben	85
Caterina Lobenstein	Warum verdient Frau Noe nicht mehr?	101
Lorenz Wagner	Nach ihrer Pfeife	115
Verena Friederike Hasel	Ich bin nicht mehr links	133
Malte Henk	Alles Zufall?	141
Hannes Soltau	Proletarier aller Länder, befreit euch!	161
Hannes Koch	Karim, ich muss dich abschieben	169

		Seite
Verena Mayer und Thorsten Schmitz	Weil du Jude bist	179
Vanessa Vu	Meine Schrottcontainerkindheit	189
	Preisgekröntes Lebenswerk »Der Berichterstatter« Markus Günther über Günter Bannas	199
	Preisträger 1962 bis 2017	209
	Kuratorium und Jury	238

# Über den Tag hinaus

Der Journalistenpreis der deutschen Zeitungen –  
Theodor-Wolff-Preis

Von Thomas Löffelholz

Die Mauer teilt an jenem 13. August 1961 eine Stadt. Und eine Straße. Die Bernauer Straße in Berlin schneidet sie der Länge nach durch. Auf der einen Seite mauern sie die Fenster zu. Der junge Reporter beschreibt die Tragödien jener Tage. Auf den Pflastersteinen, dort wo eine 53-jährige Frau aus dem Fenster zu Tode stürzte, liegen noch Blumen; ein junger Mann springt in panischer Flucht vom Dach. Er verfehlt das Sprungtuch und stirbt. Von einem Fenster auf der westlichen Straßenseite winkt ein Vater der Tochter auf der anderen Seite zu, wendet sich – von Gefühlen überwältigt – ab und geht. Er kann nicht mehr. Der Reporter gibt dem Impuls des Augenblicks nach. Er winkt der unbekannt jungen Frau zu. Wann wird sie den Vater wiedersehen? »Im Berliner Wedding stirbt eine Straße«, titelt die Zeitung.

Der Bericht wird mit einem der ersten zehn Theodor-Wolff-Preise ausgezeichnet, die 1962 zum ersten Mal vergeben wurden. Der Verleger ist von der Ehre, die da seinem Redakteur zuteil wird, nicht rundum begeistert. »Dann werden Sie uns ja bald verlassen«, fürchtet er. Unbegründete Sorge. Der Preisträger bleibt noch 33 Jahre, die meisten davon als Chefredakteur. Die Jury hatte ein Talent erkannt.

Journalistenpreise – inzwischen gibt es rund 200 – waren anderthalb Jahrzehnte nach dem Ende der Nazizeit rar. Von einigen kleineren Preisen abgesehen, von denen inzwischen wohl keiner mehr existiert, war der Theodor-Wolff-Preis die erste bedeutende Auszeichnung für Journalisten, die in der Bundesrepublik ausgeschrieben wurde. Und er wurde zur renommiertesten.

Dass man nicht früher Lorbeeren verteilte, kann niemanden wundern. Journalisten, Verleger und auch die Bürger hatten andere Sorgen. Man war noch einmal davongekommen. Man konnte – nach zwölf Jahren der Zensur und der Verbote – die eigene Meinung wieder frei sagen. Man konnte wieder alles lesen, und zwar nicht mehr nur zwischen den Zeilen. Warum Preise vergeben für etwas, was eine Gnade schien? Und: Warum Preise für einen Beruf vergeben, dem das Festliche, nach Auszeichnung Heischende fremd ist? Journalisten sind Tagschreiber, der Name sagt es. Was sie tun ist vergänglich. Der gedankenreichste Leitartikel, die packendste Reportage werden sehr schnell ein Stück Altpapier.

Ja, die Zeitung ist – soweit das möglich ist – in unseren Jahren sogar noch etwas vergänglicher geworden. Denn wir sind ja »live« dabei, wenn olympische Medaillen gewonnen, Tore geschossen, Könige gekrönt werden. Parlaments-

debatten entwickeln sich in der Ecke unseres Wohnzimmers, dort, wo wir morgen in Vettels Cockpit mit Tempo 300 um den Hockenheim-Ring rasen werden. Die Türme des World-Trade-Center stürzten vor unseren Augen zusammen – nur Sekundenbruchteile später als in Lower Manhattan. Und noch ehe die erste Wahlurne geöffnet ist, erfahren wir Schlag 18 Uhr, wie eine Wahl ausgegangen ist. Ganz schön alt: die Zeitung von heute!

## Unterstützung vom Bundesverfassungsgericht

Warum dem Flüchtigen Kränze flechten? Und dann auch noch für Journalisten! Ihr Sozialprestige ist gering. Meinungsumfragen zeigen sie traditionell auf den hinteren Plätzen. Zwar haben sie in der Gunst des Publikums einige Plätze gut gemacht; Studienräte und Politiker, die beide vor 30 Jahren noch weit vorne lagen, wurden überholt. Doch vom Glanz, den der Beruf in den Augen der schreibenden Zunft selbst hat, finden die Demoskopien wenig. Max Weber hatte in seinem berühmten Essay über den »Beruf zur Politik« 1919 befunden, der Journalist gehöre in den Augen der Öffentlichkeit »zu einer Art von Pariakaste, die in der ›Gesellschaft‹ stets nach ihren ethisch tiefststehenden Repräsentanten sozial eingeschätzt« werde.

Wer sich angesichts solcher Urteile wieder aufrichten will, der muss ins Grundgesetz schauen. Es hält die Pressefreiheit sehr hoch, und das Bundesverfassungsgericht hat sie sogar gestärkt. »Im Zweifel für die Meinungsfreiheit«, entschied das Gericht immer wieder. Einzelne oder Gruppen müssen sich auch harsche, polemische Kritik gefallen lassen, bis hin zu dem Verdikt: »Soldaten sind Mörder«.

Man hatte gelernt. Hitler hatte 1933 die totale Macht binnen weniger Wochen auch dadurch errungen, dass er das freie Wort unterdrückte, Zeitungen zensieren ließ und auch einfach verbot oder enteignete. Ohne die freie Information aber hat Demokratie keine Chance. »Wo Pressefreiheit herrscht und jedermann lesen kann, da ist Sicherheit«, sagte Thomas Jefferson.

Es ist wahr: Die Pressefreiheit deckt auch (fast) jede Dummheit. Was wird nicht alles geschrieben! Doch wäre es anders, die Zensur wäre nahe: Wer will denn entscheiden, was dumm ist und was nicht? Manche »Dummheit« erweist sich später als Geistesblitz.



Theodor Wolff, dessen Namen dieser Preis trägt, hat deshalb zornig gegen das »Schmutz- und Schundgesetz« Stellung bezogen, das der Reichstag 1926 verabschiedete. Es sollte den Leser vor Schund bewahren. Wolff trat – im Streit um dieses Gesetz – sogar aus jener liberalen Deutschen Demokratischen Partei aus, die er 1919 mitgegründet hatte. »Schund«, so schrieb er, sei für ihn so unerfreulich wie für jeden anderen, und »Schmutz« habe auch für ihn einen ekligen Geruch. Doch das Gesetz sei »verwerflich und grotesk«, weil es »die Überwachung und Säuberung der Literatur und der Presse einer neu gebildeten Behörde, ... einem Areopag frommer Pädagogen und mütterlich-gütiger Damen, übergab«. Wo das Wort nicht frei ist, kann man auch journalistisch nicht arbeiten.

Dieser Konflikt zeigt, warum der Journalist einerseits Buhmann und zugleich doch Garant einer informierten Gesellschaft ist. Er hat Freiheit. Er nützt sie. Nicht immer ist das Ergebnis über jeden Zweifel erhaben. Manches ist dumm, manches auch falsch, und manchmal ist es »falsch« im doppelten Sinn des Wortes. Die Pressefreiheit ist deshalb nicht nur ein Recht, sondern auch eine Herausforderung.

Denn nicht Journalisten sind für die Demokratie wichtig; wichtig sind die Informationen, die sie vermitteln. Sie haben die Freiheit zur Dummheit, aber sie müssen der Dummheit und dem Vorurteil widerstehen, so gut dies eben geht. Sie müssen Interessen durchschauen, sich nicht zu Propagandisten machen lassen. Sie müssen verständlich sein und klar, um dem Leser ein Urteil zu erlauben. Sie brauchen Kompetenz und Unabhängigkeit.

Max Weber hat die Journalisten gegen jene Kritik, die er selbst beschrieb, energisch verteidigt. Nicht jedermann sei gegenwärtig, »dass eine wirklich gute journalistische Leistung mindestens so viel ›Geist‹ beansprucht wie irgendeine Gelehrtenleistung – vor allem infolge der Notwendigkeit, sofort, auf Kommando, hervorgebracht zu werden und sofort wirken zu sollen, bei freilich ganz anderen Bedingungen der Schöpfung. ... Dass die Verantwortung eine weit größere ist, und dass auch das Verantwortungsgefühl jedes ehrenhaften Journalisten im Durchschnitt nicht im mindesten tiefer steht als das des Gelehrten ... wird fast nie gewürdigt.«

Solche Qualität zu sichern und das Verantwortungsgefühl zu schärfen, ist eine Herausforderung für die Medien. Wo dies gelingt, und damit dies gelingt, darf man auch einen Preis verleihen.

## Am Anfang war die »Stiftung Die Welt«

Es war die »Stiftung Die Welt«, die den Theodor-Wolff-Preis erstmals aussetzte. Sie war 1953 gegründet worden, als die Briten *Die Welt* – die sie 1946 als Zeitung der Besatzungsmacht in Hamburg geschaffen hatten – privatisierten. Axel Springer erwarb 75 Prozent der Anteile. Den Rest überließ man der Stiftung. Indirekt wollten sich die Briten dadurch wohl auch einen Rest an Einfluss auf »ihr« Blatt sichern.

Die »Stiftung Die Welt« sollte in der noch jungen deutschen Demokratie die Zeitungswissenschaften sowie den journalistischen und verlegerischen Nachwuchs fördern und unterstützen. Briten, Amerikaner und Franzosen hatten nach dem Krieg dafür gesorgt, dass in Westdeutschland eine vielfältige Presse entstand. Unbezweifelbare Demokraten bekamen Lizenzen zur Gründung neuer Blätter. Die Besatzungsmächte gaben zwei eigene Zeitungen heraus: *Der Welt* im von den Briten kontrollierten Norden stand *Die Neue Zeitung* in der amerikanischen Zone gegenüber. Herausragende Journalisten, von denen viele vor Hitler aus Deutschland geflohen waren, prägten beide Blätter.

Zwar überlebten nicht alle der nach dem Krieg gegründeten Lizenz-Zeitungen die Währungsreform. Über Nacht war Geld knapp; in den Schaufenstern aber türmten sich Güter auf, die man fast nicht mehr kannte. Plötzlich sahen sich die Zeitungen im Wettbewerb mit unvorstellbaren Köstlichkeiten. Viele behaupteten sich und trugen maßgebend dazu bei, dass sich in jenen Jahren in der Bundesrepublik Deutschland ein festes demokratisches Bewusstsein entwickelte und extremistische Parteien nie eine ernsthafte Chance hatten. Als 1960 der Theodor-Wolff-Preis vorgestellt wurde, hatte die deutsche Presse gezeigt, welchen Beitrag sie in dieser Gesellschaft leistet.

Wer den Theodor-Wolff-Preis »erfand«, ist nicht bezeugt. Hans Wallenberg, langjähriger Chefredakteur der *Neuen Zeitung*, war wohl einer der Anreger, aber auch Alfred Frankenfeld, der Geschäftsführer der »Stiftung Die Welt«. Vorbild sollte der Pulitzerpreis sein, mit dem seit 1917 in den USA herausragende journalistische Leistungen ausgezeichnet werden. Den Namen – Theodor-Wolff-Preis – schlug jedenfalls Frankenfeld vor. Er hatte von 1924 bis 1933 unter dem Chefredakteur Theodor Wolff beim *Berliner Tageblatt* gearbeitet.

In den 27 Jahren, in denen Theodor Wolff das *Berliner Tageblatt* leitete, wurde es zu einer weltweit beachteten deutschen Zeitung. Glanzvolle Federn hatte er um sich versammelt. Seine Leitartikel setzten Maßstäbe. »Sie wurden als die Stimme des demokratischen, freiheitlichen, europäisch gesinnten Deutschland überall zitiert; und sie erregten die Wut derer, die bei den Worten ›Freiheit‹ und ›Demokratie‹ zu ihren Revolvern griffen«, berichtete bei der ersten öffentlichen Verleihung des Preises 1965 einer der engsten Mitarbeiter Theodor Wolffs, Wolfgang Bretholz.

## Ein großer Journalist

Theodor Wolff, 1868 in Berlin geboren, kam als junger Mann zum *Berliner Tageblatt*, zunächst als kaufmännischer Lehrling. Doch das Talent zum Schreiben zeigte sich schnell. Er schrieb über Kultur, verfasste auch Romane und Dramen, mischte im Theaterleben mit. Die Neigung zum Feuilleton begleitete ihn sein Leben lang. 1894 ging er für das Tageblatt nach Paris. Die Dreyfuss-Affäre wurde für ihn zu einem prägenden Erlebnis. 1906 kehrte er als Chefredakteur nach Berlin zurück.

1933 entließ ihn das *Berliner Tageblatt* – nachdem die Nazis die Zeitung 14 Tage lang verboten hatten. »Wahre Demokratie und Gerechtigkeit verlangen«, so schrieb der Verleger damals an Wolff, »dass positive Leistungen des Staates ... sachliche Anerkennung erfahren. Ich kann mir nicht denken, dass Sie sich der Gefahr aussetzen wollen, von der Öffentlichkeit missverstanden zu werden, wenn Sie das *Berliner Tageblatt* auch dann noch verantwortlich zeichnen wollen.«

In diesem Brief spiegelt sich die ganze Ohnmacht jener Tage. Von »Demokratie und Gerechtigkeit« konnte ja längst keine Rede mehr sein. Aber Hans Lachmann-Mosse, der Verleger, war – anders als Theodor Wolff – ein ängstlicher Mann. Er gab dem Druck nach, anpassersich, wie der Brief zeigt. Es half ihm nichts: Auch er musste noch 1933 emigrieren. Für Theodor Wolff kam es zwei Monate später schlimmer. In Berlin verbrannten fanatisierte Studenten seine Werke. »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung ... Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.«

Er war für die Mächtigen nie ein bequemer Mann. Im Ersten Weltkrieg hatte er ein Jahr lang nicht geschrieben, weil er die Annexions-Politik Wilhelms II. und der deutschen Heeresführung ablehnte. Die Alldeutschen nannten ihn »Vaterlandsverräter«. Sein *Tageblatt* wurde auch damals schon immer wieder einmal verboten. Die Nationalisten merkten es sich und verfolgten ihn später mit blindem Zorn. Es zählte nicht, dass Theodor Wolff – durchaus national gesinnt – leidenschaftlich gegen die Verträge von Versailles kämpfte und die deutschen Politiker, die dem Druck der Sieger nachgaben und unterschrieben, hart kritisierte. Und auch mit den maßlosen Siegern ging er ins Gericht. Sein Leitartikel zu Versailles hieß: »Nein!«

Er plädierte für den Ausgleich zwischen Völkern und den Gegnern von einst. Er war entschieden, aber er argumentierte fast immer behutsam. »Über jeder Wahrheit«, so notiert er, »schwebt noch ein letztes Vielleicht«. Eine Wahrheit, an die mancher Selbstgerechte in diesem Beruf gelegentlich denken sollte. Der radikal-sozialistische Publizist Kurt Hiller – ein Gegner Wolffs – zollte ihm in einem Nachruf Respekt: Er kenne keinen Journalisten, der wahrheitsliebender gewesen sei. Kann man mehr sagen?

## Den Nachwuchs durch Vorbilder schulen

Am 24. Juni 1960 wurde der Theodor-Wolff-Preis der Öffentlichkeit vorgestellt. Er sollte »zur Heranbildung des journalistischen Nachwuchses durch Vorbilder« herausragende journalistische Leistungen auszeichnen. Ein halbes Jahr später – am 1. Februar 1961 – wurde er zum ersten Mal ausgeschrieben. Zehn Preise waren mit insgesamt 30.000 Mark (rund 15.300 Euro) dotiert.

Man wollte damit herausragende Texte prämiieren. Doch zugleich sollte journalistische Qualität und Qualifikation gefördert werden. Deshalb kann der Preis nur an hauptberuflich tätige deutsche Journalisten vergeben werden und nur für Artikel, die in deutschen Tages- und Wochenzeitungen und Nachrichtendiensten erscheinen. Ursprünglich durften nur die Vorstände der Landesverbände des Deutschen Journalisten-Verbands – von 1962 an auch die der Deutschen Journalistenunion – preiswürdige Arbeiten vorschlagen. Dieses eingeeengte Vorschlagsrecht wurde aber bald aufgegeben. Seither können auch der Autor selbst und seine Zeitung Artikel einreichen und inzwischen können Vorschläge auch aus

dem Kuratorium und der Jury des Preises kommen. Über die Preisträger entschied am Anfang der Vorstand der »Stiftung Die Welt«, unterstützt von einem Beirat angesehenen Journalisten.

In den ersten Jahren wurde um die Preisverleihung nicht viel Aufhebens gemacht. Die Preisträger wurden informiert und erhielten ihr Preisgeld. 1965 wurde der Preis zum ersten Mal öffentlich – in einer Feierstunde an der Freien Universität (FU) in Berlin – vergeben. Dies war möglich, weil die »Stiftung Die Welt« mit dem »Institut für Publizistik« an der FU 1964 vereinbart hatte, den Preis gemeinsam auszuschreiben. Den Anstoß gab der Geschäftsführer der Stiftung, Alfred Frankenfeld. In einem Brief hatte er 1962 dem Direktor des »Instituts für Publizistik«, Fritz Eberhard, geschrieben, ein so bedeutsamer Preis sollte eigentlich nicht allein von einer privaten Stiftung verteilt werden. Auch beim Pulitzerpreis in den USA habe eine Universität – Columbia – die Ausschreibung übernommen.

## Kooperation mit der Freien Universität Berlin

Für den Theodor-Wolff-Preis lag die Zusammenarbeit mit der Freien Universität nahe. In Berlin hatte Theodor Wolff gewirkt. Durch die Zusammenarbeit wollte man – so Frankenfeld – den Preis aufwerten und ihm »jene Neutralitätsposition« geben, »die verhindert, dass manche Verleger oder auch Journalisten fürchten, die ›Stiftung Die Welt‹ wäre doch nur ein Anhängsel der Welt-Verlagsgesellschaft in Hamburg, (obwohl sie in Wirklichkeit unabhängig ist)«. Die Kooperation mit dem »Institut für Publizistik« verschaffte zudem den jungen, um Anerkennung ringenden Zeitungswissenschaften an den deutschen Universitäten Aufmerksamkeit, ganz im Sinn der Stiftung. Fritz Eberhard berief 1964 gemeinsam mit der Stiftung eine zehnköpfige Jury, die über die Preisvergabe entscheiden sollte. Die Preissumme wurde auf 42.000 Mark (rund 21.470 Euro) erhöht.

Doch die Zusammenarbeit stand unter keinem guten Stern. Spannungen brachen auf, als die Apo (Außerparlamentarische Opposition) gegen die »faschistoide« Gesellschaft in der Bundesrepublik aufbegehrte. Als deren publizistischer Exponent erschien den 68ern die »Springer-Presse«. Fritz Eberhard selbst war in den 20er Jahren als radikaler Sozialist aus der SPD ausgeschlossen worden. Er hatte sich später unter großer persönlicher Gefahr im Widerstand gegen Hitler engagiert. Und auch wenn er nach der Rückkehr aus dem Exil ins politische

»Establishment« aufrückte – er war einer der Väter des Grundgesetzes und der erste Intendant des Süddeutschen Rundfunks –, solidarisierte er sich als Professor schnell mit den Zielen der Apo. Ihm – der 20 Jahre später als Mittachtziger noch Hausbesetzern in Kreuzberg Mut zusprach – war die »Springer-Presse« fast so verdächtig wie manchen seiner Studenten, jedenfalls zu konservativ.

Als die »Stiftung Die Welt« 1966 in der umfassenderen »Axel Springer Stiftung« aufgeht, kündigt Eberhard den Vertrag. Er wolle seinen Namen und sein Institut nicht mit Springer in Zusammenhang gebracht sehen. Die Stiftung solle nur noch das Geld zur Verfügung stellen und dem Institut die Verwaltung des Preises ganz überlassen, um dessen »Unabhängigkeit von einseitiger Interessennahme« zu unterstreichen, forderte Eberhard. Auch bei der Wahl der Jury beanspruchte er das letzte Wort.

Die »Axel-Springer-Stiftung« empfand es als Affront, dass ihre Unabhängigkeit derart infrage gestellt wurde. Man konnte geltend machen, dass in der Jury prominente Journalisten verschiedener politischer Couleur saßen – darunter Fritz Sängler, Ex-Chefredakteur der Deutschen Presse-Agentur, der acht Jahre lang die SPD im Bundestag vertrat. Der Konflikt spiegelte die Unversöhnlichkeit jener Jahre wider. So schrieb nun die »Axel-Springer-Stiftung« den Preis alleine aus.

In der aufgeheizten Atmosphäre nach 1968 war man aber auch bei Springer über den Konflikt nicht glücklich. Zwar zeigt die Liste der Preisträger aus jenen Jahren, dass der Theodor-Wolff-Preis allein nach journalistischer Qualität vergeben wurde. Viele Journalisten wurden ausgezeichnet, die der sozial-liberalen Koalition und vor allem ihrer Ostpolitik zuneigten. Niemand konnte also ernsthaft den Vorwurf erheben, die Jury sei nicht neutral.

Doch der Streit um die Politik der Bundesregierung gegenüber Moskau und der DDR begann die Gesellschaft zu spalten, und Axel Springer bezog in dieser Konfrontation sehr klar Position. Da lag es nahe, den Preis, der inzwischen zur angesehensten Auszeichnung für deutsche Journalisten geworden war, von jedem Verdacht der Parteilichkeit freizuhalten.

Der Präsident des Bundesverbands Deutscher Zeitungsverleger (BDZV), Johannes Binkowski, hatte, wie er später berichtete, »in verschiedenen Gesprächen mit Axel Springer die Überzeugung gewonnen, dass der Preis eigentlich in die Hände der gesamten Verleger gehöre«. Auch Springer dachte so. So wurde der Theodor-Wolff-Preis – für Arbeiten aus dem Jahr 1972 – zum ersten Mal vom

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger ausgeschrieben. Er hatte eine fiduziarische Stiftung »Theodor-Wolff-Preis« eingerichtet. Nicht alle Mitglieder des BDZV verstanden die Bedeutung des Preises für das Ansehen der Presse sofort. So half auch in der Übergangszeit die »Axel-Springer-Stiftung« noch über einige Jahre hin finanziell aus, bis die Stiftung beim BDZV auf festen Beinen stand.

## Ein Preis ist ein Preis

Theodor-Wolff-Preis ist Theodor-Wolff-Preis, 1962 wie heute. So scheint es. Wer sich über die Details beugt, erkennt schnell: Es scheint nur so. Die Ausschreibungsbedingungen wurden immer wieder einmal verändert. Als die Zusammenarbeit mit der FU begann, hatte man die Zahl der ausgeschriebenen Preise von zehn auf 14 erhöht. Sogar dies schien der Jury nicht immer genug: Sie teilte einige Preise auf mehrere Preisträger auf.

Die Preisvermehrung war nicht unproblematisch, zumal der Theodor-Wolff-Preis Konkurrenz bekam. Presseorganisationen, Stiftungen, Verbände, Unternehmen lobten immer neue Journalistenpreise aus, darunter bedeutende, die bestimmte journalistische Stilformen förderten. Für Reportagen entstand der Egon-Erwin-Kisch-Preis, der 2005 im Henri-Nannen-Preis aufging und der 2016 eine Neuausrichtung erfahren soll. Für investigative Texte gibt es zudem seit 1969 den Wächter-Preis der Tagespresse, um nur zwei wichtige Journalistenpreise zu nennen. 1976 reduzierte man die Zahl der Theodor-Wolff-Preise auf fünf. Sie stieg später vorübergehend noch bis auf sieben.

Die Geschichte des Preises zeigt aber auch einen Konflikt zwischen Jury und Stifter. Jede Jury will möglichst freie Hand bei ihrer Entscheidung. Vergabekategorien stören da. Auf der anderen Seite hatten die Stifter des Theodor-Wolff-Preises ein großes Interesse, alle journalistischen Formen und alle Themen zu fördern.

Zunächst lobte man deshalb die Preise für präzise Textformen und Themen aus: je einen für Leitartikel, Korrespondentenbericht, Reportage oder Interview, Lokales, Wirtschaft, Feuilleton, eine Glosse oder einen Kommentar aus der Wissenschaft, Gerichtsbericht und Sport. Und – ein Tribut an das Berlin nach dem Mauerbau – einen Preis für Artikel über die »Wiedervereinigung oder Berlin«. Doch die Vorgaben engten die Jury ein. Man vergab Preise, weil sie bestimmten Kategorien entsprachen, während andere (bessere?) Arbeiten auf der Strecke

blieben. Sie waren eben – in ihrer Kategorie – nur die zweitbesten. So lockerte man über die Jahre hin die Regeln immer wieder.

## Talente im Lokalen

1970 wird die Jury zum ersten Mal nicht mehr auf bestimmte journalistische Formen (wie den Leitartikel) festgelegt. Nur thematisch ist sie gebunden: Vier Preise sollten für Politik, je zwei für Kultur und Lokales und je einer für die anderen Themen vergeben werden. 1976 beschloss man, der Jury gar keine Vorgaben mehr zu machen – mit einer Einschränkung: Zwei der fünf Preise sollten Texte aus dem Lokalen auszeichnen. Im Übrigen galt: Qualität allein ist der Maßstab. Die Jury soll aber berücksichtigen, unter welchen Bedingungen die Artikel zustande gekommen sind. Der Preis soll nicht zur Domäne der großen Tages- und Wochenzeitungen werden, deren Redakteure viel Zeit zur Recherche und zum Schreiben haben. Auch bei kleineren Zeitungen gibt es große Talente, die Anerkennung verdienen. Wer die preisgekrönten Arbeiten der vergangenen Jahrzehnte liest, der sieht, wie viele eindrucksvolle Artikel in Lokalzeitungen erschienen sind. Und die Reaktionen zeigen, welcher Ansporn für diese Redaktionen die Auszeichnung ist.

Aus einem ähnlichen Grund wurden 1979 zwei Förderpreise für junge Redakteure ausgeschrieben. 1994 schaffte man sie wieder ab. Einmal, weil viele der Jüngeren nicht schlechter schreiben, recherchieren und argumentieren als altgediente Profis. Die Unterscheidung war willkürlich. Zum anderen wird seit 1991 der angesehene »Axel-Springer-Preis« gezielt für junge Journalisten ausgelobt.

Auch ein anderer Sonderpreis des Theodor-Wolff-Preises – für herausragende Parlamentsberichterstattung – wurde nur vorübergehend (1988 bis 1994) verliehen. Das Bundestagspräsidium hatte ihn angeregt. Die wichtige Arbeit des Parlaments sollte ins Licht gehoben werden. Doch der Preis half wenig: Die Einsendungen waren rar. Als der Bundestag 1993 selbst einen Medienpreis aus schrieb, wurde der Sonderpreis gestrichen.

Das Jahr 1995 brachte statt dessen eine andere Neuerung: Zum ersten Mal wurde ein Theodor-Wolff-Preis »für essayistischen Journalismus« durch ein höheres Preisgeld gegenüber sechs anderen Würdigungen herausgehoben. Er sollte



für eine »herausragende literarisch-journalistische Leistung« vergeben werden. Auch diese Regel hatte jedoch keinen Bestand.

Seit 2002 werden wieder nur noch fünf Preise ausgelobt, alle in gleicher Höhe mit 6.000 Euro dotiert. Die Form des journalistischen Essays hatte sich als schwer abgrenzbar erwiesen. So wurde – im Gedenken an den Leitartikler Theodor Wolff – einer der fünf Preise der Form »Kommentar/Glosse/Essay« gewidmet. Zwei der Preise werden für »Lokale Themen« vergeben, womit man der Tatsache Rechnung trägt, dass das Gewicht des Lokalen für die Zeitungen in der neuen Medienwelt wächst.

Die Jury hat 1997 zum ersten Mal zusätzlich ein »journalistisches Lebenswerk« mit einem Theodor-Wolff-Preis ausgezeichnet. Dieser undotierte Preis wird nicht zwingend in jedem Jahr vergeben. Bisher haben 13 Journalisten ihn erhalten.

## Brillante Texte

Wer die fast 50 Bände durchblättert, in denen seit 1969 die preisgekrönten Artikel erschienen sind, sieht freilich auch, dass sich nicht nur die Ausschreibungsbedingungen verändert haben. Die preisgekrönten Artikel sind emotionaler und persönlicher geworden. Es sind oft eher Geschichten als Analysen oder grundsätzliche Betrachtungen. Einzelschicksale rücken in den Mittelpunkt: Der Herzranke, der – fast ohne Hoffnung – über Wochen hin auf sein neues Herz wartet; der kleine Junge, den die Eltern in die Babyklappe legen und ein paar Stunden später zurückholen, zu ihrem Glück. Der Obdachlose, der als »Zugnomade« Tag und Nacht in den Zügen der Deutschen Bahn lebt und sich ernährt, indem er Pfandflaschen sammelt; die Geschichte eines Frankfurter Trinkhallenbesizers und dessen – zum Teil dahinvegetierender – »Saufkundschaft« oder das Porträt des Fotografen, dessen Lebensinhalt es war, Lady Di immer im Sucher zu haben. Texte, die – auch wenn es um einzelne Schicksale geht – doch Fragen an die ganze Gesellschaft stellen.

In den letzten Jahren wurden zudem immer wieder Artikel ausgezeichnet, in denen Journalisten über persönliche Erfahrungen berichteten, über den Konflikt, der sich an der Rolle des Vaters bei der Erziehung der eigenen Kinder entzündet; über die Gefühle des Journalisten, als er einer Partei beitrifft; über das glückliche

Leben mit dem eigenen behinderten Kind oder über die »Bewältigung« der Erinnerung an den RAF-Mord am Patenonkel: Alfred Herrhausen. Brillante Texte, emotionaler und gerade darum oft sogar fesselnder als jene, die in früheren Jahrzehnten ausgezeichnet wurden.

Doch dies hat auch eine Kehrseite, die zum Nachdenken über die Entwicklung der modernen Medien zwingt. Beiträge, die sich mit großen politischen Themen oder gesellschaftlichen Fragen beschäftigen, sind unter den preisgekrönten Arbeiten rar geworden. Vor rund 25 Jahren (1987) gingen drei Preise an Essays über die Barschelaffäre, Lothar Späths politischen Aufstieg und die provozierende Behauptung: »Deutschland ist teilbar.« Vor gut vierzig Jahren (1971) wurden Texte ausgezeichnet, die untersuchten, wie die Proteste der 68er das Denken der Gesellschaft verändert hatten, welche Rolle das Fernsehen für die Entwicklung eines Politikers spielte, die die politische Bedeutung de Gaulles würdigten und die mit den überzogenen Erwartungen abrechneten, die am Ende der Wunderjahre an die Wirtschaft gestellt wurden. Analytische und nachdenkliche Betrachtungen.

Dieser Wandel hat eine innere Logik. In einer Welt, in der die Bilder und Berichte von jeder mittleren Katastrophe, wo immer sie sich ereignet, uns zuverlässig und fast sekundenschnell erreichen – jedes Flugzeugunglück vom anderen Ende der Welt, jeder dramatische Autounfall auch in 500 Kilometer Entfernung –, wird es schwerer, den Zeitungsleser zu fesseln. Wir sind »live« dabei, wenn auf dem Tahrir-Platz in Kairo Mubarak hinweggefegt wird. Für einen Augenblick sind wir alle Ägypter. Wir hörten Gaddafis wütende Reden, wir erleben, wie der Tsunami ganze Städte in Japan hinwegschwemmt und wie die Atommeiler in Fukushima explodieren. Solchen Bildern gegenüber hat es das gedruckte Wort schwer. Bewegende Geschichten aber ragen aus dem unendlichen Strom der Bilder, Nachrichten, Informationen heraus. Und es sind Unikate. Dass Texte – verknüpft mit dramatischen Einzelschicksalen oder gar mit persönlichen Erlebnissen – mehr Aufmerksamkeit wecken, spiegelt den Umbruch in der Welt der Zeitungen und der Medien wider.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, sagen wir leichthin. Aber sagen Bilder wirklich immer, was sie zu sagen scheinen? Ein överschmierter Kormoran wurde zum abschreckenden Symbol des Golfkrieges. Nur: Der Kormoran hatte den Golf

nie gesehen. Sein Bild lag im Archiv. Und weckte Emotionen. Doch wird hier sachlich informiert? Das ist eine Frage an den Qualitätsjournalismus.

## Die Zeitung kann gar nicht von gestern sein

Längst werden Zeitungen nicht mehr nur gedruckt, sondern auch digital gelesen. Jury und Kuratorium haben dem Rechnung getragen: Seit 2013 kann der Theodor-Wolff-Preis auch für Artikel vergeben werden, die ausschließlich auf den Online-Seiten der Zeitungen erschienen sind. Im Jahr 2015 wurde der Preis ganz neu strukturiert. Seither wird je ein Preis in den Kategorien Lokales, Reportage und Meinung vergeben. Ein weiterer Preis wird für das von der Jury gesetzte »Thema des Jahres« vergeben. 2016 war dies »Flüchtlinge«, in diesem Jahr heißt das Thema »Populismus«.

Nichts ist so alt, wie die Zeitung von gestern. Doch über alle Veränderungen hinweg lesen sich die preisgekrönten Artikel heute noch frisch wie am ersten Tag. Sie sind als Texte »vergessen«, aber wer sie liest, erkennt: Sie wirken »über den Tag hinaus«. Sie haben die Gedanken beeinflusst, Menschen informiert, Leser ergriffen. Die Zeitung vergeht, aber sie hinterlässt Spuren in den Köpfen. Und deshalb hatte der Journalist und Gründer des Verbands der Lokalpresse, Erich Wagner, der zwei Jahrzehnte lang zum Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises gehörte, Recht, wenn er – ein Optimist – über die eigene journalistische Lebensbilanz schrieb: »Die Zeitung kann überhaupt nicht von gestern sein.«

*Thomas Löffelholz ist am 15. März 2018 im Alter von 85 Jahren gestorben. Der langjährige Chefredakteur von Stuttgarter Zeitung und Die Welt war Träger des Theodor-Wolff-Preises und gehörte von 2001 bis 2016 dem TWP-Kuratorium an.*

# »... so schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht«

Zum Leben und Werk von Theodor-Wolff

Von Bernd Sösemann

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* lobte ihn als »genauen Zeitbeobachter und -schilderer« (Johannes Gross). In der Wochenzeitung *Die Zeit* rühmte Wolf Schneider seine sprachliche Klarheit und Stilsicherheit. Zu seinem 60. Geburtstag hatte ihn bereits das *Neue Wiener Journal* den »vielseitigsten und dabei tiefsten und stilvollsten politischen Journalisten Deutschlands« genannt. Bis heute hält die Bewunderung für den Berliner Journalisten Theodor Wolff an. Womit beeindruckte er seine Zeitgenossen und worauf gründet sich seine anhaltende Wirkung?

Theodor Wolff gehörte der Generation der um 1870 Geborenen an. Er zählte damit zu den »Jungen« des Kaiserreichs, die in den 1871 gegründeten Nationalstaat mit nicht geringen Erwartungen und einer ausgeprägten Bereitschaft zum Handeln hineinwuchsen. Dazu sind Max Reinhardt (1873-1943), Karl Kraus (1874-1936), Thomas Mann (1875-1955), Max von Baden (1867-1922), Karl Helfferich (1872-1924) oder Walther Rathenau (1867-1922) ebenso zu zählen wie Richard Riemerschmid (1868-1957), Werner Sombart (1863-1941), Max Weber (1864-1920), Peter Behrens (1868-1940), Harry Graf Keßler (1868-1937) oder Max Halbe (1865-1944). Sie alle verbanden keineswegs die gleichen, aber doch weithin ähnliche Vorstellungen über eine Modernisierung, einige dachten sogar an eine Demokratisierung des Kaisertums und damit des Wilhelminischen Machtstaats. Sie dachten über die Sicherung einer wirtschaftlichen Prosperität nach, die zu einer Stärkung der sozialen Integration in der Industriegesellschaft führen könne. Sie sannten über alternative Lebensformen nach. Ihre »authentische« Kultur sollte in jenem »Zeitalter der Reizbarkeit« (Karl Lamprecht) zu einer neuen Identität führen. Ihr gemäßigter und unterschiedlich konsequent umgesetzter Ausbruch aus der »Welt der Väter« manifestierte sich in vielgestaltigen ästhetischen Protesten. Dabei schrieben sie der Bildung, der Literatur, der Kunst und besonders einer als politische und gesellschaftliche Kraft erstarkenden Öffentlichkeit die Schlüsselrolle zu.

Theodor Wolff wurde am 2. August 1868 als Sohn des aus Grünberg (Schlesien) nach Berlin gezogenen jüdischen Textilkaufmanns Adolph Wolff und seiner Frau Recha, geb. Davidsohn (Tochter eines Arztes aus Danzig), in der jungen Hauptstadt des Norddeutschen Bundes geboren. »Die Firma, die mein Vater in Berlin gründete«, erinnerte er sich später, »verkaufte »en gros« die geblühten Kattune, die damals bei den Berlinerinnen sehr beliebt waren.« Er hatte drei



*Theodor Wolff porträtiert von Lotte Jacobi, einer berühmten Fotografin der Weimarer Republik.*

Geschwister. Nach einem kurzen, lediglich mit der Mittleren Reife abgeschlossenen Gymnasialbesuch – »ich hatte mit der deutschen Sprache bei den Magistern kein Glück« – begann er, der Journalist werden wollte, zuerst einmal eine kaufmännische Lehre beim *Berliner Tageblatt* (B.T.), einem der größten Publikationsorgane seines Cousins, des angesehenen Verlegers Rudolf Mosse. Dabei blieb es nicht lange, denn mit Reisefeuilletons, Theater- und Literaturberichten erregte er in Berlin schnell Aufmerksamkeit. Die Stadt weckte seinen literarischen Ehrgeiz erfolgreich, in wenigen Jahren wurde er mit mehreren Romanen, Feuilletonsammlungen und Schauspielen weit über die Stadtgrenzen und sogar über Deutschland hinaus beach-

tet. Theater in Berlin, München, Kopenhagen und Wien führten seine Stücke »Niemand weiß es« und »Die Königin« auf. Er gründete mit Otto Brahm, Samuel Fischer und Maximilian Harden den Theaterverein »Die Freie Bühne«, mit dessen Hilfe die damalige Moderne, der Naturalismus, ihren Siegeszug antrat. Theodor Wolff übersetzte aus dem Französischen und machte mit einem enthusiastisch eingeleiteten Reclam-Bändchen Jens Peter Jacobsen in Deutschland bekannt. Eine Karriere als Journalist schien zumindest nicht mehr nahe zu liegen; die literarischen »Ikarusflüge«, wie er im Alter selbstkritisch über seine Kunst spottete, gaben aber nicht zu großen Hoffnungen Anlass.

## »Mosses junger Mann«

Die Perspektiven änderten sich überraschend schnell, als sein Verleger ihn für einen renommierten Platz im Ausland vorschlug. 1894 übernahm »Mosses junger Mann«, wie der schnelle Aufsteiger in der Öffentlichkeit in einer Mischung aus Spott und Bewunderung hieß, die Aufgaben des B.T.-Korrespondenten in Paris. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten waren damals nicht die besten, und Wolff gab sich keinen Illusionen hin. Die inhaltliche Grundlage für seine pragmatisch angelegte Berichterstattung bildete die von ihm im Herbst 1895 formulierte Erkenntnis: »Ich habe die Stimmung in Frankreich niemals schlechter gesehen als zur Zeit unserer liebenswürdigsten Werbungen.« Seine ausführlichen, atmosphärisch dichten und präzisen Telegramme über die Dreyfus-Zola-Prozesse, die Flut des Antisemitismus und Chauvinismus in der französischen Gesellschaft und das Interesse der deutschen Leser an den skandalträchtigen Vorgängen ließen die Zeitungsauflage und Theodor Wolffs Ansehen in kurzer Zeit steigen. Sein Kürzel »T.W.« stand für journalistische Qualität, geistige Unabhängigkeit und politische Seriosität. Als Zola sich vor Gericht zu verantworten hatte, berichtete Theodor Wolff seinen fernen Lesern in einem kleinen politischen Feuilleton: »Man führt an diesem Tisch einen ernsten Kampf, aber man führt ihn mit einem vergnügten Eifer. Im Grunde amüsirt man sich königlich. Man amüsirt sich über jede gelungene List, über die Resultate des eigenen Scharfsinns, über den Kampf als Kampf. Die ›Angeklagten‹ sind die Herren im Saale, die Ankläger werden gezwungen, sich zu verantworten. Man hat selten einen solchen Prozeß gesehen [...]. Zola spricht mit einer etwas rauhen und harten Stimme. Bald stößt er die Worte einzeln hervor, bald überstürzen sie sich. Er ist kein Redner. Und wenn es auch ein prachtvoller Hieb war – und voll brutaler Ironie –, als er sagte: ›Der General Pellieux hat seine Schlachten mit dem Schwerte gewonnen, ich die meinen mit der Feder; die Nachwelt wird zwischen dem General Pellieux und Emile Zola wählen‹, in diesem Saale, dessen ganzer Hintergrund mit einer wohldressierten Generalstabsclique besetzt ist, schaden dem ›Angeklagten‹ diese Äußerungen eines großen, schönen und berechtigten Selbstbewußtseins.«

Der Aufenthalt in Frankreich formte Theodor Wolffs politisches Weltbild, ließen Parlamentarisierung und später auch Demokratisierung zu seinen Hauptzielen

werden. In seinem großen Essay »Geistige und künstlerische Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich seit fünfundzwanzig Jahren« (1897) plädierte er für eine vorurteilslose Annäherung der leichteren Art zwischen den beiden Staaten. Kein Volk müsse dabei seine Identität und Originalität verlieren, denn gerade weil Franzosen und Deutsche so wenig einander glichen, ergänzten sie sich, könnten viel voneinander lernen. Er hoffte, dass die Diplomaten ihnen die Zeit gönnten, sich auszusprechen. »Wenn es auch schön sein möchte, Geschichte zu gestalten, dann sei es noch schöner, Kulturgeschichte zu machen.«

## Der Chefredakteur

1902 heiratete Theodor Wolff die Schauspielerin Marie Louise Anna Hickethier (1872-1956). Ihre drei Kinder wurden evangelisch getauft und von einem katholischen Hauslehrer in Berlin erzogen. Denn inzwischen, seit dem Herbst des Jahres 1906, war Theodor Wolff bereits wieder von Rudolf Mosse aus Paris in die Reichshauptstadt zurückgeholt worden. Er sollte die Chefredaktion der Zeitung übernehmen und ihr neue Impulse geben. Die Ablösung seines Vorgängers geschah allmählich und in moderater Form, der Wandel der Zeitung dagegen erfolgte in wenigen Jahren, kraftvoll, systematisch und entschieden. Theodor Wolff formte das B.T. zum fortschrittlich-liberalen Hauptblatt Deutschlands um. Nach kurzer Zeit wurde es auch vom Ausland hoch geschätzt und von den Diplomaten als repräsentative Stimme eines unabhängigen Nachrichtenorgans, den Nationalliberalen zwar im Grundsätzlichen, aber nicht in allen Fragen nahestehend, gewürdigt. Für die Redaktion gewann Theodor Wolff die besten Köpfe seiner Zeit. Bei der Suche nach Talenten konnte er sich neben seinen Kenntnissen auf ein sicheres Gespür und eine glückliche Hand verlassen. In der Redaktion sorgte er für die ihrer Entfaltung förderlichen Plätze, indem er diesen Individualisten, diesen versponnenen Künstlernaturen und genialen Sprachartisten den nötigen Freiraum verschaffte. Sein Vorgehen fand nicht immer sogleich den Beifall des Verlegers, doch der sich bald zeigende Erfolg des Blattes und die begeisterten Leserbriefe überzeugten Rudolf Mosse. Im *Berliner Tageblatt* schrieben u.a. Alfred Kerr, Rudolf Olden, Ernst Feder, Erich Dombrowski, Paul Scheffer, Fred Hildenbrandt, Victor Auburtin, Kurt Tucholsky, Joseph Roth und Alfred Einstein.



*Der Familienvater: Theodor Wolff mit seinen Kindern Richard, Lilly und Rudolf (v.l.).*

## Als »Vaterlandsverräter« beschimpft

In der Wilhelminischen Gesellschaft existierte zwar ein latenter Antisemitismus, doch trafen seine punktuellen vulgär-radikalen Ausprägungen keineswegs auf eine allgemeine Zustimmung. Alle Juden, seien sie nun weitgehend assimilierte, getaufte oder überzeugte, nutzten die Freiräume, die ihnen die Rechtsstaatlichkeit sicherte. Die Öffentlichkeit, eine weitgehend freie Presse und die sich daraus entwickelnden machtbegrenzenden Wirkungen des »öffentlichen Druckes« erlaubten eine relativ freimütige politische Kritik und gestatteten die Suche nach neuen Orientierungen. Zu keiner Zeit war Theodor Wolff, der gebildete, selbstsichere und gewandte Jude, in seinen politischen, kulturellen und sozialen Kommentaren unumstritten. Den Künsten gegenüber aufgeschlossen, reich an Auslandserfahrung und parteipolitisch unabhängig, formulierte er seine Ansichten über eine selbstbewusster zu vertretende Politik viel zu entschieden, als dass er nicht im Tagesstreit ein bevorzugtes Feindbild abgegeben hätte. Den meisten Völkischen war er allein schon seines mosaischen Glaubens wegen ein hassens-



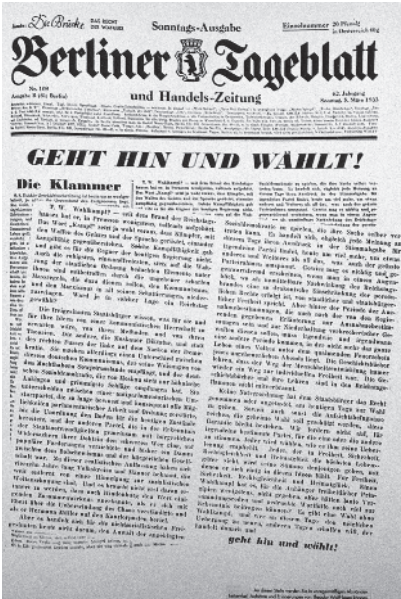
werter »typischer Vertreter der jüdisch-börsianischen Journaille«. Ein paar Jahre später setzten die gefährlichen Epigonen dieser Antisemiten ihn bei ihren Strafaktionen und in ihren Straßenschlachten auf die Feme-Mord-Listen. Die Alldeutschen schimpften ihn »Vaterlandsverräter«, weil er in seinen Leitartikeln ihre nationalistisch-imperialistischen Ziele nur allzu wirksam widerlegt hatte. Konservative Minister des Kaiserreichs verweigerten Theodor Wolff die erbetenen Interviews, obwohl der Reichskanzler ihn zur selben Zeit zu einem Exklusivgespräch eingeladen hatte. Im Ersten Weltkrieg setzten die Militärs gegen den Widerstand der Politiker einen monatelangen, weit über Deutschland hinaus registrierten und dem Deutschen Reich letztlich zum Schaden gereichenden Schreibverzicht Theodor Wolffs durch. Dagegen sah die erste Regierung der jungen Weimarer Republik Theodor Wolff als Botschafter für Paris vor, doch lehnte er das Angebot des Reichskanzlers Hermann Müller schließlich zugunsten der journalistischen Arbeit ab. Dessen politisch so unterschiedlichen Amtsnachfolger, die Reichskanzler Hans Luther, Gustav Stresemann und Kurt von Schleicher, nutzten Theodor Wolffs langjährige Kontakte zum Quai d'Orsay wiederholt für vertrauliche Missionen.

Theodor Wolffs gesellschaftspolitisches Denken bestimmte seinen Schreibstil. Seine liberale Haltung und seine freiheitlichen Ansichten wirkten sich auf Argumentationsweise und Darstellungsform aus. Sie beeinflussten seine Wortwahl und Diktion, führten zu spezifischen Beispielen und historischen Analogien, prägten sogar Bilder und Metaphern. Den Zeitgenossen sind Theodor Wolffs Belesenheit und seine literatur- und kulturgeschichtliche Bildung am stärksten erinnerlich. In Memoiren, Tagebüchern, Autobiografien und Korrespondenzen stoßen wir auf seinen Namen oder auf Kommentare zu seinen Leitartikeln. Nahezu ausnahmslos beeindruckten der Kenntnisreichtum und die differenzierte Argumentation. Selbstverständlich schien es allen seinen Lesern, dass die ihnen mitgeteilten Fakten immer stimmten. Die Exempla schienen nicht aus entfernten Schultagen herbeigezerrt zu sein oder aus oberflächlicher Schnellektüre zu stammen. Souverän ging Theodor Wolff mit Zitaten um. Seinen Gegnern hielt er am liebsten ihre sachlich überholten Ansichten und die von ihnen vergessenen oder verdrängten programmatischen Erklärungen vor. Im literarisch-journalistischen Gefecht freute es ihn, »auf glitschigem und abschüssigem Wege einen Halt bei einem berühmten Schriftsteller und einem guten Zitat zu finden«. Mit

unter häufte er jedoch auch zu viel des Guten auf einer einzigen Titelseite an. Es ist nicht nur einmal der Stoßseufzer überliefert, dass seine Kommentare zum Zeitgeschehen mit historischen und literarischen Bildungsgütern so befrachtet gewesen seien, dass man sich bei der Lektüre der eigenen Halbbildung nur allzu deutlich bewusst werde.

## Keine Scheu vor offenen Worten

Selbst literarische und kulturelle Themen behandelte Theodor Wolff in enger Beziehung zu den politischen Grundfragen, aus denen sie sich ursprünglich sachlich ergeben hatten. Im Vordergrund stand bei ihm, der nie eng parteipolitisch dachte und handelte, zumeist das Dreieck »Demokratie – Parlamentarismus – Fortschritt«. Wenn wir heute – nach den Erfahrungen aus der Endphase der Weimarer Republik und der nationalsozialistischen Diktatur – den damaligen Optimismus auch nicht mehr teilen können, so beeindruckt in unserer Zeit immer noch Theodor Wolffs journalistische Entschiedenheit und die Lauterkeit seines politischen Wollens. Da die Öffentlichkeit der Weimarer Republik von starken monarchistischen und ständischen Vorstellungen bestimmt war und Theodor Wolff die deutliche Formulierung des eigentlichen Problems ebenso wie die journalistische Offensive liebte, setzte er in seinem für die Kandidatur Friedrich Eberts werbenden Porträt bei überholten feudalen Ansichten und den sich darauf gründenden aktuellen Diffamierungen an: »Es wäre vielleicht für Deutschland besser gewesen, hätte man einige solcher Sattlergesellen schon früher herangeholt. In keinem anderen Lande wagte man es noch, von einem Manne witzelnd zu sprechen, weil seine große Leistung nicht aus Familientradition und regelmäßig erledigter Amtsbüffelei entstand. Denjenigen fehlen Selbstbewußtsein und Kulturempfinden, die sich, neidischen und scheelsüchtigen Kasten nachplappernd, vor dem Verdienste eines, der zu ihnen gehört, nicht beugen wollen. Das englische Parlament vom Jahre 1653 hieß »Barabones Parlament«, nach einem Manne, der ebenfalls ein Sattler war. Mit Stolz verzeichnen die englischen Geschichtsschreiber, daß es unter den ersten Mitgliedern des freien Parlaments und unter den besten Staatsdienern jener Aufstiegszeit Schuhflicker wie Hewson und Rolfe, Schneider wie Pemble, gewöhnliche Soldaten wie Skippon, Bedienstete wie Deane, Berners und Horton, Kesselflicker wie Fox, Krämerlehrlinge wie Salvay



Klare Botschaft auf Seite Eins im März 1933.

Autorität durchzusetzen weiß. Er hatte diese Autorität nicht in einer goldenen Wiege gefunden, er borgte sie nicht von vermoderten Ahnen, er sicherte sie sich nicht durch Theaterputz und Treffen, aber sie kam ihm aus dem unerschütterlichen Verantwortungsgefühl gegenüber dem Volke und der Republik.«

## Gegen die Zensoren

Eine sprachlich und inhaltlich ungewöhnlich scharf ablehnende Position nahm Theodor Wolff im Sommer 1918 ein, als er Houston Stewart Chamberlains philosophischen Spekulationen über den »germanischen« und »semitischen« Geist und dessen deutschen Nachschwätzer ironisierte. Ebenso wenig wollte er Zweifel an seiner Einschätzung der geistig-kulturellen und damit auch der politischen

und Whalley gab. Allerdings, der Gerber Kleon in Athen hat in der Geschichte einen schlechten Ruf. Aber Kleon war ein nationalistischer Kriegshetzer, völkisch und athenisch-national. [...] Erst neulich hat mir ein Großindustrieller, den man nicht gerade zu den Demokraten rechnet und den seine Kreise besonders ehren, mit warmer Betonung gesagt: »Dieser Ebert ist wundervoll!« Und ein Hochgestellter, der auch kein Demokrat ist, pflegte seine Meinung gern in die Worte zusammenzufassen: »Er ist ein Herr!« In der Tat, Ebert, der »Sattlergeselle« war »ein Herr« – nicht ein Herr mit feudaler Volksverachtung, wohl aber ein Herr, der im Namen eines selbständigen Volkes auftritt und seine

geht hin und wählt!

Situation in der Weimarer Republik aufkommen lassen, als er das zeitweilige Aufführungsverbot des in den USA verfilmten Romans »Im Westen nichts Neues« von Erich Maria Remarque angriff. Die Oberzensurstelle hatte die Aufführung am 11. Dezember 1930 verboten. Vier Tage später erinnerte sich Theodor Wolff in der heftigen und politisch polarisierenden Debatte an die Zeit der Dreyfus-Auseinandersetzungen in Frankreich. Nur allzu deutlich standen ihm bei der Niederschrift seine historischen Erfahrungen vor Augen mit einem weithin gesellschaftsfähigen Antisemitismus und Rassismus, mit den Hetzkampagnen von Nationaldemagogen und mit einem, wie er meinte, schimpflichen Opportunismus liberaler Politiker. Deshalb appellierte er an die verantwortlichen Minister und Parteiführer Deutschlands, nicht mit dem Vertrauen des Volkes zu spielen. Es dürften demokratische Einstellungen und Haltungen nicht diffamiert, staatliche Institutionen nicht noch zusätzlich geschwächt und dadurch den wahren Feinden des freiheitlichen Rechtsstaates auch noch entgegengearbeitet werden. Der historische und Zitaten gesättigte Rückgriff Theodor Wolffs geht dabei über Frankreich hinaus, sogar noch über das Nibelungenlied hinweg – der Film verzichte auf den hochpathetischen Recken-Ton von »Helden lobebäre« – und schließlich über die griechische Götterwelt bis hin zu Hannibal: »Hannibal ist immer vor den Toren geblieben, weil der römische Senat die Energie zum Widerstand aufbrachte, und in Frankreich hat die Faust Waldeck-Rousseaus schließlich die nationalistischen Republikfeinde gebändigt – bei uns will man offenbar den Nationalsozialismus überwinden, indem man ihm zu der wundervollen Siegesreklame verhilft. [...] Das Verbot ist erfolgt, nachdem zwei Minister, deren Ämter, deren zuständige Mitarbeiter den Film für absolut einwandfrei erklärt hatten, zu der Einsicht gelangt sind, daß weiterer Widerstand gefährlich für ihre ministerielle Stellung sei. Selbstverständlich sagen sie, sie hätten den Film erst jetzt kennengelernt und hätten sich nun nachträglich, sehr opportun, von seiner Schädlichkeit und von der Blindheit ihrer Ressortbeamten überzeugt. Wir haben hier das Reichskabinett Brüning so weit unterstützt, wie das einer unabhängigen Zeitung möglich ist, und wir hätten den Wunsch, das auch weiterhin tun zu können. Erstens, weil die Persönlichkeit Brünings Anspruch auf Sympathie und Achtung hat, und zweitens weil in der Weiterexistenz dieses Kabinetts einstweilen die einzige Möglichkeit liegt, die radikale Flut wieder verebben zu lassen oder zurückzudämmen. [...] Die plötzliche und momentane Furcht, die ein achtzehnjähriger

Krieger bei der ersten Begegnung mit dem Sperrfeuer empfindet, schädigt das Ansehen Deutschlands nicht. Aber das Ansehen Deutschlands und das Ansehen der Regierung werden sehr geschädigt, wenn die vollen Hosen Ministerhosen sind.«

### »Sprache der Tatsachen«

Theodor Wolff bevorzugte in seiner Sprache das Florett, nicht den Säbel. Er bediente sich lieber der Ironie und des enthüllenden Zitats als der schwerfälligeren Darlegung von Argumentationsketten. Er wollte seine Leser zum Nachdenken anregen und lehnte es ab, sie mit Bewertungen und Urteilen zu bedrängen. Ein Grundton der Skepsis lässt sich in den Leitartikeln der späten Weimarer Jahre und in seinem literarischen Werk nicht überhören. Doch trat nicht einmal im Exil Resignation an die Stelle seiner letztlich doch optimistischen Grundhaltung. Diese Einstellung bestimmte eine Erfahrung, die Theodor Wolff in einem seiner historischen Berichte erläutert: »Man kann selbst die Menschen nicht mit der endgültigen Gewißheit erforschen, mit der ein wirklicher Historiker die Geschichte eines vor dreitausend Jahren beigetzten Pharaonen verfaßt. [...] So schwebt über jeder Wahrheit noch ein letztes Vielleicht.« Kann man auf der Suche nach »Wahrheit« weiter gelangen? Einer seiner Kritiker auf dem linken Flügel des politischen Spektrums, der Publizist Kurt Hiller, hat in seinem Nachruf auf Theodor Wolff dessen Streben nach Genauigkeit im Faktischen und nach Wahrhaftigkeit in Darstellung und Argumentation anerkennend hervorgehoben, indem er feststellte, er kenne keinen Journalisten, »der wahrheitsliebender« gewesen wäre.

Theodor Wolff dürfte es nicht überrascht haben, dass der Titel eines seiner Bücher »Vollendete Tatsachen« wiederholt zur Kennzeichnung seiner Einstellung bemüht wurde. Seine »Sprache der Tatsachen« verdichtete sich leitmotivisch und konnte schließlich sogar sprichwörtlich werden. Die von ihm noch während des Krieges 1914/18 vorgelegte Sammlung seiner unter den Bedingungen von Zensur und Presselenkungen entstandenen Artikel stehen ebenfalls zu Recht unter diesem Signum »Vollendete Tatsachen«. Die Erfordernisse der Situation habe der Journalist zu erkennen und angemessen sachlich zu beschreiben, sein

prüfender Blick müsse sich auf die Voraussetzungen, die bestimmenden Faktoren und verantwortlichen Personen richten. Für Wunschvorstellungen gebe es im politischen Journalismus so gut wie keinen Platz. Träume, Visionen und Harmonisierungen aller Art seien höchstens für das Feuilleton brauchbar, denn außerhalb dieses Ressorts gelte es, sich den »fertigen Tatsachen« zu stellen. Auf diese Haltung gründe sich die Glaubwürdigkeit eines Journalisten. Ein Artikel wirke nur dann nachdrücklich, wenn er dem Leser den Eindruck vermittele, der Schreiber vermöge für das, was er spreche, mit voller Sicherheit einzustehen. Deshalb gehöre zur Überzeugungsmacht eines Zeitungsartikels nicht nur seine formale Korrektheit und ein gewisser Abwechslungsreichtum, sondern auch eine ehrlich-schlichte Schmucklosigkeit.

### »Einheit aus Eigenwilligen und Eigenartigen«

Theodor Wolff hat sich nie gedrängt gefühlt, sein journalistisches Tun einmal systematisch und mit methodologischem Anspruch darzustellen oder sein Schreiben in der Öffentlichkeit zu reflektieren. Selbst als Willy Haas ihn aufforderte, für die *Literarische Welt* im Kreis von weiteren Chefredakteuren einmal über das »Zeitungsmachen« zu berichten, hat er sich nur widerwillig dazu bereit erklärt, einige allgemeine Gedanken niederzuschreiben. Sie handeln das eigentliche Thema kurz ab, um sich ausführlicher mit der »Organisation der Geister« auseinander zu setzen, denn das Ideal bestehe darin, erklärte Theodor Wolff, verschiedene Individualitäten um sich zu versammeln, Nivellierung zu vermeiden, allen die freie Entfaltung ihrer Persönlichkeit in ihrer Redaktion zu ermöglichen und »aus all den Eigenwilligen und Eigenartigen eine Einheit zu bilden«. Dieser Haltung müsse jeglicher Versuch widerstreben, alle Mitarbeiter auf einen Stil und das Blatt damit auf einen Jargon zu trimmen. Theodor Wolff vermutete nicht zu Unrecht, dass solche qualvolle Manier lediglich geeignet sei, Gedankendürre zu verbergen.

Andererseits kannte er die schwierige Aufgabe des Journalisten, im täglichen Kampf um Beachtung und Erfolg originell, farbig und eindrucksvoll sein zu müssen. Seichter sprachlicher Manierismus konnte für ihn jedoch ebenso wenig eine Lösung des Problems sein wie das Hineinwuchern der schreienden Rhetorik aus

den Überschriften in die Texte. »Es empfiehlt sich«, mutmaßte er in der *Literarischen Welt*, »in einer Zeitung Schweres und Nüchternes gefällig vorzutragen, wenn man hurtig vorbeieilende, zerstreute Leser für eine Idee gewinnen will. Aber fürchterlich ist die wässrige, plätschernde Anmut gewisser Plauderkünstler, und an die Wand der Redaktionszimmer sollte man das Goethesche Wort schreiben, dass ›getretener Quark breit wird, nicht stark.«

Theodor Wolff fand seine Vorbilder für einen angemessenen journalistischen Stil zwar sowohl in der deutschen Klassik wie in der Gegenwartspublizistik, doch sah er sie in ungleich größerer Anzahl unter den Franzosen. Er nennt ausdrücklich Anatole France, Emile Zola, Georges Clemenceau und Stendhal mit seinen »petits faits«, Goethe, Kleist, den Fürsten von Bülow, Gustav Freytag und Victor Auburtin. Anatole France bewunderte er außerordentlich, denn dieses Sprachgenie arbeite behutsam wie ein Diamantschleifer und überlasse beim Niederschreiben nichts dem Zufall. Theodor Wolffs Urteil über den Politiker Clemenceau schwankte erheblich, allein seine Bewunderung für den Journalisten und Redner blieb bestehen, denn Clemenceau besitze eine Reihe von Eigenschaften, die urfranzösisch seien: »den blendenden Witz, die schneidende Ironie, den verblüffenden Elan, die künstlerische und gesellschaftliche Verfeinerung, das kalte Feuer und die rastlose, sprudelnde Lebendigkeit«. Er sei einer der geistreichen und blendendsten Redner. In der parlamentarischen Debatte brilliere er als geschicktester und als fortreibendster unter seinen Kollegen. Der klare Fluss seiner Sprache, den amüsanten Wechsel seiner Einfälle, die »frische Verve« seiner Angriffe und nicht zuletzt die logische Schärfe seiner Beweisführung gestatteten es, ihn den größten polemischen Journalisten unserer Tage zu nennen.

Im Weltkrieg 1914/18 hatte Theodor Wolff den annexionistischen Kurs der Reichsregierungen kritisiert. Die Schwert-Rhetorik Wilhelms II. und die Phrasen der zahlreichen literarischen »Schreibtisch-Helden« ließen ihn sogar einmal über den Sinn internationaler Journalistenschulen nachdenken. Doch letztlich hielt er von dergleichen Unternehmungen nicht viel. Er setzte auf die Kraft des Phantasie-reichtums sowie auf die Unkonventionalität des Talents und dessen Willen zum Ausharren. Denn auch auf das Genie warte nicht die Sternstunde. Sie müsse vorbereitet werden. Wer die Zweifler besiegen und die Lauen gewinnen wolle, der benötige einen kräftigen und langen Atem. Eine Melodie müsse oftmals

vorgetragen werden; variationsreich und so ausdauernd, bis sich das Ohr an den neuen Ton gewöhnt habe.

## Gründung der »Deutschen Demokratischen Partei«

Selbst in der praktischen Politik schlug Theodor Wolff einen ähnlichen Weg ein. Doch zeigte er auf diesem ihm weniger vertrauten Parkett nicht eine vergleichbare Kraft und eine ähnliche Ausdauer. Er gründete in der politischen Euphorie des Novembers 1918 zusammen mit Alfred Weber und Otto Fischbeck die »Deutsche Demokratische Partei«, kritisierte in den folgenden Monaten die Räteherrschaft und die Annahme des Versailler Vertrags und griff später sogar noch mit zwei anspruchsvollen Büchern in die Debatte über die Kriegsschuldfrage ein. Doch bereits nach einem Jahr praktischer Erfahrung mit dem Parteileben »leidend unter Fraktionszwang, organisatorischen Schwerfälligkeiten und einem verblassenden konzeptionellen Profil« zog sich Theodor Wolff sukzessive auf seine redaktionelle Arbeit zurück. 1926 trat er schließlich wegen eines fundamentalen Dissenses mit seinen liberalen Parteifreunden in der Kulturpolitik (sog. Schmutz- und Schundgesetz) aus der Partei aus. Diesen Schritt registrierte die Öffentlichkeit ebenso aufmerksam wie seine entschiedene publizistische Unterstützung der Politik des Außenministers Gustav Stresemann und seine zu Beginn der 30er Jahre wiederholten Aufforderungen an die Demokraten, sie sollten die Voraussetzungen für eine gemeinsame Front gegen KPD und NSDAP schaffen. Er hatte erkannt, dass die Gemäßigten, die Liberalen, traditionell die Kräfte des Ausgleichs und der Konfliktminimierung, langfristig keinen Rückhalt im parlamentarischen und öffentlichen Leben mehr fänden, wenn den Extremisten aus Schwäche ein zu großer Bewegungsraum zugebilligt würde.

Antisemitismus und »Judenfrage« bildeten für Theodor Wolff keine bedeutenden Themen. Im November 1923 hatte bereits sein Name auf den Mordlisten der rechtsradikalen Verbände und der Nationalsozialisten gestanden. Keine geschliffene Phrase, keine dunstige Ideologie, schrieb er damals, könne darüber hinwegtäuschen, dass die Nationalsozialisten mit ihrem Geschrei nach umstürzender Gewalt, mit der Rassenverhetzung und der Rohheit lediglich gemeine Pöbeltriebe aufreizten und zu Verbrechen trieben. »Würde man eine Unter-



suchung vornehmen können, so würde man unter den von alten Weibern verhätschelten und von ungebildeten Großindustriellen protegierten Wanderpropheeten des Nationalismus nicht wenige pathologisch interessante Gehirne feststellen. [...] Die Benebelten, die mit Theorien nichts anzufangen wissen, greifen zum praktischen Revolver und schießen los.«

## Auseinandersetzung mit seiner jüdischen Herkunft

Erst im Exil und dabei vor allem in seinem Manuskript »Die Juden« hat Theodor Wolff sich gründlicher mit dem Judentum, dem Antijudaismus und mit dem Antisemitismus der Nationalsozialisten auseinander gesetzt. Er tat es im vollen Bewusstsein der quälenden Ungewissheit über sein eigenes späteres Schicksal in einer sich unaufhaltsam verschlechternden Exilsituation, in nur geringer Kenntnis der nationalsozialistischen Mordtaten – von einem systematisch betriebenen Massenmord an den Juden ahnte er nichts – und auch nur unvollständig informiert über die Mitwirkung der französischen Sicherheitskräfte an den Verfolgungen in seiner unmittelbaren Umgebung. Alles, was er in Nizza über Kollaboration der französischen Exekutive mit der Gestapo erfuhr und erlebte, musste ihn noch tiefer enttäuschen als das Verhalten der Italiener. In dem Vichy-Frankreich wollte er, nachdem seine Anfang der 40er Jahre halbherzig erfolgten Ausreisepläne gescheitert waren, eine zwar schwache, doch prinzipiell nicht unzuverlässige Bastion der Freiheit sehen. Deshalb stößt man in seinen Ausführungen über »Die Juden« auf eine heute sprachlich-inhaltlich irritierend wirkende Zurückhaltung im Urteil über die Verfolger. Mit der breiten Masse der geflüchteten Juden verband den geachteten, gebildeten und zeitlebens um Assimilation bemühten Theodor Wolff wenig. Über ostjüdische Emigranten vermochte er sich, wie zahlreiche andere deutsche Juden, keineswegs freundlich, ja in geradezu abschätziger Überheblichkeit zu äußern. Theodor Wolff hat so gut wie nie eine Synagoge besucht, erzählte sein Sohn Rudolf, dennoch habe er seinen Glauben nicht verleugnet. »Ich verstehe, daß Menschen, die immer herumgestoßen und aus ihrem Boden gerissen werden, eine Heimat brauchen, in der sie sich verwurzelt fühlen. [...] Wenn hinter den Fenstern einer benachbarten Wohnung ein frommes Ehepaar die Sabbatlichter anzündet, so sind das zwar nicht meine Kerzen, aber ihr Licht ist warm.«

## Endphase der Weimarer Republik

In der Endphase der Weimarer Republik sah er die größte Gefahr für die Demokratie von den Nationalsozialisten ausgehen und empfahl deshalb zum Entsetzen seiner liberalen Parteifreunde öffentlich, in dieser Ausnahmesituation nicht die rechtsliberale Splitterpartei, die neu gegründete »Deutsche Staatspartei«, sondern die SPD zu wählen. Darin drückte sich kein politischer Kurswechsel aus, sondern lediglich politischer Pragmatismus. Die letzten Leitartikel beschworen wie zuvor nachdrücklich freiheitliche, politische Ideale und zeichneten ein düsteres Szenarium rechts- und linksradikaler Politik.

Denn es sei schließlich ein geringer Unterschied, ob »statt des rechten Fußes der linke auf dem Nacken der Demokratie« stehe. Theodor Wolff musste nach dem Reichstagsbrand (27./28. Februar 1933) unter Lebensgefahr aus Berlin fliehen. Zwei Wochen später verbrannten die Nationalsozialisten seine Bücher. Ihr »Feuerspruch« lautete: »Gegen volksfremden Journalismus demokratisch-jüdischer Prägung, für verantwortungsbewußte Mitarbeit am Werk des nationalen Aufbaus! Ich übergebe der Flamme die Schriften von Theodor Wolff.« Am 27. Oktober 1937 erkannte ihm das nationalsozialistische Regime offiziell die deutsche Staatsbürgerschaft ab. Im Frühjahr 1933 war er zuerst nach Österreich geflohen, dann in die Schweiz. Doch die eidgenössischen Behörden hatten ihm den erhofften Schutz verweigert und ihm lediglich ein



*Blick in eine ungewisse Zukunft:  
Theodor Wolff im französischen Exil*

Visum für einen Kurzaufenthalt ausgestellt. Schließlich fand Theodor Wolff in seinem geliebten Frankreich einen Exilort.

## Exil in Nizza

In Nizza lebte er sich unter relativ günstigen Umständen schnell ein, verfasste literarische und historische Werke, setzte sein Tagebuch fort und schrieb Teile seiner Erinnerungen nieder. »Anfangs kaufte er sich am Kiosk beim Casino de la Jetée [in Nizza]«, erzählte Egon Erwin Kisch in seinem mexikanischen Exil über Theodor Wolff, »gelegentlich das *Berliner Tageblatt* und schüttelte fassungslos den Kopf über den Tiefstand, der an der einst von ihm verwalteten Stelle Platz gegriffen. Nach dem 30. Juni 1934, so erzählte er dem Schreiber dieser Zeilen, kaufte ich mir das Blatt sogar aus Interesse; ich wollte sehen, was die Bürschchen über die Ermordung von Röhm sagten, dem sie immerfort ganz besonders Weihrauch gestreut, ihn, wenn auch in versteckter Form, über Hitler gestellt hatten. Da sah ich über die vier Spalten die ersten Seiten mit den größten Lettern die Überschrift: Durchgegriffen! Seither habe ich das *Berliner Tageblatt* nie mehr in die Hand genommen.«

Die autobiografischen Berichte über das Kaiserreich und die Weimarer Republik erschienen 1936 unter dem Titel »Der Marsch durch zwei Jahrzehnte« im Verlag Allert de Lange; im selben Jahr gab es eine englische und 1937 eine französische Übersetzung. An den publizistischen Fernkämpfen gegen den Nationalsozialismus beteiligte er sich prinzipiell nicht. Mit Erich Kästner teilte er die Meinung, ein Schneeball lasse sich aufhalten, nicht jedoch eine Lawine. In der Zeit der Demokratie und Freiheit hatte er seine politische und gesellschaftliche Aufgabe als politischer Mensch und Journalist gesehen. Ein autoritäres oder totalitäres Regime funktionierte nach Prinzipien, die sich auch auf die Presse verhängnisvoll auswirkten. In einer bislang unveröffentlichten Aufzeichnung aus dem Exil heißt es dazu: »In keinem autoritär geleiteten Lande kann die Presse handelnde Person sein, immer ist sie nur der begleitende Chor. Und auch nicht der antike Chor, der Chor des Ödipus, der nach freiem Ermessen lobsingend oder beschwörend seine Stimme erhob. Das gehört zu den Lebensnotwendigkeiten des Systems, der autoritäre Staat könnte nicht anders bestehen. Aber eine Abweichung vom ursprünglichen Prinzip ist es, wenn unter dem bolsche-



*Von den Nazis in den Tod getrieben: Auf dem Jüdischen Friedhof in Berlin-Weißensee fand Theodor Wolff seine letzte Ruhestätte (vorne links).*

wistischen Regime innerhalb der eigenen Glaubensgemeinschaft die Diskussionsfreiheit, das Recht auf Kritik abgeschafft worden ist. ›Diktatur des Proletariats‹ war ein ziemlich enger Begriff, aber es kann innerhalb dieser verengerten Welt, diese Welt der Masse, noch etwas wie eine öffentliche Meinung geben, gewissermaßen sogar einen für diese proletarische Masse reservierten Rest von Demokratie. Der ›Führergedanke‹, in einer persönlichen Diktatur verwirklicht, stand nicht im Testament Lenins. Es leuchtet ein, daß eine exakt dirigierte Presse die Regierungsarbeit erleichtert, oder doch zumindest nicht behindern kann. Die Politik kann sich wie auf einer eingezäunten einseitigen Autostraße bewegen, kein Huhn, keine Gans laufen im unpassenden Moment über den Weg. Aber neben den Vorteilen der scharfen Reglementierung stellen sich auch einige Nachteile ein. Das Ausland verzeichnet die Äußerungen einer solchen ›öffentlichen Meinung‹ mit Vorbehalt, es vermag aus ihnen eine wirkliche Volksstimmung nicht herauszulesen, es sieht nur das Wunder der Disziplin. Sodann – die Bremsvorrichtungen, die aus der Existenz der Parteien, aus der Verschiedenheit der Ansichten, aus der Möglichkeit der Kritik sich ergeben, sind fortgenommen. Wie

die Beine der riesenhaften Massenarmee marschieren alle gedruckten Worte in der gleichen Richtung und zum gleichen Ziel. Es ist ein allgemeines Vorwärtsdrängen, und ein Zurück ist ein Manöver, das sich nur unter einem sehr geschickten Kommando glatt ausführen läßt. »Dynamik« ist eines jener Modeworte, die irgendwo auftauchen und die dann sehr bald auf jeder literarischen Suppe schwimmen. Es ist mit einer übertriebenen, nicht vorsichtig gelenkten Dynamik wie mit der Tanzleidenschaft jenes Fräuleins, das nicht aufhören konnte herumzuwirbeln, und tanzend in die Hölle geriet.«

Am Vormittag des 23. Mai 1943 verhafteten die nach Südfrankreich, in den Vichy-Staat vordringenden Italiener Theodor Wolff im Auftrag der Gestapo und lieferten ihn seinen Widersachern aus. In kurzer Zeit trieben jene den geschwächten alten Mann in Krankheit und Tod. Er starb am 23. September 1943 nach einer zu spät gestatteten Operation im Jüdischen Krankenhaus in Berlin. Sein Grab findet sich heute in der Ehrenreihe des dortigen Friedhofs. Der ehemalige Blumenmarkt in der Nähe des alten Berliner Zeitungsviertels trägt seit 1988 den Namen Theodor-Wolff-Park; eine Schautafel präsentiert dort ausgewählte Leitartikel im jährlichen Wechsel.

*Alle in diesem Beitrag veröffentlichten Fotos entstammen dem Teilnachlass von Theodor Wolff, der sich im Besitz der Freien Universität Berlin befindet.*

## Verzeichnis der wichtigsten Werke

Theodor Wolff: Der Journalist; Der Publizist; Der Chronist, hg. von Bernd Söse-  
 mann, 3 Bde., Düsseldorf/München 1993-1997. – Bernd Söse-  
 mann: Theodor Wolff: Ein Leben mit der Zeitung, Stuttgart, 2. überarb. Auflage, 2012. – Erleb-  
 nisse, Erinnerungen, Gedanken im südfranzösischen Exil, hg. von Margrit Bröhan,  
 Boppard 1992. – Die Juden, hg. von Bernd Söse-  
 mann, Königstein 1984. –  
 Tagebücher 1914-1919, hg. von Bernd Söse-  
 mann, 2 Bde., Boppard 1984. – Jür-  
 gen Fröhlich/Bernd Söse-  
 mann: Theodor Wolff: Journalist, Weltbürger, Demokrat,  
 Berlin 2004 – Reingard Porges: Theodor Wolff, The Writer in Exile 1933-1943,  
 Münster 2010. – Söse-  
 mann: »Ich will mir gern die Finger verbrennen.« Der Jour-  
 nalist Theodor Wolff, Berlin 2009. – Söse-  
 mann: »Es ist im Grunde eine schöne  
 Zeit« Vater-Tagebuch 1906-1913. Mit ausgewählten Dokumenten, Berlin 2018.

## Bereits zu Lebzeiten Theodor Wolffs sind erschienen

Die stille Insel, Schauspiel, Berlin 1894. – Die Sünder, Berlin 1894 (Köln  
<sup>2</sup>1909). – Niemand weiß es, Stück in 3 Aufzügen, München 1895. – Pariser Ta-  
 gebuch, München 1908 (<sup>2</sup>1908; Berlin <sup>3</sup>1927). – Vollendete Tatsachen 1914-  
 1917, Berlin 1918. – Das Vorspiel, München 1924 (Paris 1926). – Der Krieg des  
 Pontius Pilatus, Zürich 1934; (London 1935, Paris, New York 1936, Prag 1937).  
 – Der Marsch durch zwei Jahrzehnte, Amsterdam 1936; London 1936, Paris  
 1937 (Neuausgabe 1989 unter dem Titel: Die Wilhelminische Epoche). – Die  
 Schwimmerin, Zürich 1937.

## Der Autor

*Professor Dr. Bernd Söse-  
 mann (geboren 1944) ist Historiker und Leiter der  
 Forschungsstelle AKiP am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität  
 Berlin. Als pensionierter Professor für Allgemeine Publizistik mit dem Schwer-  
 punkt Neue Geschichte gibt er die »Beiträge zur Kommunikationsgeschichte«  
 heraus und hat unter anderem Schriften, Tagebücher und Korrespondenzen  
 Theodor Wolffs veröffentlicht. Seit 1992 ist er Mitglied im Kuratorium Theodor-  
 Wolff-Preis.*

Die Nominierten und ihre Arbeiten

# VESER KURIER

TAGESZEITUNG FÜR BREMEN UND NIEDERSACHSEN

SONNABEND, 4. MÄRZ 2017 | 73. JAHRGANG | NR. 54 | EINZELPREIS 1,70 €

## Pinguins-Sieg: Sensation perfekt

**Bremen.** Das Fluchtmann-Pinguin-Team ist erfolgreich zurück. Durch einen 2:1-2:2-Führungsspieler, der Leistungswort ist, begeisterte sich der Bremer Publikum als Fußballer über den sensationellen Erfolg. Die Fluchtmann-Pinguin-Team ist ein Team, das sich nicht nur durch seine spielerische Leistung, sondern auch durch seine taktische Flexibilität auszeichnet. Das Team hat die Fluchtmann-Pinguin-Team in der ersten Halbzeit durch einen Torerfolg von 2:1 in Führung gebracht. In der zweiten Halbzeit hat das Team durch einen weiteren Torerfolg von 2:2 den Ausgleich erzielt. Das Team hat die Fluchtmann-Pinguin-Team in der ersten Halbzeit durch einen Torerfolg von 2:1 in Führung gebracht. In der zweiten Halbzeit hat das Team durch einen weiteren Torerfolg von 2:2 den Ausgleich erzielt. Das Team hat die Fluchtmann-Pinguin-Team in der ersten Halbzeit durch einen Torerfolg von 2:1 in Führung gebracht. In der zweiten Halbzeit hat das Team durch einen weiteren Torerfolg von 2:2 den Ausgleich erzielt.



**ACHT SEITEN DOSSIER**

## Zahl der Höchster S...

**Bremen.** Die Fluchtmann-Pinguin-Team ist ein Team, das sich nicht nur durch seine spielerische Leistung, sondern auch durch seine taktische Flexibilität auszeichnet. Das Team hat die Fluchtmann-Pinguin-Team in der ersten Halbzeit durch einen Torerfolg von 2:1 in Führung gebracht. In der zweiten Halbzeit hat das Team durch einen weiteren Torerfolg von 2:2 den Ausgleich erzielt. Das Team hat die Fluchtmann-Pinguin-Team in der ersten Halbzeit durch einen Torerfolg von 2:1 in Führung gebracht. In der zweiten Halbzeit hat das Team durch einen weiteren Torerfolg von 2:2 den Ausgleich erzielt.



**BRUNNEN**  
**Umleitungen** an der ...  
...  
**HIERBER** ...

**LEXIBLE'S WIRTSCHAFTS**  
**BRUNNEN**  
**PRO**  
**BRUNNEN**

## Höhenflug mit Hasenohren

**Als Führer über die Bergenge...**  
**von S...**

**D**ie Führer über die Bergenge...

**KOPF DES TAGES**  
**Helena Hartung**

**W**as ist das...



# Theodor-Wolff-Preis

Kathrin Aldenhoff, Jahrgang 1984, wusste schon als Schülerin, dass sie Journalistin werden wollte. Sie studierte zunächst Kommunikationswissenschaft in München und anschließend an der Universität Freiburg und der Journalistenschule in Straßburg Deutsch-Französische Journalistik. Nach einem Jahr als Journalistin in Moskau und einem ersten, durch die Insolvenz der Nachrichtenagentur dapd unfreiwillig abgebrochenen Volontariat, landete sie 2013 beim *Weser-Kurier* in Bremen. Dort begann sie ein Volontariat, das sie auch beendete, und arbeitet seitdem als Redakteurin in der Lokalredaktion.

KATHRIN ALDENHOFF ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Lokales« für ihren Beitrag »Gefangen«, erschienen am 4. März 2017 im *Weser-Kurier*.

# Gefangen

Von Kathrin Aldenhoff

## Aus dem Leben eines jungen Intensivtäters

Es geht dann alles schneller als gedacht. Nach einem Jahr und vier Monaten im Gefängnis ist Samir wieder ein freier Mann. Zumindest, wenn er sich an die Regeln hält.

Ein kalter Tag Ende Januar, Samir läuft durch Kattenturm. Der Bach durch den Park ist gefroren, das Eis hält eine weiße Plastiktüte gefangen, den grünen Plastikdeckel einer Flasche, einen blauen Handschuh. Samir zeigt auf die Einfamilienhäuser mit den großen Fenstern, die auf der anderen Seite des Bachs stehen. »Das ist das Bonzenviertel, da drüben leben die Kinder, die keine Scheiße bauen.« Dann zeigt er auf die Hochhäuser Kattenturms und sagt: »Hier ist das Getto, hier sind die Kinder, die aggressiv sind und Scheiße bauen.« Er war eines dieser Kinder. Und auch als Erwachsener hörte er nicht auf, Scheiße zu bauen. Bis er im Gefängnis landete.

Dabei hat er nie geglaubt, dass sie ihn kriegen. Jogginganzug, dunkle Haare, schmale Statur – die Täterbeschreibung passt doch auf jeden, dachte Samir. Wie sollten sie da auf ihn kommen? Aber nun sitzt er hier, 19 Jahre alt, in dieser Zelle der Justizvollzugsanstalt (JVA) Bremen, acht Quadratmeter groß, mit Gittern vor den Fenstern. Und fragt sich, wie ihm das passieren konnte, warum er das getan hat. Das mit den Überfällen, mit der Waffe. Es war so verlockend, das viele Geld, so leicht ranzukommen. Es klang so einfach, wenn sein Freund davon erzählte. Nun sitzt er hier, der andere ist draußen. »Am Ende war ich der Dumme«, so sieht er das. Wenn Samir darüber redet, wird er wütend. Auf den Freund und auf sich. Vor allem auf sich.

Samir ist einer von rund 70 jungen Männern in Bremen, die Polizei und Staatsanwaltschaft besonders viel Arbeit machen. Die Hälfte von ihnen sind Intensivtäter, die anderen sind unbegleitete minderjährige Flüchtlinge. Samir ist Intensivtäter. Seit er 14 ist, hat er regelmäßig mit Polizei und Staatsanwaltschaft zu tun. Mit 18 Jahren muss er das erste Mal ins Gefängnis. Drei von vier jungen Männern, die zu einer Jugendstrafe verurteilt werden, landen irgendwann wieder dort. Samir ist gefangen, gefangen in seinem Leben, in den Verhältnissen, in denen er aufwuchs, gefangen in seinen Gewohnheiten. Und nun auch körperlich gefangen, in einer acht Quadratmeter großen Gefängniszelle. Wie entgleitet ein Leben? Was bringt einen jungen Menschen ins Gefängnis? Wie fühlt es sich an, eingesperrt zu sein? Und wie kann ein Leben, in dem vieles falsch lief, zu einem

guten werden? Kann es das überhaupt? Wie kann jemand, der Monate im Gefängnis verbrachte, wieder in die Gesellschaft finden? Die Geschichte von Samir erzählt davon.

Zweieinhalb Jahre hat er bekommen, ohne Bewährung. Er war 18 Jahre alt, als das Urteil erging, im Namen des Volkes, ausgesprochen im Amtsgericht Bremen. Seinen 19. Geburtstag feierte er im Gefängnis, in der JVA Oslebshausen, am Rand von Bremen. Er kaufte Erdbeerrolle für die anderen Insassen und für die Beamten. Wenn es schlecht läuft, wird er auch seinen 20. Geburtstag dort feiern. Wenn es ganz schlecht läuft, auch den 21. Geburtstag.

Samir sitzt im Jugendvollzug, Haus 3. An manchen Tagen denkt er über das nach, was er getan hat. An manchen Tagen schaut er Filme. An manchen Tagen verzweifelt er. Tür auf, Tür zu, das bestimmt nun seinen Alltag. Er ist gefangen, er kann nicht selbst entscheiden, wann er an die frische Luft geht, mit wem er redet, wann er isst, wann er Sport macht. Viele Stunden am Tag schaut Samir auf eine glatte weiße Metalltür. Einer, der vor ihm hier saß, hat mit einem schwarzen Edding eine Türklinke aufgemalt.

Im Jugendvollzug der JVA Bremen ist Platz für 45 junge Männer, im Jahr 2016 sitzen hier zwischen 30 und 42 ihre Strafe ab. Samir ist einer von ihnen. Samir heißt in Wirklichkeit anders, er soll anonym bleiben. Er hat, wie alle Jugendlichen und jungen Erwachsenen hier, sein Leben noch vor sich. Das soll nicht belastet sein von dem, was er getan hat. Es sollen nicht alle wissen, wie der junge Mann heißt, den im Sommer 2015 SEK-Beamte in der Wohnung seiner Eltern in Kattenturm verhafteten. Früh am Morgen stürmten sie mit einem Durchsuchungsbefehl die Wohnung, er schlief noch. Genauso wie seine Eltern, seine Großmutter, die gerade zu Besuch war, und seine vier jüngeren Geschwister.

Es ist Anfang März 2016, Samir sitzt im Besucherraum 1 der JVA und erzählt von diesem Morgen. Der Raum ist gelb gestrichen, an der Wand hängen zwei Bilder, vielleicht sollen sie die Toskana zeigen. Es ist eine Terrasse zu sehen, ein gelbes Haus, blauer Himmel, Sonnenschirme. Samir trägt Jeans, ein weinrotes T-Shirt, eine schwarze Trainingsjacke mit blauen Streifen. Seine Augen sind braun, die glatten schwarzen Haare trägt er kurz, an den Seiten sind sie noch kürzer geschoren. Der Bart ist sorgfältig gestutzt, er bedeckt Kinn und Wangen.

Samirs Verhaftung liegt zum Zeitpunkt dieses ersten Gesprächs mehr als ein halbes Jahr zurück, aber als er davon spricht, wird seine Stimme lauter, er spricht schneller, wird wütend. Seine Oma bekam vor Schreck kaum Luft, sagt er, seine

Geschwister schrien, sein Vater auch. Erst als die SEK-Beamten sagten, sie würden ihn auch gleich mitnehmen, beruhigte sich der Vater. »Ich kenn' das nur aus dem Fernsehen. Das ist schon heftig, das am eigenen Leib zu spüren«, sagt Samir.

Polizei und Staatsanwaltschaft hatten zu diesem Zeitpunkt schon zwei Ermittlungsakten angelegt. Sie hatten die Bilder von Videokameras ausgewertet. Polizisten glaubten, Samir zu erkennen, sie hatten die Position seines Handys zur Tatzeit ermittelt. An diesem Morgen suchten sie nach Beweisen. Nach der Kleidung, die der Täter trug. Nach verschiedenen Jogginghosen, nach Trainingsjacken, nach Schuhen, nach der Waffe. Sie ist der Grund, warum die Ermittler mit einem Sondereinsatzkommando kamen: weil Samir bei dem, was er getan hat, eine Waffe dabei hatte. Und weil sie mit Widerstand rechneten.

Für fast jede fünfte Straftat in Deutschland verdächtigt die Polizei einen Jugendlichen oder einen Heranwachsenden bis 21 Jahre. Rund 171.000 jugendliche und 180.000 heranwachsende Tatverdächtige listet die Polizeiliche Kriminalstatistik 2015 für ganz Deutschland auf. Für die Stadt Bremen zählte die Statistik rund 1.800 jugendliche und rund 2.200 heranwachsende Tatverdächtige. Bremen liegt damit leicht über dem Bundesdurchschnitt. In beiden Fällen sind ausländerrechtliche Verstöße nicht berücksichtigt, darunter fallen zum Beispiel unerlaubte Einreise und unerlaubter Aufenthalt in Deutschland.

Jugendgewalt ist vor allem ein Problem der Männer: In beiden Altersgruppen sind vier von fünf Tatverdächtigen männlich. Die Hälfte der Intensivtäter in Bremen hat einen türkischen oder kurdisch-libanesischen Migrationshintergrund.

Samir ist einer von ihnen. Als er mit 18 zum ersten Mal im Gefängnis landet, ist der Ort nicht neu für ihn. Sein Bruder saß schon dort, sein Vater auch. Nun also auch er. Die SEK-Beamten nahmen ihn an dem Morgen im Sommer 2015 mit. Er wurde dem Haftrichter vorgeführt, gesagt hat er nichts. Jugendrichter Karl-Heinz Rogoll stellte einen Haftbefehl aus, Samir war dringend tatverdächtig, und der Richter hielt die Gefahr für groß, dass er weiter ähnliche Taten begeht. Und er ist der Meinung: »Wer so etwas gemacht hat, der darf abends nicht bei Mama und Papa sein.«

So etwas – diese Taten, die so viel schlimmer sind als all das, was er vorher getan hat.

»Viele sagen, sie hätten mir das nie zugetraut. Du bist doch so ein ganz ruhiger, ganz friedlicher Mensch. Ich seh' dich immer lächeln, nie traurig. Selbst wenn du mal Schläge von deinem Vater bekommen hast, du hast hinterher ge-

lacht. Ich bin mit einem Lächeln auf die Welt gekommen. Meine Mutter hat immer gesagt, lächle, sei nie traurig. Meine Mutter lächelt auch immer, das hab' ich von ihr. Wenn wir uns sehen, lächeln wir. Im Gegensatz zu meinem Papa.«

Auf den Vollzugsplan, den er später in der JVA bekommt, hat jemand zwei Kreuzchen gemacht: bei Erstinhaftierter und Intensivtäter. Es ist das erste Mal, dass Samir ins Gefängnis muss, aber nicht das erste Mal, dass er vor einem Gericht stand. Doch die Male davor gab es Sozialstunden oder das Verfahren wurde eingestellt. Der Jugendrichter sagt: »Die Taten davor sind nicht im Ansatz mit dem vergleichbar, was im Sommer 2015 passiert ist.«

Nachdem er dem Jugendrichter gegenüber saß, bringen ihn die Beamten in die JVA, in die unterste Etage im Haus 3, Untersuchungshaft. Samir weiß nicht, was ihn erwartet, wie lange er dort bleiben muss. Er weiß nicht, wann er seine Eltern wiedersieht, seine Geschwister, seine Freundin. Im Jogginganzug sitzt er in der Zelle, auf den drei Etagen über ihm sitzen die Jugendlichen, die ihren Prozess bereits hinter sich haben, die verurteilt wurden zu einer Jugendstrafe. Dass er dort später auch sitzen wird, dass er Stunden am Fenster verbringen wird, redend und rauchend, die Mauer immer im Blick, das weiß er da noch nicht.

»Ich bin gegen 18 Uhr hier hingekommen. Da waren ein paar Insassen auf dem Flur, die haben geguckt. Wer ist das? Was hat der gemacht? Mir gingen tausend Dinge durch den Kopf. Wo bin ich hier gelandet? Als ich die Zelle gesehen habe, habe ich gedacht: Oh mein Gott, was ist das hier? Toilette, Bett, alles was man in einer Wohnung hat, ist in einem Zimmer, in einer Zelle. Und dann wird einem klar, was man angestellt hat. Man überlegt, wie geht es weiter. Ich bin jetzt in einem Raum, der ist acht Quadratmeter groß. Ein Bett, ein Schrank, ein Waschbecken. Und dann die Leute. Was sind das für Leute?«

Mit 14 hatte Samir seine ersten beiden Anzeigen wegen Sachbeschädigung bekommen, danach: Bedrohung, Beleidigung, gefährliche Körperverletzung, versuchte Nötigung, Hausfriedensbruch. Mit 17 noch einmal eine Anzeige wegen versuchter Anstiftung zur Körperverletzung, Sozialstunden, dann erst mal nichts. 15 Monate später stand er mit einer Maske über dem Kopf und einer Waffe in der Hand in einer Spielothek in der Neustadt und brüllte: »Geld her!«

Samir ist in Bremen geboren, sein Vater ist Libanese, seine Mutter Türkin, sie leben von Sozialleistungen. In der Familie sprechen sie Arabisch, aber die Länder seiner Eltern kennt Samir nur aus Erzählungen. Er liebt das libanesische

Brot, das hat viel Geschmack und macht satt, nicht wie das Toastbrot hier im Knast, sagt er. Er hat sechs Geschwister, zwei sind älter als er, vier sind jünger, die liebt er auch.

Samir liebt seine Familie, vor allem seine Mutter, ihr vertraut er alles an. Er sagt, seine Eltern haben seinen Geschwistern und ihm Respekt und Anstand beigebracht. »Das, was aus uns geworden ist, das liegt an uns.« Er weiß, dass er seine Mutter enttäuscht hat, mit dem, was er getan hat. Und doch hat es ihn nicht davon abgehalten. Er liebt seine Familie und doch hat sie ihn nicht so gefestigt, dass er sich an die Regeln der Gesellschaft hält. Wenn er selbst Kinder hat, dann will er aus Kattenturm wegziehen, sagt er. »Bei meinen Kindern will ich alles richtig machen, was bei mir falsch gelaufen ist.«

Der Wohnblock, in dem er mit seiner Familie lebt, ist kein Hochhaus. Er sieht freundlich aus, ist in hellen Farben gestrichen. Neben dem Haus steht eine Rutsche, Müttergrüppchen schieben Kinderwagen über die Wege, Hunde ziehen ihre Besitzer von Ecke zu Ecke. Wenn es regnet, sieht die Gegend trist aus. Wenn die Sonne scheint, fallen die Sonnenschirme auf, die pinken Petunien, die bunte Wäsche, die auf den Balkonen trocknet.

Kattenturm ist einer der Ortsteile Bremens, die immer am falschen Ende der Statistik stehen. Bei der Wahlbeteiligung mit zuletzt knapp 40 Prozent am unteren Ende, bei der Arbeitslosigkeit (18,4 Prozent) und beim Anteil der Hartz-IV-Empfänger (28,2 Prozent) oben. Mehr als 40 Prozent der Kinder unter 15 Jahren leben in einem Haushalt, in dem die Eltern Hartz IV bekommen. Jeder zweite, der in Kattenturm lebt, hat einen Migrationshintergrund. Bremenweit ist es jeder dritte. Das Armutsrisiko in Kattenturm ist höher, das mittlere steuerpflichtige Einkommen mit 16.000 Euro im Jahr niedriger als durchschnittlich in der Stadt Bremen.

Samir ist einer von denen, für die manche schon viel früher viel härtere Strafen fordern. Wenn ihn einer beleidigt hat, ist er auf ihn losgegangen. »Diese Wut kann ich nicht kontrollieren«, sagt er. Mit neun hat er gemeinsam mit seinen Freunden angefangen, in der Schule andere Kinder zu ärgern, mit elf hat er Süßigkeiten geklaut, mit 13 anderen Kindern ihr Geld weggenommen. Kleingeld machen, so nennt er das. Dann lernte er neue Leute kennen, jünger als er. »Die haben schon Einbrüche gemacht, als ich noch Fahrräder geklaut hab«, sagt er. Sie freundeten sich an, waren zusammen unterwegs. Sie haben andere bedroht, Handys geklaut, Uhren und Schmuck, um das Zeug zu verkaufen, das Geld war

schnell wieder weg, für Klamotten oder Pizza und Döner essen mit den Freunden. Je älter er wurde, desto schwerer wurden die Straftaten, irgendwann sind sie in Supermärkte eingebrochen. Und dann fing einer an, von Überfällen auf Spielotheken zu reden.

»Ich hab' am Anfang gesagt: Nein. Und dann bin ich sogar derjenige, der sich verleiten ließ, der es gemacht hat. Reingegangen, geschrien, Geld her und so. Die Person war in Panik, natürlich, wusste nicht, was sie machen sollte, hat angefangen, bisschen zu schreien. Und dann hektisch Geld rausgegeben, und dann war ich schon weg. Es geht ganz schnell. Weil die Leute kriegen Angst. Die wissen nicht, echte oder nicht echte Waffe. Die wollen nicht ihr Leben riskieren für ein paar hundert Euro.«

Drei Frauen und einen Mann hat er überfallen. »In dem Moment, wo Menschen überfallen werden, wo eine Waffe auf sie gerichtet wird, haben sie Todesängste. Für sie ist das eine echte Waffe«, sagt Magaret Hoffmann. Die Rechtsanwältin berät bei der Organisation Weißer Ring Opfer von Gewalttaten, und sie weiß: »Diese Ängste gehen so schnell nicht mehr weg. Die seelischen Wunden heilen schlecht.« Wenn jemand zu ihr kommt, der bedroht oder überfallen wurde, dann hört sie vor allem zu. Die meisten wollen reden, erzählen, was die Tat mit ihnen gemacht hat, auch wenn sie vielleicht nur Sekunden dauerte.

In einer Nacht im Sommer 2015 klingelt ein Freund von Samir an der Tür einer Spielothek. Eine Mitarbeiterin öffnet, Samir stellt seinen Fuß in die Tür, er trägt eine Maske über dem Gesicht, in der Hand hält er eine Waffe. Er fordert Geld, die Mitarbeiterin gibt ihm rund 2.000 Euro, packt es in die Plastiktüte, die er dabei hat. Dann rennt Samir weg.

»Da war so Adrenalin. Ein komisches Gefühl, wenn man das noch nie gemacht hat. Wie ein Kick. Man hat nicht genug bekommen davon, wie eine Sucht. Man hat es einmal gemacht, und dann fragt man sich: Macht man das noch mal?«

Fast einen Monat später, wieder nachts, zieht Samir seine Maske über, läuft mit gezogener Waffe in einen Bus, hält der Fahrerin die Waffe an den Kopf und fordert Geld. Der Überfall dauert vier Sekunden, dann rennt Samir aus dem Bus. Mit 150 Euro.

Fünf Tage später überfällt Samir wieder einen Bus. Wieder hält er der Busfahrerin die Waffe an den Kopf, wieder fordert er Geld. In der Geldtasche, die sie ihm gibt, sind nur fünf Euro. Den Rest hat sie vorher rausgenommen.

Fünf Euro Beute – Samir ist wütend und enttäuscht. Und überfällt einen Tag später noch einmal eine Spielothek. Es ist sein vierter Überfall. Samir klingelt an der Tür. Als ihn der Mitarbeiter hineinlässt, zieht er seine Maske über, zieht die Waffe und ruft: »Gib mir Geld, du Wichser!« Der Mitarbeiter flieht, Samir nimmt sich 500 Euro aus der Kasse und ein Handy. Dann rennt er davon.

Die Waffe, die er seinen Opfern an den Kopf hielt, war eine Schreckschusswaffe. Ein Laie erkennt den Unterschied nicht. Eine echte Waffe, sagt Samir, hätte er nie genommen.

In Samirs Urteil steht, dass die Mitarbeiterin der Spielothek nach dem Überfall nicht mehr schlafen konnte. Zwei Wochen war sie krankgeschrieben, danach war sie nicht mehr in der Lage, Spätdienste zu übernehmen, ihr wurde gekündigt. Eine Busfahrerin war nach dem Überfall in therapeutischer Behandlung, sie konnte nicht mehr arbeiten, litt an Angstzuständen, auch sie konnte nicht mehr schlafen. Einige Wochen lang traute sie sich nicht aus dem Haus. Die zweite Busfahrerin war sechs Wochen krankgeschrieben und wurde therapeutisch betreut. Sie arbeitet wieder, übernimmt aber keine Nachtschichten mehr. Auch der Mitarbeiter der Spielothek, das Opfer des vierten Überfalls, litt an Schlafstörungen und vermied es, Spätschichten zu übernehmen.

Hat Samir Mitleid mit ihnen? Bereut er, was er getan hat? Wenn er von der Verhandlung spricht und erzählt, wie die Frauen ausgesagt haben, dann wird er wütend, seine Stimme laut. Er sagt, er wollte sich eigentlich entschuldigen, aber als sie dann ihre Aussage machten, da hätten sie so übertrieben, danach wollte er sich dann doch nicht mehr entschuldigen. »Ich bin seit sechs Monaten in Behandlung, kann nicht arbeiten«, macht er eine Frau nach und fragt: »Wollt ihr mich verarschen?« Seine Stimme ist jetzt laut, er erzählt, was er damals im Gericht dachte: »Ihr redet und redet und redet, tut so, als ob ich die Leute misshandelt hätte. Dabei war ich nur Minuten drin. Ich hab' die nicht angefasst, ihnen wehgetan, gar nichts. Geld, und weg war ich.«

Als die Staatsanwaltschaft in der Gerichtsverhandlung im Januar 2016 drei Jahre und sechs Monate Haft fordert, erschrickt Samir. »Da bin ich erst mal gar nicht drauf klargekommen«, sagt er. Da hatte er schon fünf Monate in U-Haft gesessen, hatte sich bemüht, sich ruhig zu verhalten, hatte einen Job als Hausarbeiter angenommen, morgens, mittags und abends Essen an die anderen Häftlinge verteilt, Küche und Dusche geputzt, den Müll weggeräumt.



Er bekam dann ein Jahr weniger, als die Staatsanwaltschaft forderte: zwei Jahre und sechs Monate. Doch auch das war viel mehr, als er erwartet hatte. Eine hohe Strafe, und sie wird nicht zur Bewährung ausgesetzt. Das ist selten: Im Jahr 2015 setzten die Jugendrichter 48 von 59 Freiheitsstrafen für Jugendliche und Heranwachsende zur Bewährung aus. Das heißt, die Täter mussten erst einmal nicht ins Gefängnis.

Samir sagt, als er gehört habe, was für eine hohe Strafe er bekommt, da habe es Klick gemacht, da habe er verstanden, was er gemacht habe.

Vor allem aber hat er wohl verstanden, dass er noch Monate im Gefängnis verbringen wird.

Wenn einer auf der Station Mist baut, zahlen alle dafür. Dann gehen die Zellentüren später auf und früher wieder zu. Die Gefangenen müssen mehr Zeit alleine verbringen, alleine auf ihren acht Quadratmetern. Samir sagt, wenn einer Mist gebaut hat, dann sind die Beamten schlecht drauf, die Stimmung ist schlecht. Eigentlich hat hier also keiner Lust auf Stress. Und trotzdem gibt es den oft.

Samir hatte sich vorgenommen, sich gut zu benehmen, alles richtig zu machen, klarzukommen. Klarkommen. Dieses Wort benutzt er oft. In seinem Leben geht es im Moment nur darum: klarkommen mit dem Knast, mit den anderen Gefangenen, mit den Beamten. Klarkommen, nicht wieder Mist bauen, rauskommen. Zumindest für ein paar Stunden, für die Ausgänge. Das ist das große Ziel, schon im März 2016 spricht er davon, was er draußen machen will. Dass er Pizza essen, mit der Familie zusammensitzen und mit seinen Geschwistern spazieren gehen will.

»Ich will hier drin mit niemandem streiten, ich will meine Strafe absitzen, ich will hier raus, will meine Familie und Freunde sehen«, sagt Samir. Aber der eine Typ, der hat ihn so lange genervt, wollte Tabak von ihm, hat ihn beleidigt. »Da bin ich ausgerastet.« Es ist nicht das einzige Mal.

Wenn einer regelmäßig ausrastet, dann erfährt Gesa Lürßen das. Seit 2012 leitet sie den Jugendvollzug. Sie hat blonde Locken, meist steckt eine Brille in den Haaren. Sie liebt ihren Beruf, sie mag Gefängnisse. Sie arbeitet hier gerne, weil es ihr wichtig ist, dass auch im Gefängnis die Menschenwürde gewahrt wird. Dass die Gefangenen ordentlich behandelt werden. »Die Menschen, die hier arbeiten, erfüllen einen extrem wichtigen gesellschaftlichen Auftrag. Wer will sich denn sonst mit diesen Menschen beschäftigen?«, fragt sie.

Die wichtigste Aufgabe im Jugendvollzug, sagt sie, sei es, den jungen Männern eine Tagesstruktur zu geben. »Viele lebten vorher in den Tag hinein, die sind morgens nicht aufgestanden, um in die Schule zu gehen.« Wenn sie aufstanden, dann um sich auf Spielplätzen mit Freunden zu treffen, in Spielotheken zu zocken, bei Bekannten in den Wohnungen abzuhängen. Hier gehen sie zur Schule oder arbeiten. In einem Betrieb sollen die jungen Männer lernen, regelmäßig zu arbeiten. Sie bauen einfache Dinge aus Holz oder malen.

Gesa Lürßen arbeitet seit 18 Jahren im Gefängnis, sie kennt die Geschichten, sie weiß, wie kriminelle Lebensläufe beginnen. »Die Jugendlichen haben häufig einen viel zu hohen Lebensstandard, sie konsumieren alle sehr gern. Gerne Markenartikel, viele Technikergeräte, Partys bis in die Nacht, das kostet Geld. Und wer nicht arbeitet, hat kein Geld. Wenn sie dann auch noch Drogen konsumieren, was viele von ihnen tun, in der Regel Cannabis, dann reicht das nicht. Und dann geht's los mit den entsprechenden Raubüberfällen und Wohnungseinbrüchen.«

Im Gefängnis will sie den jungen Männern beibringen, Verantwortung für ihr Leben zu übernehmen. Sie sollen die Schuld für das, was sie getan haben, nicht abschieben auf andere. Und nebenbei bringen die Beamten den jungen Männern noch bei, wie man eine Klobürste benutzt, wie sie ihre Zelle saubermachen und dass man Bettdecken und Kopfkissen mit Bettwäsche bezieht. »Die jungen Männer haben häufig nicht mal die einfachsten Dinge drauf. Alles, was wir darüber hinaus schaffen, ist gut«, sagt Gesa Lürßen.

Handys, Drogen und Alkohol sind im Gefängnis verboten. Doch auch wenn jeder Besucher durchsucht wird: Im Gefängnis gibt es alles. »Es gibt eine Subkultur hier, wir können gar nicht so viel überwachen, dass wir immer wissen, was sie aushecken«, sagt Gesa Lürßen.

Einer der Höhepunkte im Gefängnisalltag ist der Einkauf: Für 100 Euro darf Samir jeden Monat einkaufen. Die jungen Männer verdienen Geld, wenn sie arbeiten oder zur Schule gehen. Sie kreuzen das, was sie wollen, auf einer Liste an, der Supermarkt liefert es ins Gefängnis. Samir kauft tief gekühlte Hähnchen, Süßigkeiten, Deo und Haargel. Später, als er einen Kühlschrank in seiner Zelle hat, kauft er auch Margarine, Erdbeermarmelade und Zaziki.

Eine Jugendstrafe dient der Erziehung, das sieht das Gesetz so vor. Wenn die jungen Männer sich nicht benehmen, dann bestrafen die Beamten sie ähnlich, wie manche Eltern ihre Kinder. Sie bekommen Stubenarrest, dürfen nicht fernsehen, statt Taschengeldentzug gibt es eine Einkaufssperre. Und das steht dann

auch im Vollzugsplan, einer Vereinbarung zwischen JVA und Insassen. Darin steht, wie Samir sich in der Haft verhält, welche Ziele er hat, ob er arbeitet oder zur Schule geht und unter welchen Bedingungen er Ausgang bekommt.

Abends stehen die Gefangenen am Fenster ihrer Zelle, reden und rauchen. Wenn Samir den Stuhl vor das Fenster zieht und sich drauf stellt, dann sieht er ein Stück Himmel, die Möwen, die vorbeifliegen, die Mauer aus Beton und Stacheldraht. Oft ist es laut, sie rufen von Fenster zu Fenster, viele sprechen Arabisch, nur ein Drittel der jungen Männer im Jugendvollzug sind Deutsche.

Was ist schlimmer, die Tage oder die Nächte? »Die Tage. Die Nächte, da sitzt du am Fenster, wenn du müde bist, schläfst du ein. Die Tage vergehen langsam. Die Nacht ist eigentlich besser. Außer im Sommer, da sind beide Zeiten schlimm. Abends kann man nicht schlafen, wegen der Hitze. Und nachmittags: Man ist eingeschlossen. In Freiheit könnte man schön raus, bei schönem Wetter will man länger als 'ne Stunde draußen bleiben, die ganze Nacht, man könnte sogar draußen schlafen.«

Das Wichtigste, sagt Samir, sind der Fernseher, der DVD-Player und das Radio. Das alles können die Gefangenen ausleihen: 7,50 Euro kostet ein Fernseher im Monat, drei Euro der DVD-Player, zwei Euro das Radio. Wer Mist baut, muss die Geräte abgeben. Je nachdem, was er getan hat, für Tage oder Wochen. Neulich haben sie ihm das Radio weggenommen, der Fernseher war schon weg. Das Radio, weil er zu spät zur Schule kam. Den Fernseher, weil sie bei ihm zwei Handys gefunden haben. Davor war er auch schon mal weg, wegen einer Schlägerei. Warum er zwei Handys hatte? »Man hat ja hier Freunde. Wenn ich essen gehe, hol' ich ja auch nicht nur für mich einen Döner. Dann hol' ich für ihn auch einen, ist ja wohl klar.«

Aus der Zeit ohne Fernseher stammt das Bild, das Samir mit Kugelschreiber auf seine Zellenwand gemalt hat. Ein Haus, ein Baum, Strichmännchen: eine Frau und ein Mann, die Händchen halten, vier Kinder, eine Katze. Drunter hat einer geschrieben: »Wenn ich rauskomme, ficke ich Deutschland.« »Von mir ist nur das Haus«, sagt er. Über sein Bett hat Samir noch ein Bild gehängt: zwei Pferde, in der linken Ecke eine gelbe Sonne mit Strahlen, so wie Kinder sie oft malen. Das Bild ist von ihm.

Samir trägt beide Seiten in sich, die freundliche, verbindliche – und die aggressive, unkontrollierte. Er malt eine glückliche Familie, wenige Monate vorher hat er Menschen eine Waffe an den Kopf gehalten.

An einem Abend gibt es Ärger: Samir sagt, ein anderer Gefangener beleidigte erst ihn, dann seine Familie. Da flippte er aus, er warf seinen Stuhl gegen die Tür, warf das Bett um, schrie, bis ein Beamter kam und ihn beruhigte. »Hätt' ich den in die Finger gekriegt, ich hätte den ehrlich kaputtgeschlagen. Ich will das zwar nicht, aber in dem Moment war ich so sauer.« In seinem Vollzugsplan steht, dass Samir »über ungenügende Konfliktlösungsstrategien verfügt«.

Daniel Magel will den jungen Männern helfen, ihre Konflikte anders zu lösen. Ihre Aggressionen anders abzubauen, ihre Wut in etwas Positives umzuwandeln – Powerliegestütze statt Stühle zerschmettern. »Der Starke bleibt ruhig«, sagt er ihnen wieder und wieder. Der 34-Jährige ist Sportpädagoge, vor ein paar Jahren hat er die Initiative Hoodtraining gegründet, mehrmals die Woche trainiert er ehrenamtlich mit Jungs aus Problemvierteln. Und vier Mal die Woche trainiert er mit den Jungs im Gefängnis.

Es ist zehn Uhr morgens, Daniel Magel klopft an Samirs Zellentür, ruft: »Komm raus!« Dann lacht er und schließt die Tür auf, Samir lacht auch, die beiden begrüßen sich mit Handschlag, wie es Jugendliche auf der Straße tun. Daniel Magel läuft den langen Gang entlang, sperrt mehrere Türen auf. Viele sind in der Schule oder in der Arbeit. Die Gefangenen, die nichts zu tun haben, die fragt er, ob sie Lust auf Sport haben. Manche sagen Ja, manche Nein.

Zusammen laufen sie zum Sportraum, der sieht mit seinen hohen Fenstern aus wie eine Kirche, an einer Wand hängt eine Jesusfigur am Kreuz, abgedeckt von einem weißen Leintuch. Die Hälfte des Raums ist mit blauen Matten ausgelegt, mehrere Gerüste mit Reckstangen und Barren sind aufgebaut. Alle ziehen ihre Turnschuhe aus, Daniel Magel dreht den Ghetto-Blaster auf, Hip-Hop dröhnt durch den Raum. Er brüllt Kommandos und macht es vor: im Kreis laufen, Kniebeugen, Sit-ups. Die jungen Männer sind ruhig, wenn er redet; sie tun, was er sagt. Er erklärt ihnen, wie sie einen Hampelmann machen: die Arme nach unten, wenn die Beine zusammen sind. Was die meisten Kinder schon können, ist für einige hier neu.

Zweiter Teil des Trainings. Sieben junge Männer stehen vor den Reckstangen, auf Daniel Magels Kommando springen sie hoch und machen Klimmzüge, er zählt laut mit. Neulich haben sie einen Wettkampf gemacht, wer die meisten Klimmzüge schafft. Samir hat zwölf Stück geschafft. Ein anderer 13, deshalb gewann der den Kapuzenpulli mit dem Hoodtraining-Logo. Als Samir zum ersten Mal mit Daniel Magel trainiert hat, schaffte er keinen einzigen.

»Wenn sie trainieren und irgendwann fünf schaffen, zehn, zwanzig, dann sehen sie: Ich habe Erfolg, ich kann was schaffen«, sagt Daniel Magel. »Da wird Dopamin in der Birne ausgeschüttet, das bedeutet Glück. Ich bring den Jungs Glück in den Knast.« Daniel Magel will den jungen Männern Erfolgserlebnisse schenken. Ihnen zeigen, dass sie etwas erreichen können, wenn sie dafür kämpfen. Und zwar nicht nur im Sport. »Wenn einer von denen nicht wieder hier landet, dann hast du's geschafft«, sagt er.

Für Samir ist Daniel Magel ein Vertrauter geworden. »Seitdem er täglich zu mir kommt, ist der Alltag leichter. Ich habe Ablenkung, wir machen Sport, wir quatschen, hören Musik. Ich sitz' nicht den ganzen Tag nur auf Zelle.« Sie reden viel, Samir sagt, wenn er wieder draußen ist, dann will er bei Daniel Magels Projekt mitmachen, weiter trainieren. Es ist einer dieser Vorsätze, die er im Gefängnis fasst, die er in dem Moment vielleicht wirklich so meint. Die aber ihre Kraft verlieren, als er dann draußen ist.

Daniel Magel hilft ihm, erzählt Samir. Und wenn er erzählt, dass jemand ihm hilft, dann erzählt er immer, dass er ihm auch hilft. Er hat immer den Sozialarbeitern von Vaja geholfen, wenn die Projekte machten, er kennt sie seit vielen Jahren; er hilft seiner Mutter. Und Daniel hilft er zum Beispiel beim Tragen. Wenn Samir von der Zeit draußen spricht, davon, was er machen will, wenn er wieder frei ist, dann sagt er, dass er allen helfen will, die ihm während seiner Gefängniszeit geholfen haben. Als er dann draußen ist, spricht er davon, dass er erst mal chillen will, relaxen.

Samir ist 19 Jahre alt, er war auf vielen Schulen, einen Schulabschluss aber hat er nicht. Er hat ihn nicht geschafft, kam immer wieder zu spät, mal fünf Minuten, mal zwei Stunden, wechselte oft die Schule. Früh aufstehen konnte er nie, auch wenn ihn seine Mutter jeden Morgen weckte. Wenn er auf dem Weg Freunde getroffen hat, dann haben sie getrödeln, sind was essen gegangen oder in die Spielothek, zum Zocken. »Ich bin zwar jeden Tag hingegangen, hab' aber nicht aufgepasst. Ich hab' meinen Abschluss nicht geschafft, weil ich nie zugehört und nie gelernt hab'. Die haben gesagt, du bist nicht bereit für den Abschluss, weil du kannst ja nichts. Das war das Problem. Hätte ich das von Anfang an durchgezogen, hätte ich den auf jeden Fall.«

Hier drinnen will er es durchziehen, hier drinnen hat er nichts Besseres zu tun. Da kann er auch zur Schule gehen. Am 1. April geht es los, drei Monate

Elementarkurs, der soll auf den Hauptschulabschluss vorbereiten. Schwarzfahrer, Dealer und Mörder – in den Gefängnisklassen sitzen die unterschiedlichsten Menschen zusammen. Was sie verbindet: Von ihrer Schulzeit haben die meisten wenig mitbekommen. Etwa die Hälfte hat keinen Schulabschluss.

Mitte April 2016, erste Stunde, Deutsch. Sieben junge Männer sitzen im Klassenraum, einer ist Samir. Hausaufgabe war es, neun Sätze zu schreiben. Ein Schüler soll einen Satz an die Tafel schreiben, er geht vor und schreibt: »Wir verbringen Zeit in der Schule«

Die Lehrerin fragt: »Was fehlt?« Keiner hat eine Idee. Das Satzzeichen, sagt sie, und fragt den Schüler, der vorne steht, was das ist. »Weiß ich nicht.« »Ein Punkt.« Samir ruft: »Komma, Fragezeichen.« Danach diskutiert die Klasse, wo in diesem Satz das Tuwort steht, und darüber, welche Wörter groß und welche kleingeschrieben werden. Am Ende erklärt sie: »Was ich anfassen kann, schreibe ich groß.« Samir liest einen Satz vor: »Ich liebe es zu puzzeln.« Dann fragt er: »Bei puzzeln, das p klein oder groß?« »Klein.« »Dankeschön.«

Die meisten, die in diesem Raum sitzen, sind nie regelmäßig zur Schule gegangen. Schon einfache Sätze zu bilden, überfordert manche von ihnen; sie richtig zu schreiben, überfordert fast alle. Auch wenn sie mit der deutschen Sprache groß geworden sind. Bildung, heißt es immer, ist der Schlüssel für Erfolg, für ein gutes Leben. Wer als Jugendlicher im Gefängnis landet, der hat davon meist wenig abbekommen.

Samir sitzt in Jogginghose und Turnschuhen am Platz, in der Hand dreht er den Schlüssel zu seiner Zelle hin und her. Die Beamten bestimmen, wann die Tür auf ist. Wann sie zu ist, können die Gefangenen mitbestimmen. Am Nachmittag sperren die Beamten die Zellentüren auf, die jungen Männer können sich auf dem Flur unterhalten, andere in ihren Zellen besuchen. Mit dem Schlüssel kann Samir seine Tür absperren, damit kein anderer hineinkommt. Nur die Beamten können immer hinein. Vielleicht trägt Samir deshalb ständig seinen Schlüssel bei sich, dreht ihn zwischen den Fingern, klappert mit ihm. Weil dieser Schlüssel ein wenig Selbstbestimmung ermöglicht.

Mitte Juni, ein anderer Schultag, ein anderer Lehrer: Die Schüler besprechen einen Text und beantworten Fragen dazu. Es geht um einen Bodybuilder, der jahrelang Medikamente genommen hat, um seine Muskeln aufzubauen und jetzt gesundheitliche Probleme hat. Die Schüler sollen ihre Meinung dazu formulieren.

Einer liest vor: »Lieber schwach sein als krank sein.« Als er fertig ist, steht er auf und ruft: »Yeah.« »Ja, das war gut«, sagt der Lehrer. »Aber setzen Sie sich noch mal hin, bis die anderen vorgelesen haben.«

Die Gefängnis-Schule soll die jungen Männer auf die Schule draußen vorbereiten. Ein Schulabschluss kann ihnen helfen, ein anderes Leben zu führen, – eines, in dem sie keine Straftaten begehen. Im Juni erfährt Samir, dass die Erwachsenenenschule seine Bewerbung angenommen hat. Es ist der erste Schritt in die Freiheit: Ab dem nächsten Schuljahr darf er die Schule draußen besuchen, er darf jeden Tag raus, muss nach dem Unterricht aber wieder zurück in die JVA. An der Erwachsenenenschule soll er den Hauptschulabschluss machen.

Doch noch hat er ein paar Wochen Schule im Gefängnis vor sich. Um halb zwölf ist Mittagspause. Samir holt seinen Teller aus dem Schrank in seiner Zelle, geht eine Treppe nach unten, dort geben Gefangene das Essen aus. An diesem Tag gibt es Kartoffeln, Gemüse und Frikadellen. Mit dem vollen Teller geht er zurück in seine Zelle, ein Beamter sperrt die Tür zu. Gegessen wird alleine. Noch Ende Juni 2016 zieht der Jugendvollzug um, in Haus 4, das mehrere Jahre renoviert wurde. Dort sind die Zellen größer, die Toilette ist in einem Nebenraum, und auf jeder der drei Stationen gibt es einen Gemeinschaftsraum. Dort sollen die Gefangenen gemeinsam essen. Sie haben dort auch jeder einen kleinen Kühlschrank im Zimmer, und sie können selbst kochen.

Samir freut sich darauf. Das JVA-Essen ist bei den jungen Männern dauernd Thema: Ihrer Meinung nach gibt es zu wenig, der Eintopf schmeckt nicht. Wursteinlage, was soll das überhaupt sein? Als es dann wenige Wochen später soweit ist und sie eine Küche haben, kochen sie meistens Nudeln. Mal mit Thunfisch, mal mit Sahne und Paprika. Das ist billig, man muss nicht viel einkaufen, und es geht schnell.

Mit dem Brot, das in einer großen grauen Kiste neben der Essensausgabe steht, füttern die jungen Männer die Möwen, die über den Backsteingebäuden kreisen und auf der Gefängnismauer sitzen. »Und morgen heißt es wieder, es gibt zu wenig zu essen«, sagt Gesa Lürßen. Sie lächelt nachsichtig, als sie das sagt. So lächelt sie oft.

Viele der Gefangenen sieht sie wieder. Manche sind dann nicht mehr bei ihr im Jugendvollzug, sondern bei den Erwachsenen. Wenn die zierliche Frau mit den blonden Locken über das Gelände läuft, dann winken sie ihr manchmal aus

den Fenstern zu und rufen: »Frau Lürben, ich bin wieder da!« Sie lächelt, als sie das erzählt, und zuckt mit den Schultern. Hat sie in solchen Fällen das Gefühl, versagt zu haben? Nein, sagt sie. »Wenn ich das hätte, dann müsste ich ja verzweifeln.« Und verzweifelt ist sie nicht.

Den jungen Männern gehe es nach ihrer Zeit im Gefängnis besser als vorher, sagt Gesa Lürben. Sie sind gesünder, sind zumindest eine Zeit lang zur Schule gegangen, haben einen normalen Tagesablauf kennengelernt. Macht das Gefängnis bessere Menschen aus ihnen? »Die Jungs können nur selber aus sich bessere Menschen machen. Wir können sie nur unterstützen«, sagt sie. »Und wenn alles nichts bringt, dann haben wir in der Zeit wenigstens die Bürger vor ihnen beschützt.« Zum Glück zwingen können sie auch im Gefängnis niemanden.

Samir hat große Vorsätze. Er sagt, er sei nicht mehr der gleiche wie damals, als er die Spielotheken und die Busfahrerinnen überfallen hat. »Ich hab' mir vorgenommen, wenn ich noch mal die Chance bekommen sollte, dann gehe ich auf jeden Fall zur Schule, regelmäßig, pünktlich. Das, was ich vorher falsch gemacht habe, mache ich richtig. Mit Familie und Freunden besser verstehen. Und nicht mehr mit denen loszuziehen, um Scheiße zu bauen, sondern um mit denen was Sinnvolles zu machen. Nicht: Komm, lass uns Scheiße bauen! Sondern: Komm, lass uns Arbeit suchen!« Wer will er sein? »Das Gegenteil von dem, was ich war.«

Das Jahr 2017 beginnt für Samir in Freiheit. Silvester feierte er mit zwei Freunden in einem Club an der niederländischen Grenze. Seinen 20. Geburtstag brachte er mit all seinen Freunden, draußen. Ein halbes Jahr vorher war das noch nicht klar. Denn Samir hatte einen Fehler begangen, der ihm beinahe alle Pläne, alle Hoffnungen auf Ausgänge und eine frühere Entlassung zunichtegemacht hätte.

Wer sich gut benimmt, von wem die JVA-Leitung und die Richter glauben, dass er auf einem guten Weg ist und den auch draußen weitergeht, der wird vorzeitig entlassen. Das Jugendstrafrecht sieht das explizit vor, sagt Jugendrichter Karl-Heinz Rogoll, denn dahinter stehe der Erziehungsgedanke. »Wir wollen die jungen Männer nicht bis zum Ende in der Straftat behalten. Wenn das passiert, dann hat alles nichts genutzt.« Die intensiven Gespräche nicht, das soziale Training nicht, die Struktur im Jugendvollzug nicht. Samirs Prognosen waren gut, im Gegensatz zu denen der meisten anderen. Es kommen nicht viele früher raus, sagt Jugendrichter Karl-Heinz Rogoll. »Ein großer Teil steuert auf das Strafende zu.«



Alle sechs Wochen müssen die Gefangenen eine Urinprobe abgeben. Die werden auf Drogenrückstände untersucht. Weil Samir nicht kiffte, hat er damit nie Probleme gehabt. Dieses Mal hat er sie doch bekommen. Im Juli 2016 hat er einem anderen Gefangenen seinen Urin gegeben, damit der eine reine Probe abgeben kann. Die Beamten haben ihn erwischt, er hat alles zugegeben, aber das hat nichts genützt. Seine Ausgänge, die er beantragt hatte und die bewilligt waren, wurden ihm gestrichen. Noch ein Fehler, dann kannst du den Schulbesuch draußen vergessen, das war die Ansage.

Er riss sich zusammen. Am ersten Tag nach den Sommerferien verlässt er um kurz nach acht zum ersten Mal alleine die JVA. Fast ein Jahr, nachdem sie ihn verhaftet haben.

Samir trägt Jeans, Kapuzenjacke und Turnschuhe. »Passen Sie auf sich auf, und kommen Sie pünktlich«, sagt ein Beamter an der Pforte. Samir nickt. Es ist sein erster Ausgang, und er muss beweisen, dass die Beamten ihm zu Recht vertrauen. Er darf draußen keinen Alkohol trinken und keine Drogen nehmen, nach der Schule muss er direkt zurück zur JVA. Samir läuft zur Bushaltestelle. Er wartet auf den Bus, spielt mit seinem Zellschlüssel, fährt bis zum Straßenbahndepot. Dort steuert er den Kiosk an. Das erste, was Samir in Freiheit kauft, sind eine Packung Marlboro und eine Dose Red Bull.

Auf dem Weg zur Schule trifft er einen Freund, das war geplant. Und dann trifft er zufällig noch zwei Frauen, die er von früher kennt, die eine ist die Mutter seines besten Freundes. Sie umarmt ihn, fragt, wie es ihm geht, was er draußen macht, hakt sich bei ihm unter und macht ein Selfie mit ihm. »Das ist ein ganz Lieber«, sagt sie noch, dann müssen Samir und sein Freund weiter, zur Erwachsenenerschule.

Die Tische im Klassenraum sind zu einem U gestellt, Samir sucht sich einen Platz an der Seite, direkt neben der Tür. Klassenlehrer Reinhard Kuknat liest die Namen seiner Schüler vor, Samir sagt leise ja, als der Lehrer seinen Namen nennt. 16 Schüler sitzen im Raum, 23 sollten es sein. Wenn alles klappt, kann Samir Mitte Mai seine Prüfungen für den Hauptschulabschluss schreiben. »Sie kommen immer pünktlich«, sagt Klassenlehrer Reinhard Kuknat und blickt in die Runde. Und wer nach Alkohol riecht oder bekifft ist, den werde er nach Hause schicken, kündigt er an.

Samir und die anderen Schüler müssen Unterschriften sammeln. Wenn sie im Unterricht waren, bekommen sie die, wenn sie nicht da waren, gibt es ein

Kreuz. »Wenn er sich an die Regeln hält und pünktlich ist, dann bin ich bei solchen Leuten besonders engagiert«, sagt Reinhard Kuknat nach dem Unterricht über Samir. »Damit sie eine möglichst gute Chance für den Neustart haben.«

In der JVA sind sie zufrieden mit dem ersten Ausgang. Samir kommt pünktlich zurück, auch in den nächsten Wochen. Alles läuft nach Plan, keine Probleme.

Er macht das mehrere Monate lang. Im November entscheidet ein Richter, dass Samir vorzeitig entlassen wird, an einem Tag Mitte Dezember 2016. Ein Jahr und vier Monate hat er dann im Jugendvollzug verbracht, fünf Monate davon in Untersuchungshaft. Und dann erfährt er am Donnerstag vorher, dass er schon früher entlassen wird. Schon am nächsten Tag. Er hat zwei sogenannte Freistellungstage: Wer in der JVA zwei Monate arbeitet, bekommt einen Tag gutgeschrieben. Diese Tage werden abgezogen, wenn der Entlassungstermin feststeht und der Gefangene sie nicht vorher als Urlaub genommen hat.

Samir packt schon am Abend seine Sachen. Er hat eine große schwarze Sporttasche und eine weiße Umhängetasche. Eine Tüte voll Müll stellt er morgens um acht in den Abstellraum. Eine große gelbe Plastiktüte ist voll mit den Dingen, die der JVA gehören: Teller, Besteck, Bettwäsche, eine Jogginghose, Unterhosen. Das, was er noch im Kühlschrank hatte, hat er am Abend vorher an die anderen Gefangenen verteilt.

Mit einem Beamten geht er durch seine Zelle, der prüft, ob alles sauber und in Ordnung ist. Ist es. Samir ist aufgeregt, er sagt, auch zu sich selbst: »Bisschen ungewohnt jetzt raus. Man hat sich hier voll eingewöhnt.« Pause. »Aber ich kann auch zuhause schlafen.« »Glaub' ich auch«, sagt der Beamte. Mit einem anderen Gefangenen schleppt Samir seine Taschen, den gelben Sack und die Matratze nach unten vors Haus.

Dann kommt Samir noch einmal hoch. Er darf sich von zwei Gefangenen verabschieden. Der Beamte schließt eine Zellentür auf, orientalische Musik dröhnt heraus, der junge Mann und Samir umarmen sich, klopfen sich auf die Schulter, auf den Rücken. Dann die zweite Tür. Die beiden umarmen sich, sie kennen sich schon lange, schon aus einer Zeit, als sie noch Kinder waren. »Wir sehen uns draußen«, sagt Samir. Dann sperrt der Beamte die Türen wieder zu. Und Samir hüpf die Treppe runter, raus aus Haus 4.

Die, die bleiben müssen, stehen an ihren Fenstern, einer schüttet Wasser aus dem Fenster und ruft: »Bei uns kippt man Wasser hinterher, damit du nicht wiederkommst.« Samir gibt seine Sachen ab, bekommt seinen Reisepass zurück

und drei Handys, die sie ihm während der Haftzeit abgenommen haben, außerdem ein Päckchen Tabak, das er gleich einem Gefangenen zusteckt, der bei der Rückgabe arbeitet.

An diesem Morgen im Dezember verlässt Samir die JVA. Er wartet ein paar Minuten, ein Freund sollte ihn abholen. Doch er ist nicht da. Sein Auto wurde in der Nacht geklaut, das erzählt er, als Samir ihn anruft. Er versucht, einen Cousin zu erreichen, doch keiner hat Zeit. Nach ein paar Minuten ruft er ein Taxi. Er lädt seine Taschen in den Kofferraum, und als er im Wagen sitzt, da grinst er breit. Draußen, endlich.

Damit er draußen bleiben kann, darf er in seiner Bewährungszeit keine Scheiße bauen. Bis Ende 2018 dauert die, und zusätzlich muss er bestimmte Weisungen erfüllen: weiter zur Schule gehen bis zum Ende des Schuljahres, ein halbes Jahr lang einen sozialen Trainingskurs besuchen, mindestens einmal im Monat seine Bewährungshelferin treffen und bei seinen Eltern wohnen bleiben.

Januar 2017. Bei einem Spaziergang durch Kattenturm erzählt Samir, dass er an diesem Tag zu spät zur Schule kam. Er war nur eine halbe Stunde da, obwohl er zwei Stunden Unterricht gehabt hätte. »Die alten Gewohnheiten kommen zurück. Das sind halt Gewohnheiten«, sagt er. Kämpft er dagegen an? »Ne, das ist halt so.« Wenig später sagt er Sätze wie: »Der Knast hat den Kopf sauber gemacht. Ich weiß jetzt, was ich will und was ich nicht will. Was ich nicht will, ist Scheiße bauen. Und was ich will, ist, den graden Weg gehen.«

Das, was er sagt, und das, was er tut, passt oft nicht zusammen.

Sein Vertrauter aus dem Gefängnis, Daniel Magel, sagt: »Schule ist wichtig, Strukturen sind wichtig. Ausbildung ist wichtig. Dann hat er acht Stunden weniger Zeit, um Mist zu bauen.« Er mag Samir, er glaubt an ihn und daran, dass er es schafft. Dass er nicht zurück ins Gefängnis muss.

Als Daniel Magel und Samir sich Anfang Februar in einem Pizza-Imbiss in Kattenturm treffen, das erste Mal nach seiner Entlassung, ist genau das Thema. Samir sagt, zu 90 Prozent schafft er es, nicht wieder im Knast zu landen. Daniel Magel schüttelt den Kopf und sagt: »Digger, du schaffst das, Mann«, und haut ihm auf die Schulter. »Natürlich schaff' ich das, aber ich will nicht sagen zu 100 Prozent. Nachher hab' ich den Teufel im Nacken...«, sagt Samir und Daniel Magel fällt ihm ins Wort: »Du gibst einfach dein Bestes und fertig, weißt, wie ich meine?« Dann essen sie: Samir eine Pizza mit Hühnchen, Daniel Magel Gemüsepfanne. Sportlernahrung.

Samir hat zu diesem Zeitpunkt schon große Probleme in der Schule. Sein Klassenlehrer Reinhard Kuknat glaubt nicht daran, dass er den Abschluss schafft. Samir fehlt oft oder kommt zu spät. »Ab dem Moment, als er aus dem Knast rausgekommen ist, ist die Disziplin schlechter geworden«, sagt Reinhard Kuknat. Vorher war er pünktlich und immer da. Jetzt, Anfang Februar, nicht einmal zwei Monate nach seiner vorzeitigen Entlassung, ist alles anders. Ehrgeiz, die Schule zu schaffen, kann sein Klassenlehrer bei ihm nicht mehr erkennen.

Ob ein junger Mann es draußen schafft, das hängt von vielen Faktoren ab. Das wissen Jugendrichter Karl-Heinz Rogoll, Jugendvollzugs-Chefin Gesa Lürßen und auch der Sozialpädagoge Hendrik Bahrs. Er kennt Samir und weiß, was er getan hat. 20 Wochen lang hat er jede Woche eine Stunde mit ihm gesprochen. Darüber, was er getan hat, wie das für die Opfer war, was Samir selbst erlebt hat, wie er seine Aggressionen in Zukunft beherrschen kann.

»Gewalt ist eine Lösung«, ist einer der ersten Sätze, die Hendrik Bahrs zu Samir gesagt hat. Mit diesem Satz sichert er sich schon mal die Aufmerksamkeit seines Gegenübers – jahrelang haben die meisten das Gegenteil gehört, von Lehrern, Sozialarbeitern, ihren Eltern. Hendrik Bahrs meint den Satz so, wie er ihn sagt, obwohl er Gewalt ablehnt. Denn zumindest für die jungen Männer löst Gewalt das Problem, selbst Opfer zu sein. Und das sind die meisten, sagt er. Wenn sie Opfer sind, weil sie zum Beispiel von ihren Eltern geschlagen werden oder in der Schule gehänselt werden, und wenn sie dann einmal zuschlagen und der andere dann ruhig ist, ihn nicht mehr ärgert – dann, sagt Hendrik Bahrs, fühlt es sich so an, als ob Gewalt eine Lösung sei. Und aus dem Opfer ist ein Täter geworden. Aber, auch das sagt er: Nicht alle Opfer werden zu Tätern, viele finden einen anderen Weg.

Samir hat keinen anderen Weg gefunden. Junge Männer wie er koppeln sich nach Ansicht von Hendrik Bahrs von ihrer Traurigkeit, ihrer Hilflosigkeit und ihrer Verletztheit, ihrem ganzen Gefühlsleben ab, um sich zu schützen. Und empfinden deshalb kein Mitgefühl mehr. Hendrik Bahrs sagt: »Der erste Schritt zu einem Mitgefühl mit den Opfern ist es, wieder Zugang zu den eigenen Gefühlen zu finden.«

Samir und Hendrik Bahrs gehen zusammen spazieren, spielen Playstation oder reden einfach. Hendrik Bahrs konfrontiert ihn mit seinen Taten, fragt, was seine mieseste Tat war, fragt, wofür er sich am meisten schämt. Die ersten Gespräche führen sie in der JVA, später kommt Samir in das Büro von Hendrik Bahrs. Freiwillig hat Samir all das nicht gemacht: über seine Taten nachgedacht,

sich in seine Opfer hineinversetzt, nachempfunden, was ihm durch den Kopf ging, als er vor der Spielothek stand. Das Anti-Gewalt-Training war eine Auflage in seinem Vollzugsplan.

»Die großen Hürden kommen nach der Haftentlassung«, sagt Hendrik Bahrs. »Wenn sich die jungen Männer in einer Welt wiederfinden, in der sie die Anforderungen nicht erfüllen.« Zur Schule gehen, einen Abschluss machen, einen Ausbildungsplatz finden – wenn sie das nicht schaffen, frustriert das. Und es ist für sie verlockend, in die alte Welt zurückzugehen, in die kriminelle Welt. Die, in der sie sich auskennen, deren Anforderungen sie erfüllen können. Denn am Ende, sagt Hendrik Bahrs, wollen alle das gleiche: Anerkennung, Wertschätzung, Macht und Geld.

Hendrik Bahrs will weiter mit Samir arbeiten, auch nach seiner Entlassung. Dafür müsste Samir einen Antrag stellen, dann würden voraussichtlich weitere Stunden bewilligt, sagt Hendrik Bahrs. »Er weiß, dass ich ihn noch nicht gehen lassen will. Es ist seine Entscheidung, aber ich bin optimistisch, dass er den Antrag stellt.« Samir stellt ihn nicht.

Und Samir packt die Schule nicht. Anfang März, nicht einmal drei Monate nach seiner Entlassung, meldet er sich ab. Sein Klassenlehrer hat ihm dazu geraten. Wenn er sich nicht abgemeldet hätte, hätten sie ihn rausgeworfen. »Ich bin morgens einfach mit meinem Arsch nicht hochgekommen«, sagt Samir. Und dass er sich über sich selbst ärgert.

Seine Bewährungshelferin will, dass er es im nächsten Schuljahr noch mal versucht. Samir will jetzt erst mal arbeiten. Im Kühllager, Fleisch und Fisch einpacken. Und er wird einem Jugendrichter erklären müssen, warum er nicht weiter zur Schule geht. Weil er damit gegen eine Bewährungsaufgabe verstößt, muss er mit Sanktionen rechnen. Vielleicht ein paar Tage Jugendarrest, vielleicht Sozialstunden. Zurück ins Gefängnis muss er wohl nicht. Das müsste er erst, wenn er eine schwere Straftat begeht, sagt seine Bewährungshelferin.

Drei von vier jungen Männern, die als Jugendliche oder Heranwachsende im Gefängnis saßen, landen wieder dort. Ob Samir es durchzieht, ob er in Zukunft den geraden Weg geht oder ob er wieder im Gefängnis landet – das hängt nicht zuletzt davon ab, ob er es schafft, sich von falschen Freunden zu lösen. Ob er seinen Schulabschluss schafft, ob er eine Ausbildung findet, ob ihm die Spaß macht und ob er dort Menschen kennenlernt, die ihm ein Vorbild sind. Wenn er

von der Zukunft spricht, dann sieht er sich mit einer Familie, mit einer Frau und Kindern. Mit einem guten Beruf, einem guten Leben.

Sorgen macht er sich um seinen kleinen Bruder. Der, sagt Samir, komme gerade in die Pubertät, und der habe auch einen Freund, mit dem er Mitschüler ärgere. »So hat das bei mir auch angefangen.« Und dass er auf ihn aufpassen will, dass er ihn anschreit, wenn er mitbekommt, dass er Scheiße baut. Damit der Kleine nicht so wird wie er.

WESER-KURIER

Nr. 54 vom 4. März 2017



# Theodor-Wolff-Preis

Sebastian Dalkowski, Jahrgang 1983, wechselte mit 14 seinen Berufswunsch von Fußballkommentator zu Bestsellerautor, wurde dann aber doch vorsichtshalber schreibender Journalist. Seit seinem 16. Lebensjahr schreibt er für die *Rheinische Post*, wo er auch volantierte. Seit 2015 ist er dort crossmedialer Reporter. Dank seiner Begeisterung für den Fußballverein seiner Region erhielt er 2013 die Gelegenheit, das Buch »111 Gründe, Borussia Mönchengladbach zu lieben« zu schreiben.

SEBASTIAN DALKOWSKI ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Lokales« für seinen Beitrag »Fanta unser«, erschienen am 28. Mai 2017 in der *Rheinische Post*.



# Fanta unser

Von Sebastian Dalkowski

**Vor 20 Jahren begegnete unser Autor dem einzigen Fußballtrainer, der von Training nicht viel hielt – und spielte die Saison seines Lebens. Doch mehr als seinen Spitznamen erfuhr er nie. Ein Wiedersehen im Zigarillo-rauch.**

Als ich Fanta zum ersten Mal traf, hatte ich wirklich andere Probleme. Mein bester Freund hatte mich mit einer Holzlatte am Auge erwischt, Blut floss, meine Mutter entschied, mich ins Krankenhaus im Nachbarort zu fahren. Doch als wir auf die Landstraße abbogen, stand dort dieser Kerl mit Schnurrbart und rausgestrecktem Daumen. Ganz bestimmt trug er schon damals Goldkettchen und sein Hemd offen. Mutter hielt, er stieg ein, wir fuhren weiter. Warum muss die jetzt diesen Kerl mitnehmen?, dachte ich. Es geht um mein Augenlicht. Lass mal sehen, sagte er. Warum das denn bitte? Widerwillig nahm ich den Kühlbeutel beiseite. Ich war froh, als er nach ein paar Kilometern wieder ausstieg.

Ein oder zwei Jahre später wurde der Mann, der sich mein Auge nur ansehen wollte, um sich mein Auge anzusehen, wurde Fanta mein Trainer für diese eine, diese beste Saison aller Zeiten. Die Saison, die den Rest meiner elfjährigen Karriere im unbezahlten Jugendfußball auf ewig in den Schatten stellen wird. Und jetzt sitze ich ihm gegenüber in seiner Küche, das erste Wiedersehen, zwanzig Jahre später. Auf dem Tisch liegen zwei große leere Butterbrotdosen. Fanta trägt Kapuzenpulli, der Schnurrbart ist ergraut. Er raucht Zigarillo, was die Luft auch nicht mehr schlechter macht. Fragt nicht, ob das okay ist. Ich glaube, nicht aus Unhöflichkeit, sondern weil er sich gar nicht vorstellen kann, dass das nicht okay ist. Und bevor er irgendwas anderes sagt, sagt er, dass er gerade neue Zähne bekommen habe und nicht wisse, ob der Kleber halte. Können dann halt mal rausrutschen. Sofort beschließe ich, dass es eine gute Idee war zu kommen. Da hat er noch nicht von seinem Herzinfarkt erzählt.

Was ich herausfinden will, ist, warum ich auch nach zwei Jahrzehnten noch an diese Saison denke. Was eigentlich heißt: Warum ich auch nach 20 Jahren an keinen Trainer mehr Erinnerungen habe als an ihn, gute Erinnerungen. Da gab es Trainer... ach, ich will gar nicht davon anfangen. Dabei weiß ich kaum etwas über ihn. Nicht mal, wie er in Wirklichkeit heißt und warum ihn alle Fanta nennen und warum er damals unser Trainer wurde.

»Mich hatten se gefragt.« Und weil se ihn gefragt hatten – nämlich, ob er die C-Jugend des Uedemer SV trainieren wolle –, und er ohne zu überlegen zugesagt hatte, obwohl er noch nie eine Mannschaft trainiert hatte, deshalb also trug sich ein mittelgroßes Fußballwunder zu. Ein Team von 14 Spielern, 13, 14 Jahre alt, von denen die Hälfte so aussah, als würde sie täglich auf dem Schulhof verprügelt, siegte und siegte, bis es Meister war in der Staffel 3 des Fußballverbands Niederrhein, Kreis 8, Kleve-Geldern. Gegen den ärgsten Konkurrenten siegten wir dreimal, weil der nach dem zweiten Sieg wegen angeblicher Benachteiligung durch den Schiedsrichter Protest eingelegt hatte. Hat dir der Titel was bedeutet?, frage ich. »Du sitzt in der Jahreshauptversammlung und dann wird das erwähnt«, sagt er, »das war schön.«

Am meisten in Erinnerung geblieben war mir das Training, das strenggenommen kein Training war. Strenggenommen war Fanta auch kein Trainer, irgendeine Art Schein besaß er nicht. Er ließ bloß immer zwei Mannschaften wählen und gegeneinander antreten. Jeder andere Jugendtrainer hatte zumindest den Ehrgeiz, irgendwas mit Hütchen zu machen oder uns mit Kopfballtraining oder Rundenlaufen zu peinigen, bis wir uns in ein einziges Keuchen verwandelt hatten. Fanta tat das alles nicht. »Warum sollen 14-Jährige Kondition trainieren?«, fragt er. Und Hütchen? »Im Spiel sind auch keine Hütchen. Wenn ich dat schon sehe... Ihr müsst spielen, da lernt Ihr am meisten.« Ein einziges Mal habt Ihr beim Training keinen Ball gesehen, sagt er. Da hatten wir das erste Spiel mit 1:6 verloren. Er selbst trainierte immer mit, obwohl er damals schon uralt war. 37. Die Hose zu kurz, das T-Shirt zu eng für den Ansatz eines Bierbauches. Techniker, kein Läufer. »Ich konnte einen Pass von 60, 70 Meter spielen und der kam an.«

Wahrscheinlich war das nicht mal seine Absicht, aber er ließ uns Kinder damals einfach Kinder sein, die Bock hatten, Fußball zu spielen, und sah in uns keine Rohdiamanten, die stetig geschliffen werden mussten. Die meisten von uns waren ohnehin höchstens Kiesel. »Ich habe mich nicht da hingestellt, um Siebter zu werden«, sagt er, aber das war für ihn noch lange kein Grund, irgendein Trainingsbuch zu studieren oder uns mit einer komplizierten Taktik aufs Feld zu schicken. »Normalerweise brauchte ich die Leute nur auf den Platz zu stellen und dann lief das.« Selbst das regelmäßige Erscheinen beim Training sah er nicht so eng. »Der Torhüter ging lieber mit der Freundin zur Mühle knutschen.«

Dann erzählt er von Michael. Michael war klein, schwächling, Einwechselspieler. Doch wann immer es ging, brachte er ihn. »Und dann schoss der auch noch ein Tor.« Als er die Eltern im Vereinslokal traf, sagten die: »Der Junge ist wie ausgewechselt und in der Schule ist er auch besser geworden.« Mehr kannst du als Jugendtrainer nicht erreichen.

Aber was soll das nun mit dem Spitznamen?

Auch Fanta spielte als Jugendlicher beim Uedemer SV, sein Vater war Trainer und gab eines Tages eine Runde. Die anderen bestellten Malzbier oder Cola, nur dieser Valentin Hülsen, der wollte eben eine... nun ja. »Bald war auf meiner Fanta aber mehr Schaum.« Der Spitzname setzte sich überall durch, überall in Uedem zumindest, aber weil er seinen Heimatort niemals verließ, ist ihm der Name bis heute erhalten geblieben. Fanta ist sogar hier geboren, 1960 gab es noch ein Krankenhaus, er war das jüngste von fünf Kindern. Das Haus, in dem er seit 21 Jahren mit seinem Bruder wohnt, ist das Haus, in dem er aufwuchs. Es kam vor, dass er mal für eine Frau umzog. Geheiratet hat er nie.

So treu er seiner Heimat ist, so treu ist er seinem Arbeitgeber. Nach der achten Klasse beendete er wie üblich die Hauptschule und fing für 2,77 DM Stundenlohn in einer Fabrik für Sicherheitsschuhe an. Da ist er heute noch, es ist die einzige Schuhfabrik im Ort, die überlebt hat. »Bevor ich nicht arbeiten gehe, muss ich umfallen.« Eigentlich wollte er Schreiner werden, aber so war das damals: Aus der Schule und erst mal Geld verdienen. Mit dem Fahrrad ist er in ein paar Minuten da. Was praktisch ist, weil er zwar einen Führerschein besitzt, aber nie ein Auto besessen hat. Wurde damals ja auch viel getrunken, da hätte er eh nicht so häufig fahren können, lässt er durchblicken.

Als er noch unser Trainer war, hatte er es nach Feierabend zweimal in der Woche eilig. Kurz nach Hause und dann gleich zum Sportplatz. Fast schon Stress. Einige Tage nach unserem Treffen telefonieren wir noch mal: »Mir ist eingefallen, dass ich damals auch viel Schiedsrichter gemacht habe, von der zweiten Mannschaft bis in die D-Jugend.«

Ein paar Jahre nach dem Titelgewinn bekam Fanta es mit seiner Bandscheibe zu tun, da war er gerade Anfang 40. Fußball musste er bleiben lassen. Stattdessen probierte er Billard. Kaum hat er das gesagt, holt er aus einem Zimmer einige Pokale und stellt sie auf den Küchentisch. Das mit dem Billard gab er aber

auch bald auf. Weil sie immer dann spielten, wenn er Bundesliga gucken wollte. Er hat einen Sky-Anschluss in seinem Zimmer, sein Bruder hat einen Sky-Anschluss in seinem. Sie halten für unterschiedliche Vereine, Fanta für Stuttgart, sein Bruder für Schalke. An diesem Abend will er Atlético gegen Real gucken, aber nur die erste Halbzeit. Morgen um 6 beginnt die Schicht.

Nur freitags durchbricht er die Routine. Nachmittags fährt er in den Nachbarort, um alte Bekannte zu treffen. Per Anhalter, noch immer, wie auch sonst? Setzt sich ins Café am Markt und wartet. Zweimal im Jahr fährt er in den Urlaub. Jedes Jahr muss er sein Herz checken lassen, seitdem er 2010 einen Herzinfarkt hatte. Lag im Bett, die Brust tat weh, und er sagte zu seinem Bruder: »Da stimmt was nicht, ruf mal den Notarzt.« Ein paar Monate später stand er wieder in der Fabrik.

Die C-Jugend des Uedemer SV spielte im Jahr nach dem Titelgewinn eine Liga höher. Ohne mich, weil ich zu alt war, auch ohne Fanta. Der Vater eines neuen Spielers übernahm. »Ich wollte Hans nicht im Weg stehen«, sagt Fanta. Sie stiegen gleich wieder ab. Fanta trainierte nie wieder eine Mannschaft.

Wir haben die beste Meisterschaft aller Zeiten angemessen gefeiert. Fanta hatte dem Kapitän der ersten Mannschaft 50 Euro abgeschwatzt, seinem Schuhfabrikanten ebenfalls, und Imbissbetreiber Karl ein paar Beutel Pommes. Es war der 9. Mai 1998. Das weiß ich so genau, weil Guildo Horn an diesem Tag beim Eurovision Song Contest überraschend den neunten Platz schaffte.

Dass jemand anders sein und damit durchkommen kann, habe ich damals vielleicht zum ersten Mal begriffen.

RHEINISCHE POST

Nr. 122 vom 28. Mai 2017



# Theodor-Wolff-Preis

Anne Lena Mösken ist Redakteurin im Team Story der *Berliner Zeitung*. 2003 kam sie zum Studieren nach Berlin. Bevor sie ihr Volontariat bei der *Berliner Zeitung* machte, schrieb sie als freie Autorin über Subkultur und Nachtleben, über Rechtsextremismus, Gentrifizierung, Start-ups und alles, was sie so neugierig machte. Nach zwei Jahren in der Lokalredaktion, wechselte sie im Sommer 2016 in die digitale Redaktion, wo sie sich um die Social-Media-Kanäle kümmerte. Im Team Story schreibt sie jetzt fürs Magazin und die Seite 3 der *Berliner Zeitung* Reportagen und Interviews.

2012 erhielt sie für das Porträt »Ihr Kampf« den Otto-Brenner-Preis in der Kategorie »Newcomer«.

ANNE LENA MÖSKEN ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Lokales« für ihren Beitrag »Als wäre nichts gewesen«, erschienen am 11. Juni 2017 in der *Berliner Zeitung*.

# Als wäre nichts gewesen

Von Anne Lena Mösken

**Die Rettungssanitäterin Diana Wieprich war zufällig mit ihrem Freund auf dem Breitscheidplatz, als Anis Amri einen Lkw in den Weihnachtsmarkt steuerte und zwölf Menschen tötete. Die beiden gehörten zu den ersten Helfern vor Ort. Sie selbst wurden mit dem Erlebten alleingelassen. Über das Weiterleben nach dem Terror.**

Als Diana und Felix am Abend des 19. Dezember 2016 nach Hause kommen, ist es kurz nach halb elf. Sie haben den Bus genommen, haben sich aneinander festgehalten. Ein erschöpftes Pärchen, das vielleicht gestritten hat, so muss das ausgesehen haben, das vielleicht auch einfach nur müde ist vom Weihnachts-trubel. Niemand hat sie angesprochen, niemand hat sich nach ihnen umgedreht.

Im Flur ziehen sie ihre Kleider aus, die blutverschmierte Hose, die dreckigen Schuhe. Ich muss etwas essen, sagt Felix. Er macht sich eine Tiefkühlpizza. Diana bekommt irgendwie ein Stück Toast herunter. Dann schalten sie die Nachrichten ein, hören zum ersten Mal das Wort »Terror«. Sie rufen ihre Eltern an. Einen Freund, der im Fernsehen gesehen hat, wie Felix neben dem Lkw stand. Die Freundin, bei der sie am Nachmittag zu Besuch waren und Apple Crumble gegessen haben; die wusste, dass Diana Felix den Weihnachtsmarkt zeigen wollte. Dann gehen sie schlafen. Es ist kurz nach Mitternacht.

»Mir war schon bewusst, dass es abstrus war, wie wir uns verhalten haben«, sagt Diana, »dass da noch was kommen wird. Man steht auf, geht arbeiten, isst was, geht schlafen, steht auf, geht arbeiten. Und merkt irgendwie, langsam musst du mal eine Reaktion zeigen. Es kommt aber nichts. Das hat mir Angst gemacht.«

Wie geht das Leben weiter nach dem Terror? Ein halbes Jahr ist es jetzt her, dass der Tunesier Anis Amri einen Lkw in den Weihnachtsmarkt auf den Berliner Breitscheidplatz gesteuert hat, zwölf Menschen tötete und fünfundfünfzig verletzte, viele davon schwer. Seitdem ist die Stadt mit der Aufarbeitung des Anschlags beschäftigt. Es geht um große Fragen, es geht um Verantwortung. Hätte der Anschlag verhindert werden können? Hätten die Behörden Anis Amri, der als Gefährder galt und vermutlich bandenmäßig mit Drogen handelte, verhaften und abschieben können? Versuchte das Landeskriminalamt zu vertuschen, dass es Amri im Visier hatte und trotzdem nichts unternahm, um ihn aufzuhalten?

Nur manchmal geht es noch um die Opfer des Anschlags, die Überlebenden, die Angehörigen. Dann ist von den Entschädigungen die Rede oder von den Behörden, die auch hier nicht alles richtig machten. Tagelang ließen sie die Menschen auf die Todesnachrichten ihrer Angehörigen warten; erst nach Wochen gelang es, eine Ausnahmeregelung für das Opferentschädigungsgesetz zu schaffen, das bisher nicht griff, wenn die Tatwaffe bei einem Anschlag ein Lkw war.

Worum es bei alledem nicht geht: Was macht der Terror mit einem Leben?

Am Wochenende nach dem Anschlag fährt Diana mit einer Freundin raus aus der Stadt. Sie schaltet das Handy aus, sie geht schwimmen, schwitzt in der Sauna, sie ist weit weg. Sie verdrängt, was sie gesehen hat. Nur die Jacke, die sie am Abend des Anschlags trug, kann sie nicht anziehen. Irgendwas sträubt sich in ihr.

Als sie zurück in Berlin ist, trifft sie Freunde zum Abendessen. Am Nebentisch bestellen sie Sekt, die Kellnerin stolpert, Gläser fliegen, die Gäste schreien. Diana wird schlecht, Tränen schießen ihr in die Augen. Plötzlich ist sie wieder auf dem Breitscheidplatz, sieht wieder alles vor sich. Die Verletzten. Die Toten.

Diana, 24, und Felix, 27, fahren an jenem Abend mit dem Bus den Kurfürstendamm hinunter, ein Spalier aus Lichtern, glitzernde Weihnachtswelt. Felix filmt die Fahrt mit dem Handy. Diana hatte den Tag über frei, hatte sich krankschreiben lassen. Ein Nerv ist eingeklemmt, sie kann den Hals kaum drehen. Sie arbeitet als Anästhesiepflegerin im Krankenhaus. Die vielen Stunden im OP, die kalte Luft dort, die Nachtschichten. Es gibt Tage, da schlafen die Patienten friedlich ein und wachen genauso wieder auf; und es gibt Tage, an denen sie einen Notfall nach dem anderen hat. Wenn es zu viele von diesen Tagen gibt, geht es ihr manchmal nicht so gut. Dann sorgt sie selbst dafür, dass sie wieder klar kommt, so wird das von einem Profi wie ihr erwartet.

Vor acht Jahren hat Diana angefangen, ehrenamtlich bei den Johannitern zu arbeiten, 2013 machte sie eine Ausbildung zur Rettungssanitäterin. Karneval der Kulturen, Blütenfest, Konzerte, Marathon. Kinder mit Schürfwunden, Rentner, die stürzen, erschöpfte Läufer. An ihrem ersten Tag beim Rettungsdienst sah sie ihren ersten Toten. Kein schöner Anblick; er hatte mehrere Wochen in seiner Wohnung gelegen. Ein paar Stunden später dann eine alte Frau. Sie war friedlich eingeschlafen.

Diana liebt diese Arbeit. Sie ist gut darin, schnell zu handeln, wenn es darauf ankommt. Sie wird dann ganz ruhig, sie hat ihren Körper jahrelang darauf trainiert, genau zu wissen, was zu tun ist. Sie will Medizin studieren. »Diana ist je-



mand, der den einzelnen Menschen wichtig nimmt«, sagt Felix. »Darum geht es in unserem Beruf: nicht um die Krankheit, um den Menschen.«

Die beiden haben sich auf einem Festival kennengelernt, auch Felix ist Sanitäter, beide waren zum Dienst eingeteilt. Dann brach ein Unwetter aus, Zehntausende junge Menschen übernachteten in Turnhallen statt in Zelten. Diana und Felix waren dreißig Stunden wach, danach stieg er nicht in den Zug nach Oldenburg, wo er lebt, sondern fuhr mit Diana nach Berlin, um noch ein bisschen länger bei ihr zu sein. Seitdem sind sie ein Paar.

Als Felix am 19. Dezember zu Besuch ist, sind sie ein halbes Jahr zusammen. Sie schlendern über den Weihnachtsmarkt, Hand in Hand. Sie trinken Glühwein. Sie kaufen jeder ein Stück Bergkäse. Auf der Treppe vor der Gedächtniskirche bleiben sie stehen. Es ist jetzt kurz vor acht. Sie haben Hunger. Der Kühlschrank zu Hause ist so gut wie leer. Sie beschließen, auf dem Weihnachtsmarkt zu essen. Komm, sagt Diana zu Felix, ich zeige dir erst noch etwas. Am Eingang steht eine riesige Weihnachtskugel, in der man Selfies schießen kann. Doch die Kugel ist besetzt. Also kehren sie um, zurück zu den Essensständen.

Später wird Diana jeden ihrer Schritte immer wieder durchgehen. Was wäre gewesen, wenn. Wenn sie den Käse nicht gekauft hätten. Wenn sie nicht stehen geblieben, nicht umgekehrt, wenn sie einfach nach Hause gefahren wären. Es ist ein sinnloses Spiel, bei dem sie am Ende immer an demselben Punkt anlangt: dass es verdammt knapp war.

Als dieser Gedanke zum ersten Mal bei ihr ankommt, ist der Anschlag zwei Tage her. In den Nachrichten hört sie, dass nur das Bremssystem verhindert hat, dass der Lkw weiteraste. »Dass ich selbst hätte sterben können«, sagt Diana, »das saß.«

Mit einem Mal erträgt sie den Alltag nicht mehr, das ständige Gehetze im OP, nicht aus Not, sondern weil das Tagessoll erfüllt werden muss. Sie nimmt sich Zeit für die Patienten, wird dafür angeraunt. Sie lässt alles fallen und rennt auf den Flur, nur raus. Ist mir alles egal, denkt sie, ich lebe.

Natürlich hat sie ihren Kollegen erzählt, dass sie auf dem Breitscheidplatz war, gleich am Tag danach, als sie zur Arbeit kam. In Berlin war der Katastrophenfall ausgerufen worden, die Verletzten wurden auf die Krankenhäuser verteilt. Kollegen waren zum Dienst einbestellt worden. »Ich hatte das Gefühl, dass es keine Rolle gespielt hat, dass ich da war«, sagt Diana. Es gab noch andere Kollegen, die an diesem Tag auf dem Weihnachtsmarkt waren, drei Stunden vor dem An-

schlag, eine Stunde vorher. »Das wurde irgendwie verglichen«, sagt sie. »Aber man kann da sein – und man kann da sein. Fast niemand hat die Tragweite verstanden.« Die Verletzungen, die Diana an jenem Abend davontrug, sind für niemanden sichtbar.

Felix und Diana stehen hinter der Gedächtniskirche, als Anis Amri einen fünfundzwanzig Tonnen schweren Sattelzug in den Weihnachtsmarkt steuert. »Wir waren so nah dran und gleichzeitig so weit weg«, sagt Diana. Sie hören keinen Knall, keine Schreie. Sie schlendern weiter, der Katastrophe entgegen. Sie sehen ein Paar, das sich weinend in den Armen liegt. Betrunkene, denkt Felix. Diana nimmt eine Unruhe wahr, wie es sie gibt, wenn in einer Menschenmenge eine Schlägerei ausbricht. Irgendwas liegt in der Luft. Ein Mann kommt ihnen entgegen, er ist klitschnass, er schleppt eine Kasse. Felix hört noch, wie er sagt: »Es ist alles kaputt.«

Dann hält sie ein Pärchen auf: »Geht nicht weiter, da vorne ist etwas passiert.« – »Gibt es Verletzte?«, fragt Felix. Die beiden nicken. Diana und Felix laufen los.

Sie konnten nicht anders, sagen sie hinterher. Für genau diesen Moment sind sie ausgebildet, haben Lehrgänge besucht, in denen sie geschult wurden darin, wie sie sich zu verhalten haben, wenn es viele Verletzte auf einmal gibt.

Diana sagt, sie habe sofort gewusst, dass es ein Terroranschlag war. Nizza war erst ein paar Monate her. »Es war doch klar, dass es irgendwann auch Berlin treffen würde«, sagt sie. Nur dass er vor den eigenen Augen geschehen kann, das bleibt immer unvorstellbar. Felix glaubt in diesen Minuten noch immer an einen tragischen Unfall.

Spielt es in so einem Moment eine Rolle, was eigentlich passiert ist? Nein, sagt Diana. »In so einem Moment denkt man nicht nach. Man funktioniert.«

Zu diesem Zeitpunkt ist alles unklar: Wo der Attentäter ist, ob es Sprengsätze auf dem Platz gibt, am Lkw, wie damals 2004 in Madrid, als Terroristen in der U-Bahn Bomben zeitverzögert zündeten, um die Rettungskräfte auch noch zu erwischen. Ins Bataclan ließ die Pariser Polizei zuerst nur Ärzte, die einer speziellen Anti-Terroreinheit angehörten. In Berlin wurden die Helfer mitten in ein Gefahrengebiet geschickt, das niemand überblicken konnte.

Ein Polizist stellt sich Diana und Felix in den Weg. Wir sind Sanitäter, sagen sie. »Tut, was ihr könnt«, sagt der Polizist, dann lässt er die beiden durch.

Vor Helfern, die als erstes an einem Ort mit einer großen Anzahl von Verletzten eintreffen, liegt eine unmenschliche Aufgabe. Es gibt ein Wort dafür: Triage. Das Sichten. Das Prinzip dahinter wurde im Krieg entwickelt. Verwundete werden nach der Schwere ihrer Verletzungen eingeteilt, damit die dringlichsten Fälle zuerst behandelt werden können. Es geht dann nicht mehr darum, den einzelnen Menschen zu retten, sondern so viele wie möglich.

Nach diesem Prinzip müssen Sanitäter heute bei zivilen Katastrophen vorgehen. Sie sind befreit von der Pflicht, Hilfe zu leisten, damit am Ende möglichst viele überleben. Wem kann überhaupt noch geholfen werden? Für wen wird es zu spät sein, wenn die Rettungskräfte eintreffen? Wer wird den Transport ins Krankenhaus nicht überleben?

Das zu beurteilen ist die Aufgabe der ersten Helfer. Sie greifen nicht ein, sie sichten. Und müssen binnen Sekunden entscheiden, wer leben wird und wer nicht.

Diana geht nach links, Felix nach rechts, wo der Lkw steht. Sie arbeiten schnell und konzentriert. Sie teilen die Menschen in vier Kategorien ein: grün, gelb, rot, blau. So ist es vorgeschrieben. Um sie herum wird es langsam still, wer konnte, ist weggerannt. Jemand muss die Musik ausgestellt haben. Auf der Straße fahren keine Autos mehr. »Es war wie unter einer Glaskuppel«, sagt Felix.

Diana streift sich Handschuhe über, sie hat immer ein Paar in der Tasche dabei, in einem kleinen gelben Plastikei. Felix greift mit bloßen Händen zu, zieht zwei Tote unter dem Lkw hervor. Irgendwann sind seine Hände voller Blut.

Die Schneise, die der Lkw in den Weihnachtsmarkt gerissen hat, ist siebzig, vielleicht achtzig Meter lang. Als der erste Rettungswagen eintrifft, sind sie den gesamten Weg einmal abgescritten, haben die Toten gezählt, jeden der Verletzten angesprochen, seine Atmung überprüft, den Puls, seine Wunden, ein paar Worte gesagt. »Bleiben Sie ruhig, es kommt gleich Hilfe.«

Diana ist froh, dass sie in diesem Chaos eine Aufgabe hat, dass all die Jahre, in denen sie für einen Moment wie diesen trainiert hat, jetzt dafür sorgen, dass sie weiß, was sie tun muss. Nicht stehen bleiben, immer weitergehen. Grün. Gelb. Rot. Blau.

Die meisten Verletzungen kennt sie. Sie hat schon viel gesehen. Auch hinterher wird sie sagen, dass ihre Entscheidungen fachlich richtig waren. Und es wird ihr trotzdem nicht helfen. Weil das Framing nicht stimmt, der Rahmen, in dem sie

sich bewegt. Sie steht nicht im OP, sie hat nichts, mit dem sie helfen kann, außer ihren Händen. Sie trägt keine Sanitärerjacke, die sie nach der Schicht wieder ausziehen kann. Sie war mit ihrem Freund auf dem Weihnachtsmarkt, ein friedlicher Ort voller Musik und bunter Lichter. Jetzt steht sie mitten in einer Katastrophe. Sie fühlt sich hilflos, jeder Tote, den sie zählt, macht sie wütend und verzweifelt.

Sie sieht einen Mann, der versucht, einen Verletzten wiederzubeleben. Sie sieht, dass er keine Chance hat. Sie will dem Mann sagen, er soll aufhören. Sie brauchen seine Hilfe woanders. Aber am Kopf des Verletzten kniet eine Frau, sie weint, vielleicht ist es die Tochter, vielleicht die Ehefrau. Wie kann sie ihr sagen, dass es keine Hoffnung mehr gibt? Diana läuft weiter.

Dann geschieht ein kleines Wunder. Die beiden Sanitäter, die in dem ersten Rettungswagen sitzen, der am Breitscheidplatz eintrifft, kennen Diana. Sie haben mit ihr zusammengearbeitet, der eine der beiden ist bei den Johannitern. Sie wissen, dass sie ihr trauen können, lassen sich von Diana und Felix zeigen, wo die Toten liegen, wo die Schwerverletzten. Wo sie als erstes helfen müssen. Geben ihnen Karten mit den Farben der vier Kategorien, die sie neben die Verletzten legen. Es sind viel zu wenige.

Felix rennt wieder zum Lkw, wo er eine Frau mit einem abgetrennten Bein zurückgelassen hat. Diana bleibt bei den beiden Sanitätern. Zusammen mit einer jungen Ärztin, die wie Diana zufällig auf dem Weihnachtsmarkt war, kümmern sie sich um eine Frau, die eine große Wunde in der Leistenengegend hat. Sie ist nur ein paar Jahre älter als Diana. Die Ärztin legt einen Zugang, die Frau erhält eine Infusion. Diana drückt Kompressen auf die Wunden. Dann bringen sie die Frau in den Rettungswagen, die Ärztin steigt ein.

»Danach war ich im freien Fall«, sagt Diana. »Keiner kannte mich.« Ihre hohen Stiefel, die Handtasche. Sie sieht an diesem Abend nicht so aus wie eine, die Leben retten kann.

Der Notdienst ist eine Männerwelt. Frauen sind Krankenschwestern, die allenfalls Händchen halten. Die Drecksarbeit erledigen die harten Jungs.

Diana läuft durch die Schneise, stellt sich immer wieder bei den Rettungskräften vor: »Ich kann helfen.« Und wird weitergeschickt. Felix hat irgendwer ein Stethoskop um den Hals gelegt. Er ist ein großer Mann mit breiten Schultern, er sieht aus wie ein Arzt. Ihn nimmt man ernst. Als sie sich irgendwann wieder treffen, steht Diana verzweifelt vor ihm: »Gib mir das Stethoskop, sonst sieht mich keiner.« Aber da ist es schon fast vorbei.

»Ich hätte mehr tun können, wenn man mich gelassen hätte«, sagt sie. Es ist ein quälender Gedanke. Er lässt sie nicht los. Auch nach Wochen nicht. Sie fühlt sich hilflos. Dabei hat sie getan, was sie konnte. Sie weiß das, aber sie kann es nicht fühlen.

Immer wieder geht sie zu den Verletzten, die für sie jetzt Patienten sind, fragt, wie es ihnen geht. In einer Bude, die noch steht, warten die Leichtverletzten. Feuerzangenbowle steht über dem Eingang, drinnen ist es warm. Diana schaut immer wieder nach, ob jemand das Bewusstsein verloren hat, hilft den Menschen in den Bus, der sie ins Krankenhaus bringt.

Es ist kurz nach zehn, als ein Polizist sie nach Hause schickt. Er führt Felix und Diana zur Absperrung. Der Breitscheidplatz ist jetzt ein Tatort. Sie haben noch das Stethoskop, eine Blutdruckmanschette, Verbandszeug. Dürfen wir das zurückbringen, fragen sie. Der Polizist schüttelt den Kopf. Sie müssen gehen. Er will nicht wissen, wer sie sind, schreibt ihre Namen nicht auf. Er fragt nicht, wie es ihnen geht. Ob sie selbst Hilfe brauchen, jemanden zum Reden.

Der Regionalpfarrer der Johanniter ist zum Breitscheidplatz gekommen. Er kümmert sich mit Dutzenden Ehrenamtlichen um die psychologische Betreuung der Menschen. Von Diana und Felix erfährt er nichts. Sie passen in keine Kategorie: Opfer, Überlebende, Angehörige. Polizisten, Rettungssanitäter, Feuerwehr. Diana und Felix hat es an diesem Abend nicht gegeben. Auch nicht die anderen Ärzte und Helfer, die wie sie nur durch Zufall auf dem Breitscheidplatz waren. Niemand weiß, wie viele es waren, eine Handvoll, ein Dutzend. Sie sind allein mit dem, was sie erlebt haben.

Studien zeigen, dass das Risiko seelischen Leidens nach einem Unglück am größten für die Überlebenden ist. Am zweitgrößten ist es für die ersten Helfer. Ausgerechnet sie hatte an jenem 19. Dezember niemand im Blick.

Als Diana und Felix an der Bushaltestelle stehen, merken sie, dass das Leben in der Stadt einfach weitergegangen ist. Nur die leuchtende Werbetafel über dem Platz, von der Felix noch ein Foto gemacht hat, bevor sie auf den Weihnachtsmarkt gegangen sind, ist jetzt schwarz. »Halten Sie die Rettungswege frei«, steht da. »Bleiben Sie zu Hause und verbreiten Sie keine Gerüchte.«

Am nächsten Tag fährt Felix zurück nach Oldenburg. Er hat eine Fortbildung. Das Thema: Wie geht man mit Massen von Verletzten um. Die Kollegen fragen ihn aus. Was ist passiert? Was hast du gesehen? Sag Bescheid, wenn du ein Bierchen trinken, mal alles rauslassen willst. Er redet und redet. »Das war, als

ob man rotzevoll ist und kotzen geht«, sagt er, »dann geht es einem am nächsten Tag viel besser.«

Abends ruft er Diana an. »Irgendwie interessiert das hier niemanden«, sagt sie. Er ist fassungslos. Er spürt, dass es ihr nicht gut geht. Doch er ist weit weg, kann sie nicht in den Arm nehmen, kann ihr nicht helfen.

Diana hängt in der Luft. »Alles dreht sich weiter, geht seinen Gang«, sagt sie, »nur man selbst kann nicht mitlaufen.« Sie ist angespannt und gereizt. Es war doch gut, dass du da warst, sagen Kollegen. Dann könnte sie ausrasten. »Was soll daran gut gewesen sein?«, sagt sie.

An Weihnachten fährt sie zu ihrer Mutter. In ihren Armen bricht Diana zusammen. Das Gefühl, überlebt zu haben, überwältigt sie. Sie weint. Um all die Menschen, die gestorben sind. Denen sie nicht helfen konnte. Um sich selbst. Sie ist ganz allein mit ihrer Schuld.

Immer wieder tauchen jetzt die Bilder auf. Die Frau ohne Kopf. Eine alte Dame, die an einer Bude zwischen lauter persischen Kissen liegt und vom Krieg spricht. Die Frau, die weinend versucht, den toten Mann allein wiederzubeleben, Diana anschreit: Warum macht ihr nicht weiter? Wie sie durch die Schneise läuft, ausrutscht, immer wieder an derselben Stelle, irgendwann auf den Boden schaut und ein großes Stück Haut entdeckt. Als ihr Vater ein Stück Innereien vom Weihnachtssbraten auf ihren Teller legt, übergibt sie sich beinahe.

Nach dem Aufschrei im Restaurant, nach dem ersten Flashback, hat sie sich einen Schnaps bestellt. Jetzt ahnt sie, dass sie Hilfe braucht, dass sie es alleine nicht schafft, mit dem Erlebnis fertig zu werden. Sie ruft die beiden Sanitäter an, die als erstes am Breitscheidplatz waren. Sie vereinbaren ein Treffen. Krisenintervention heißt das, wenn Helfer nach einem schweren Einsatz selbst professionelle Hilfe bekommen. Bei den Johannitern gibt es dafür ausgebildete Leute. Doch von denen meldet sich keiner. Diana und Felix organisieren die Sitzung selbst.

Wochen später gelingt es ihnen auch, die junge Ärztin zu finden, mit der Diana sich um die verletzte Frau gekümmert hatte. Auch sie war an jenem Abend einfach nach Hause geschickt worden. Sie rief dann bei der Polizei an, zufällig war der Regionalpfarrer der Johanniter in der Nähe. Noch am selben Tag saß ein Seelsorger bei der Ärztin im Wohnzimmer. Es war Glück, dass das grobmaschige Hilfsnetz sie auffangen konnte.

Die Gespräche mit den Kollegen, mit der Ärztin helfen Diana. Sie haben das selbe erlebt, ihnen muss sie nichts erklären. Sie ruft einen Freund an, der Pfarrer

ist. Zusammen gehen sie auf den Breitscheidplatz. Es ist der vorletzte Tag des Jahres. Die Stadt hat zu diesem Zeitpunkt schon entschieden, dass alles weitergeht wie bisher. Der Weihnachtsmarkt ist wieder geöffnet. Das soll signalisieren: Wir lassen uns unsere Freiheit nicht nehmen. Für Diana und Felix sind das leere Worthülsen. Sie stehen zwischen den Buden und sehen alles wieder vor sich. Sie weinen zusammen. Der Pfarrer spricht ein Gebet: »Gott, wir sind dankbar, dass du uns vor dem Schlimmsten bewahrt hast. Wir sind dankbar, dass wir helfen konnten. Zugleich weinen wir um die, denen wir in ihrer Not nicht gerecht werden konnten. Wir weinen und beten für sie.« Diana und Felix finden in diesen Worten Trost, auch wenn sie nicht religiös sind.

Nach Neujahr bleibt Diana eine Woche lang zu Hause. Als sie wieder auf die Arbeit kommt, fragen die Kollegen: Bist du wieder gesund? Sie findet die Frage absurd. »Als hätte ich einen Schnupfen gehabt«, sagt sie. Manchmal wird sie gefragt: Was ist mit dir? Warum bist du so schlecht drauf? Hast du Ärger mit deinem Freund? Das macht sie fassungslos. »Das Leben geht doch für mich nicht einfach weiter«, sagt sie. »Warum versteht denn niemand, dass ich nach allem, was ich mitangesehen habe, nicht immer gut gelaunt bin?«

Es gibt gute Tage, sie werden mit der Zeit immer mehr, dazwischen sind die schlechten Tage, auch nach Wochen noch, nach Monaten. »Dann läuft nicht alles gut, und da ist die Welt nicht schön und bunt. Da ist die Welt einfach nur scheiße«, sagt sie.

Anfang Februar, an einem dieser schlechten Tage, kommt sie abends nach Hause, sie hat den ganzen Tag über ihren Puls rasen gefühlt, die Arbeit war anstrengend, sie ist genervt von den Katzen ihrer Mitbewohnerin, es sind Kleinigkeiten, aber es kommt alles zusammen. Sie sitzt auf ihrem Bett und bekommt keine Luft mehr, die Bilder vom Breitscheidplatz überfluten sie. Nach ein paar Minuten ist alles wieder vorbei. Sie ruft Felix an und weint.

Auch er hat diese Flashbacks, steht auf einem Rockkonzert mit dem Rücken zur Wand, zuckt zusammen, als er auf einem nassen Stück Rasen ausrutscht. Aber die Erinnerungen überwältigen ihn nicht. Der erste Tag, an dem er keine Gesichter mehr vor sich sieht, kommt schneller als bei ihr.

Irgendwann gelingt es ihr, zumindest ihren Freunden klarzumachen, wie es ihr geht. Dass jedes Mal alles hochkommt, wenn wieder ein Anschlag passiert. Und es passiert fast jede Woche. London. St. Petersburg. Stockholm. Manchester. London. Sie kann das nicht von sich fernhalten, selbst wenn sie es versucht.

Ein Freund ruft sie jetzt jedes Mal an, wenn die Nachrichten wieder voll sind mit Terror.

Diana beschließt, zu Felix nach Oldenburg zu ziehen. Sie hält es in Berlin nicht mehr aus, kann ihren Kollegen nicht verzeihen, dass sie ihre Geschichte nicht hören wollen, sie nicht ein Stück abgeben lassen von der Last, die sie trägt. »Die Zeit danach«, sagt sie, »war für mich schlimmer als der Anschlag selbst.« Sie wartet noch immer darauf, dass jemand anruft und sagt: Danke, dass ihr da wart. Aber es meldet sich niemand.

BERLINER ZEITUNG

Nr. 133 FA vom 11. Juni 2017



# Süddeutsche Zeitung

NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK, KULTUR, WIRTSCHAFT UND SPORT

WWW.SÜDDEUTSCHE.ZEITUNG

850

MÜNCHEN, FREITAG, 17. MÄRZ 2017

73. JAHRGANG | 11. NUMMER | 8. 04. 2017 | 2,40 EURO

## Das Streiflicht

Diebstahl, diebstahl, diebstahl! Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist.

Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist.

Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist.

## HEUTE

- Meinung** Freitags-Verfügung für den Start der Sommerferien 4
- Politik** Merkel sagt, die neuen Regeln für die Sommerferien sind ein Schritt in die richtige Richtung 8
- Personen** Heidi Klum über ihre Schwangerschaft 10



Das  
Auf

Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist.

Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist.



Wie genau man Leben... (Caption text describing the photo above)

Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist. Diebstahl ist ein Wort, das in den letzten Jahren immer öfter in den Medien zu hören ist.

## Gericht blockiert US-Einreiseverbot

Präsident Trump kritisiert Justizbehörden: Der Justiz New York... (Text describing the court ruling and Trump's reaction)

## Mehr Treibhausgas in Deutschland

Berlin: Die Bundesregierung hat... (Text about greenhouse gas emissions in Germany)

## Merkel besucht Putin Anfang Mai

Moskau: Die Bundeskanzlerin... (Text about Angela Merkel's visit to Putin)

## Lehrkräfte nach Schüssen in amerikanischer Schule

San Antonio: In einer... (Text about a shooting at a school in Texas)

# Theodor-Wolff-Preis

Patrick Bauer wurde 1983 in Stuttgart geboren, wuchs aber in Berlin auf, wo er die Berliner Journalisten-Schule besuchte. Er schrieb als Reporter für den *Tagesspiegel* und die *taz* ehe er 2006 zum Magazin *Neon* nach München wechselte. Im Jahr 2012 wurde Bauer Chefredakteur von *Neon* und *Nido*. Seit 2014 ist er Autor des Magazins der *Süddeutschen Zeitung*. 2015 wurde er mit dem Hansel-Mieth-Preis ausgezeichnet. Im selben Jahr erschien sein Roman »Der Anfang am Ende der Welt« (Rowohlt), bereits 2011 war das Sachbuch »Die Parallelklasse« (Luchterhand) veröffentlicht worden.

PATRICK BAUER ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Reportage« für seinen Beitrag »Ein graues Leben«, erschienen am 10. März 2017 im *SZ Magazin*.

# Ein graues Leben

Von Patrick Bauer

**Vor dreißig Jahren kam die Elefantenkuh Bibi aus Simbabwe in den Ost-Berliner Zoo. Ihr Schicksal ist einzigartig – und erzählt viel über die Fehler bei der Haltung dieser besonderen Tiere.**

## Simbabwe, 1986

Das Baby kämpfte gegen den Tod der Mutter. Es stieß seinen Kopf gegen den großen, leblosen Körper, immer heftiger, immer blinder. Es rüsselte nach ihrem Mund. Es stellte sich mit seinen Vorderläufen auf ihren Bauch. Schließlich versuchte es, unter ihre lehmverkrusteten Beine zu kriechen. Das Baby, ein Jahr alt, war nicht von seiner Mutter zu trennen. Die Mutter lag in einer Pfütze aus Blut, die durch das Savannengras sickerte. Das Baby schrie. Ein Schreien, das Buck de Vries nie vergessen sollte. Wie ein heiserer Vogel. Buck de Vries, hier im Gwayi Valley nur Sikwatula genannt, der mit den Fäusten spricht, zog dem Elefantenkalb einen Strick um den Fuß und träufelte ihm M99 ins Ohr, das Betäubungsmittel Etorphin. Er stülpte den Plastiksack über das Tier und hievte diesen auf einen der Trucks, mit denen sie die Herde umstellt hatten.

Ende der Sechzigerjahre hatte Buck de Vries, Südafrikaner, ein Abenteuer von einem Mann, nie ohne Hut und Gewehr, nahe der Stadt Bulawayo, am Rande des Hwange-Nationalparks, eine Safari-Lodge eröffnet. 15.000 Hektar Land, Büffel, Antilopen, Löwen, Giraffen, Zebras und sein Stolz, seine Liebe, *Loxodonta africana*: Elefanten. Die Könige der Steppe, schlau, stark, stur, wie er. Die Einheimischen bezahlte de Vries gut, sie pflegten dafür seinen Boden und sein Wild. Die Touristen ließ er Fotos schießen und die besonders zahlungswilligen auch Tiere.

Im nahen Hwange-Nationalpark dagegen, groß wie Schleswig-Holstein, in den Ausläufern der Kalahariwüste, war das Gleichgewicht bedroht, seit der Mensch begonnen hatte, das Gebiet und seine Bewohner zu schützen. Zuvor waren die Elefanten in der Trockenzeit, wenn die Wasserstellen versiegt waren, weitergezogen. Der Aufseher des Nationalparks, der Brite Ted Davison, wollte 1930 aber den Besuchern ganzjährig etwas Besonderes bieten, also ließ er Brunnen graben und die karge Fläche bewässern, und die Elefanten blieben. Es wurden zu viele. 1960 zählten die Behörden des damaligen Rhodesien im Park, in dem für etwa 14.000 Elefanten Platz ist, deutlich mehr Tiere. Sie trampelten und fraßen alles weg.

Seit 1966 wurden sogenannte Culling-Jagden durchgeführt. Ganze Herden wurden systematisch ausgerottet. Ein Hubschrauber trieb die Tiere zusammen. Die Leitkuh wurde aus der Luft mit einem Kopfschuss getötet, flatsch, direkt ins Gehirn. Die anderen Elefanten scharten sich dann in Panik um ihre Anführerin, das Navigationssystem, das Wissen einer Herde. Der Scharfschütze, der neben dem Piloten saß, nahm sich ein Tier nach dem anderen vor, fünfzig, sechzig, siebzig, manchmal hundert, flatsch, flatsch, flatsch. Am Boden kreisten Jäger das Chaos ein, Tausende Kilo nebeneinander, übereinander, ein grauer, zuckender Haufen. Noch lebende Tiere wurden aus der Nähe exekutiert.

Die wichtigste Regel beim Culling: Kein Elefant darf entkommen. Elefanten sind hochsozial. Trauernde, umherirrende, womöglich aggressive Tiere im Nationalpark wären ein unkalkulierbares Risiko gewesen. Elefanten sind außerdem hochkommunikativ. Sie verständigen sich nicht nur durch Trompeten, sondern vor allem durch Brummgeräusche im Infraschallbereich – für Menschen nicht wahrnehmbar –, die bis zu zehn Kilometer weit reichen. Überlebende, so die Befürchtung, würden andere Herden warnen, für Unruhe sorgen, die Artgenossen künftig vor Hubschraubern gemeinschaftlich davonrennen lassen. Flüchtende Tiere sollten verfolgt werden, notfalls tagelang, notfalls zu Fuß. 40.000 Elefanten starben bis 1987 in Simbabwe durch Culling. Zudem kamen Hunderte Jäger ums Leben, zertrampelt, durchbohrt, von Querschlägern erwischt, ehe die Praxis eingestellt wurde, weil das Land nach der Unabhängigkeit wenig Geld und viele andere Probleme hatte.

De Vries beteiligte sich bis zuletzt am Culling. Die Behörden brauchten ihn und seine Männer. Und de Vries brauchte Geld für sein Paradies. Er ließ sich vertraglich zusichern, dass er Jungtiere, die nicht von den Müttern zerquetscht wurden, fangen und verkaufen durfte, Europa, Asien, USA. Sie sprangen vom Truck, Gewehr in der Hand, Gift und Plastiksack am Gürtel, und stürmten, wenn die Großen gefallen waren, in die Wolke aus Staub und Tod, um die Kleinen zu holen. Die Geier kreisten. Die Babys schrien.

Aber keines wie dieses. Ein Weibchen, so zierlich. Hinten auf der Ladefläche gab de Vries ihm das Gegenmittel in das spitze, fleischige Maul, Naloxon. Es wachte auf. Und schrie weiter.

Er glaubte, er schenke ihm das Leben.

## Gronau, 1987

Der Auftrag kam aus dem Ministerium für Außenhandel der DDR, Unter den Linden 50. Drei afrikanische Elefanten für den Tierpark Berlin. Es war ein Wett-rüsten mit dem Zoologischen Garten auf der anderen Seite der Mauer. Bode hatte gehofft, dass die sich melden würden, im Westen gab's neue Dickhäuter. Die Osis brauchten Bode. Die kannten niemanden. Bode kannte alle. Hatte seine Leute bei den Frachtfluglinien, auf den Tierbörsen, in jedem Winkel Afrikas. Wenn irgendwer irgendwo irgendwas Wildes loswerden wollte, hörte im tiefen Nordrhein-Westfalen Bode davon. Seine Stallungen am Stadtrand hießen »Gronauer Tier- und Vogelpark«, aber das klang popliger, als es war, da standen auch regelmäßig Giraffen. Später, in den Neunzigern, als die Tierschützer ihn nervten und die Justiz, hieß der Tierhändler Werner Bode, mit dem so viele deutsche Zoos Handel trieben, in der Presse »der dubiose Tierhändler Werner Bode«. Aber vor der Wende konnte er in Ruhe arbeiten.

Er rief de Vries an. Wer de Vries nicht kannte, war kein Tierhändler, de Vries saß an der Elefanten-Quelle. Buck, ich brauche drei. Ich hätte vier. Drei. Ich verkaufe die nur zusammen. Also wieder im Ministerium angerufen. Ich hätte jetzt vier. Wir können nur drei bezahlen.

Das vierte Tier ließ sich Bode mit einigen Greifvögeln und Antilopen aus dem Tierpark entgelten. Die drei anderen Elefanten kosteten 10.000 D-Mark das Stück. An de Vries überwies Bode je 4.000. Mit seinem Laster holte er die Tiere vom Flughafen Frankfurt, ein Bulle und drei Kühe, ganz platt. Es dauerte Wochen, bis alle Papiere da waren und die Elefanten übermachen konnten. Was die weg-fressen am Tag, glaubt man gar nicht. Was sollte Bode den ganzen Tag tun mit denen in Gronau? Manchmal waren die richtig ausgelassen, dann stritten sie sich wieder, rammten sich, wie von Sinnen.

Die Süße, deren Stoßzahnstummel so schön symmetrisch waren, stand meis-tens allein in ihrer Box und malte, egal, was Bode unternahm, mit Kopf und Rüs-sel eine Acht nach der anderen in die Luft.

## Ost-Berlin, 1989

Der Bulle bekam den Namen Tembo, Suaheli für Elefant. Eine der drei neuen Kühe wurde Umtali genannt, wie die Stadt in Simbabwe. Die zweite Sabah.

Einzig ihr Name klang nicht nach weiter Welt, sondern nach Berlin-Lichtenberg. Bibi. War wohl dem Direktor eingefallen. Klingt vertraut, niedlich. War sie beides nicht, fanden die Pfleger, eher bockig, rätselhaft.

Bibi war der kleinste der vier neuen Elefanten, der gierigste, ungeduldigste. Sobald es nichts zu fressen oder kein Training gab, begann sie mit dem Weben. Diese Stereotypie tritt nur bei Elefanten in Gefangenschaft auf, der immergleiche Bewegungsablauf, bis zu dreißig Mal in der Minute: ein Schritt vor, einer zurück, der Körper schaukelt, Kopf und Rüssel werden geschwenkt. Mensch, Bibi, hör doch auf, riefen die Pfleger mit den Elefantenhaken in der Hand.

Der Bau des neuen Dickhäuterhauses hatte bereits begonnen. Ein Denkmal, das sich der Tierparkdirektor Heinrich Dathe, der Grzimek der DDR, setzen wollte. Die Elefanten lebten bis dahin in einem kleinen Stall, stets die Kette am Fuß. Dashi, eine 1969 aus Simbabwe importierte Kuh, war vor der Ankunft von Tembo, Umtali, Sabah und Bibi der einzige afrikanische Elefant im Zoo gewesen.

Als Mario Hammerschmidt als kleiner Junge mit seinen Eltern endlich die Elefanten in ihrem neuen Zuhause besuchte, über das so viel in der Zeitung gestanden hatte, war er enttäuscht. Die Elefanten standen in engen Käfigen. Die Menschen verloren sich im braun gefliesten Weit des Hauses. 2.800 Quadratmeter misst der Besucherraum. 750 Quadratmeter alle Elefantenboxen zusammen. Draußen ist viel Platz, aber draußen ist es die meiste Zeit zu kalt für Elefanten, in Berlin-Lichtenberg. Das Elefantenhaus gehörte den Menschen, nicht den Tieren.

Ein schwächlicher Elefant fiel Mario Hammerschmidt sofort auf. Er stand eng bei der mächtigen Leitkuh. Und bewegte sich so komisch. Dass Dashi einen der neuen Elefanten betreuen würde, hatte das Zoopersonal erwartet. Die beiden anderen Jungtiere würden ebenso eine Beziehung zueinander aufbauen. Elefanten brauchen Sozialpartner. Aber dass Dashi ausgerechnet Bibi adoptierte?

## Berlin, 1998

Als Mario Hammerschmidt als junger Mann an einem seiner ersten Tage als Lehrling im Wassergraben des Dickhäuterhauses stand, mit einem Eimer trocken Brot in der Hand, stieß Bibi ihn ins Wasser und fraß das Brot. Nicht schlimm. Musste man abkönnen, war nicht für jeden. Sie hielten die Elefanten im direkten Kontakt, wie überall. Sie lebten mit den Tieren, Haut an Haut: Füttern, Waschen, Fußpflege, Trainieren, down, sit, up. Der Pfleger war das Leittier, ganz oben in der Rangordnung. Sie fühlten sich wie Elefanten. Sie balgten und schmusten mit denen. Was für den Elefanten ein Stupser ist, kann für den Menschen tödlich sein. Deswegen mussten sie den Tieren klarmachen, wer der Chef ist. Schläge gehörten genauso dazu wie der Elefantenhaken, Pieksen sagten sie. Nachts, wenn die Elefantenmensen Feierabend hatten, kamen die Elefanten an die Kette, weil sie sich ohne Aufsicht gegenseitig fertiggemacht hätten. Bibi hasste die Kette, sie schaukelte dann noch mehr.

Bibi war anders. Sie wollte ihr Essen. Ihre Ruhe. Aber keinen Menschen, der ihr das Ohr kraut. Sie wollte sich nicht unterordnen. Bibi testete jeden neuen Pfleger. Sie hatte sich bei Dashi eingeschleimt. Aber Dashi war nun, als Hammerschmidt im Tierpark anfang, nicht mehr oberste Elefantin. Nach dem Krankheitstod von Umtali hatten Dashi und Bibi Sabah attackiert – drei nicht miteinander verwandte Elefanten, das geht nie gut. Also kamen nach und nach drei neue Kühe, Mafuta, Pori und Lilak, die Älteste der drei. Lilak hatte Dashi sofort in die Seite gestoßen, und Dashi, keine ebenbürtigen Tiere, keine Machtkämpfe gewohnt, hatte die Hinterläufe eingeknickt. Eine Demutsgeste. Bibis Strategie war gescheitert. Sie war nicht mehr die Nummer zwei. Sie musste sich bei der Fütterung hinten anstellen. Das frustrierte Bibi. Sie griff Mafuta an, die Neue, ihr Alter. Aber Mafuta war körperlich überlegen.

Eigentlich war Bibi nur beim Baden entspannt. Sie liebte das Becken. Und draußen, auf der Freifläche, rannte Bibi Vögeln nach, richtig albern, wie ein Baby. Aber dann blieb sie schlagartig stehen, als wäre ihr etwas eingefallen, und sie begann wieder, ihr Haupt zu schwenken, links und rechts, hoch und runter.

## Berlin, 1999

Am Morgen des 15. Januar hörten die Pfleger einen lauten Platscher aus Bibis Box. Sie hatten noch nicht mit der Geburt gerechnet. Bibi war allein, angekettet. Ein Pfleger zerrte das Neugeborene heraus und befreite es aus der Embryonalhülle. Ein Weibchen. Matibi. Das erste Elefantenkalb im Tierpark. Das erste in Berlin seit fast sechzig Jahren. Bibi war immer gut mit dem Bullen Tembo ausgekommen.

Matibi wurde gewogen, Bibi bekam eine Beruhigungsspritze, dann trank die Kleine von ihr. Das Hormon Oxytocin schoss Bibi durch den Körper, die Mutterinstinkte waren aktiviert. Bibi war eine gute Mutter. Bibi, Matibi und Dashi wurden eine Sozialeinheit innerhalb der Herde, Mutter, Tochter, Matriarchin. Bibi wirkte immer noch oft unbeteiligt, ihr Junges verbrachte viel Zeit mit der Leitkuh Lilak. Zum Trinken und Schlafen kam es zur Mutter. In der Box stand Bibi dann schaukelnd an der Kette, das Kalb frei zwischen ihren Beinen.

## Berlin, 2006

Das Elefantenhaus, einst eines der größten der Welt, war zu klein geworden. Matibi musste weg, sie kam nach Osnabrück. Einige Stunden stand der Container, in dem sie transportiert wurde und an den man sie über Wochen gewöhnt hatte, im Hof neben dem Elefantenhaus. Bibi und Matibi unterhielten sich aufgeregt, das hörte Mario Hammerschmidt. Er wusste, was er darüber hinaus nicht hörte: den Infraschall, die ständige Verbindung zwischen allen und einzelnen Tieren, die Erinnerungen und Ahnungen, zu denen Elefanten fähig sind. Ihre Gefühle ähneln denen des Menschen, ebenso wie ihre Altersentwicklung, ihre Lebensdauer, ihr Sinn für Familie und Tod. Hammerschmidt hatte schon Elefanten in andere Zoos begleitet, er wusste, wie lange die aus der Herde gerissenen Tiere trauern. Im Tierpark sah er nach der Abfahrt der Tochter, wie schnell die Mutter weitermachte, als wäre nichts geschehen. Man darf, dachte er, der mit seinen Kollegen jeden Tag Elefant spielte, die Elefanten nicht vermenschlichen. Bibi ist ein Tier. Die Natur ist brutal. Aus den Augen, aus dem Sinn. Mario Hammerschmidt hielt sich an das, was er sah.



## Berlin, 2007

Ihr zweites Kind gebar Bibi am 22. August auf der Außenanlage, so, wie es in freier Wildbahn geschieht: ohne Kette, im Schutz der Herde. Als das Neugeborene auf dem Boden lag, lief Bibi aufgeschreckt davon. Auch in Freiheit ist es nicht ungewöhnlich, dass Elefantenmütter wegen des Geburtsschmerzes aggressiv auf ihr Kind reagieren, immer wieder töten vor allem Erstgebärende in diesem Reflex ihr Neugeborenes. Die Aufgabe der anderen Elefanten ist es, die Mutter zurückzudrängen, sie zu beruhigen, bis sie vorsichtig mit ihren Stoßzähnen und Füßen das Baby aus der Hülle holt. Doch Lilak, die Leitkuh, hatte noch nie eine normale Geburt erlebt, sie war wie alle Elefanten außer sich. Sie konnte ihre natürliche Rolle nicht erfüllen. Gemeinsam mit Bibi startete sie Scheinangriffe auf das Neugeborene, das von den Pflegern schnell in den Graben gezogen wurde. Panya, die zweite Tochter, große Schlagzeilen.

## Berlin, 2008

Ein Jahr später war Panya wieder in den Nachrichten. Ein Mitarbeiter der Tierschutzorganisation PETA hatte gefilmt, wie der kleine Elefant, schon früh regelmäßig von der Mutter getrennt, mit einem Pfleger das Hinlegen auf Kommando übte. Zur Belohnung gab es Brötchen. Panya wollte gleich noch eines, sie schubste den Pfleger beiseite. Da drosch der Mann mit dem Elefantenhaken auf sie ein. Der Tierparkdirektor Bernhard Blaszkiewitz, ohnehin umstritten wegen seiner raubeinigen Art, verteidigte den Mitarbeiter: Wenn die Elefanten in jungen Jahren nicht lernten zu gehorchen, seien sie später eine Gefahr für die Pfleger. Zwei Jahre zuvor war Mafuta in den Zoo nach Halle abgegeben worden, weil sie dem Chefpfleger drei Rippen gebrochen hatte. Bloß: Wenn das Schlagen dieser hochsensiblen Tiere nur nötig ist, um die direkte Haltung zu ermöglichen, spricht das nicht gegen die direkte Haltung? Einige Zoos, etwa Halle, hatten längst auf den geschützten Kontakt umgestellt: Die Tiere leben als eigenständige Herde, die Menschen füttern und pflegen durchs Gitter, motivieren mehr als zu zwingen.

Kurz nach dem Vorfall mit Panya attackierte Bibi den Pfleger, der ihre Tochter geschlagen hatte. Er musste ins Krankenhaus. Im Dickhäuterhaus waren zu die-

ser Zeit zwei Herden in Aufruhr: die der Elefanten und die der Tierpfleger. Es war zu wenig Personal da, die jüngeren Kollegen warfen den älteren vor, Dienst nach Vorschrift zu tun. Die älteren warfen den jüngeren vor, nicht die Eier zu haben, gegen die Elefanten durchzugreifen. Mario Hammerschmidt beklagte sich nach Bibis Angriff bei Direktor Blaszkiewitz über die Situation. Noch am selben Abend, erinnern sich Zeugen, entschied dieser, dass auch Bibi und Panya nach Halle ziehen müssten. Tierschützer sprachen von einer Abschiebung. Außerdem wurde im Tierpark beschlossen, dass die Elefanten künftig nicht mehr im direkten Kontakt gehalten werden.

Mario Hammerschmidt war verzweifelt. Er brauchte ein Jahr, um zu akzeptieren, dass es vorbei war mit dem direkten Kontakt. Er konnte sich nicht vorstellen, diesen Beruf auszuüben, ohne die Tiere anzupacken, sich mit ihnen zu fetzen und zu freuen. Dann wurde er selbst Vater und Chef des Elefantenhauses. Er besuchte andere Zoos. Und verstand: Ein guter Tierpfleger ist nicht, wer von allen Tieren angekuschelt wird, sondern wer alle Tiere gesund hält und sie animiert, sich artgerecht zu verhalten. Noch etwas verstand Hammerschmidt, vielleicht zu spät, da war sie von Dashi, ihrer wichtigsten Begleiterin, schon getrennt: Nicht Bibi war das Problem. Sondern das System.

## Halle, 2009

Am meisten mochte Norman Hase an Bibi von Anfang an, dass sie sich nichts sagen ließ. Wie er. Wie alle Elefantenpfleger in Halle. In der DDR wurden nur Träumer Zoopfleger. Hase war noch nicht dabei, der Revierleiter Axel Boas erzählt gern von der Zeit. Die Ost-Zoopfleger verdienten wenig. Aber sie konnten sich im Zoo eine bessere Welt schaffen. Sie lebten hinter Gittern die Freiheit. Nun war die Welt draußen anders geworden, auch in Halle an der Saale, aber so richtig gut fand Norman Hase sie immer noch nicht. Also was tat er? Er machte die Welt im Elefantenhaus des Bergzoos Halle so gut wie möglich.

Bibi war eine aus der Freiheit, das war gleich klar. Sie machte bei allem mit, aber sie behielt ihren Stolz. Etwas klein gewachsen, dafür mit großer Ausstrahlung. Und in ihren Augen, fand Norman Hase, war so viel Weisheit. Was die wohl alles gesehen hatte. Bibi war kein sicherer Elefant, fahrig, unkonzentriert. Aber die Augen ruhten. In Halle trafen Bibi und ihre Tochter Panya wieder auf Mafuta,

Bibis einstige Erzfeindin, und auf Tana, die als junge Kuh ebenfalls aus dem Tierpark Berlin nach Halle gebracht worden war. Mit Mafuta verstand sich Bibi nach wie vor nicht, aber sie akzeptierte sie als Anführerin. Die meiste Zeit verbrachte Bibi mit Panya. Mit dem jungen Bullen Abu kam sie auch gleich aus. Die Haltung im geschützten Kontakt, das fiel auch Mario Hammerschmidt auf, als er Bibi in Halle besuchte, tat ihr gut. Das Weben wurde weniger. Eine zeugungsfähige, erfahrene Mutter, mit der würde man etwas Schönes aufbauen.

## Halle, 2013

Ganz Halle konnte es kaum erwarten. Die Zeitungen hatten von Anfang an Ultraschallbilder gedruckt. Bibi und Panya waren in zwei benachbarten, voneinander getrennten Boxen aufgestellt, rüsselten sich in den Wehen viel, die Nähe der Tochter war wichtig. Gemeinsam mit Tierärzten hatte man entschieden, dass eine Herdengeburt ein zu großes Risiko wäre, als Leitkuh erschien Mafuta zu unerfahren. Bibis Baby kam schnell. Es rutschte unter dem Schiebegitter hindurch in die große, leere Laufhalle. Bibi begann sofort, gegen das Gitter zu treten. Sie will zu ihrem Baby, dachten alle, es befreien, begrüßen. Der Tierarzt ließ das Gitter öffnen. In der Halle stürmte Bibi auf ihr Kind zu und trampelte auf ihm herum. Mit einem Stoßzahn durchbohrte sie seine Lunge. 110 Kilo wog Tatu Chinara, so nannte Norman Hase das Kalb, als es schon tot war.

## Halle, 2015

Der neue Zoodirektor Dennis Müller entschied, Bibis Schwangerschaft diesmal geheim zu halten. Der Plan lautete: Bibi soll wieder in einer Einzelbox gebären, und dann muss sie schnell vom Neugeborenen getrennt werden. Täglich wurde Bibi Blut abgenommen. Das Hormonprofil zeigte an, dass es so weit war. Doch wenn alles vorbereitet war und Norman Hase Wache hielt, ließen die Wehen jedes Mal nach. Als Bibi mit den anderen Elefanten auf die Außenanlage durfte, kamen die Wehen wieder regelmäßig. So entschied man, es doch mit einer Herdengeburt zu versuchen. In Berlin hatte es schließlich auch funktioniert. Das Team versammelte sich am Abend vor den Monitoren im Büro der Elefantenpfleger, die Videokamera auf der Außenanlage nahm alles auf: Die kleine Herde

stellte sich schützend um Bibi. Mafuta blieb an ihrer Seite, übernahm Verantwortung für die werdende Mutter, obwohl die beiden eine tiefe Abneigung verband. Als die Fruchtblase platzte, rannten Panya und Tana, die jungen Kühe, in Panik davon. Mafuta war irritiert. Bibi drehte sich zu ihrem Neugeborenen um und trampelte darauf ein. Mafuta konnte sie nicht mehr abdrängen. An diesem Abend brach Norman Hase zusammen. Er musste von Kollegen nach Hause gebracht werden. Das tote Baby nannte er Ahorisha. Gewolltes Kind.

## Halle, 2017

Es hätte noch alles gut werden können.

Man hatte sich, das besprachen sie nach den traurigen Vorfällen, von den Geburten in Berlin blenden lassen. Dass ein Tier in Gefangenschaft ein Junges gebärt, heißt nicht, dass es dem Tier gut geht. Dass Bibi ihren Kälbern dort nichts angetan hatte, war reines Glück gewesen. Einmal war sie an der Kette gewesen und hatte sich nicht bewegen können. Einmal waren die Pfleger dazwischengegangen. Bibi würde vielleicht noch vierzig Jahre leben, zehn Jahre davon könnte sie wieder trächtig werden. Man müsste sie als eine Erstgebärende verstehen. Man müsste von vorne anfangen.

Dann starb Mafuta an schwerem Durchfall. Die Herde, die gerade zu einer Einheit zu werden schien, gab es nicht mehr. Bibi war nun, qua Alter und Rangfolge, die neue Leitkuh, aber Bibi ist keine Leitkuh.

Dann wurde Panya von Abu schwanger. An eine Herdengeburt war ja nicht mehr zu denken. Weil Bibi ein so enges Verhältnis zu Panya hatte, sollte die Mutter ihrer Tochter bei der Geburt beistehen. Also stellte man Panya und Bibi in benachbarte Boxen, vom Gitter getrennt. Als das Neugeborene auf dem Boden lag, rammte Bibi das Gitter, sie wollte unzweifelhaft ihren Enkel angreifen. Panya war verstört. So ein Verhalten, gegen ein Neugeborenes, das nicht das eigene ist, gegen das Enkelkind, davon hatte noch kein Elefantenforscher gehört. Alle glaubten: Bibi wollte ihre Tochter schützen, der Schmerz der Tochter schmerzte Bibi. Aber alle wussten auch: Wir können nicht riskieren, Bibi mit Jungtieren zusammen zu halten. Auch Tana hatte ein Junges bekommen.

Heute leben die beiden Mütter, Tana als Leitkuh, und ihre Kälber zusammen. Und Bibi steht, außer Sichtweite, im Bullentrakt am Rand des Elefantenhauses und malt eine Acht nach der anderen in die Luft.

Norman Hase erträgt es nicht, wenn Bibi wieder mit dem Weben anfängt. Er fleht sie dann fast an. Bibsch, bitte, komm, nicht doch, Süße. Das Weben beendet die Momente des Glücks, des Vertrauens, des Spiels zwischen Bibi und ihm, wenn sie Äpfeln nachjagt oder ihm fast spöttisch ins Gesicht sabbert und auf den Hals, auf den er sich im vorigen Thailand-Urlaub das nächste Elefanten-Tattoo stechen ließ. Es geht so nicht weiter. Einzelhaltung ist für Elefanten eine Qual. Die Messgeräte, die den Infraschall in der Elefantenhalle anzeigen, schlagen die ganze Zeit aus, was brummen sich Mutter und Tochter da zu? Immerhin kann Bibi mit Abu rüsseln, der Bulle steht in der Nachbarbox. Zwei müde Riesen, die als Problemelefanten bekannt wurden. Abu kam nach Halle, weil er in Wien seinen Pfleger umgebracht hatte. Halles Zoo-Chef Dennis Müller, ein leiser, bestimmter Mann, auch aus Berlin nach Halle gekommen, hat sich oft gefragt, warum Bibi ihre Kälber getötet hat. Er hat mit vielen Experten diskutiert, er sagt: »Es gibt nicht die eine Erklärung.« Vermutlich schießt bei Bibi das Mutterliebe-Hormon Oxytocin zu spät ein. Das könnte man beim nächsten Mal versuchen durch künstliche Dosierung zu beeinflussen. Aber das Problem, ahnt Müller, liegt viel tiefer. Man kann davon ausgehen, dass Bibi durch die Culling-Jagd, bei der sie gefangen wurde, ein schweres Trauma erlitten hat. Bei Tieren, die eine solche Jagd erlebt haben, tauchen ein Leben lang Verhaltensauffälligkeiten auf, haben Forscher mittlerweile herausgefunden. Wahrscheinlich haben der Transport nach Deutschland, der beengte Lebensraum im Tierpark Berlin und auch die Härte, mit der die Pfleger dort die Kooperation der Tiere erzwingen wollten, bei Bibi sehr viel Stress erzeugt. Ebenso die Trennung von ihrer ersten Tochter. Der Verlust von Dashi. Elefanten sind neben Menschen die einzigen Lebewesen, von denen erwiesen ist, dass sie unter Posttraumatischen Belastungsstörungen leiden können. »Wir können uns nicht anmaßen, die Tiere zu verstehen«, sagt Dennis Müller, »aber im Fall von Bibi können wir nicht die Augen verschließen vor dem Leid, das sie erfahren hat. Das Tragische an Bibis Geschichte ist doch, dass sich an ihrem Leben ganz viele Fehler in der Elefantenhaltung aufzeigen lassen. Bibi ist ein Opfer vieler falscher Entscheidungen. Es ist schade, dass wir nicht die Kapazitäten haben, uns weiter um sie zu kümmern.«

Bibi muss weiterziehen. Arne Lawrenz, der Direktor des Wuppertaler Zoos, führt seit Kurzem das Zuchtbuch für afrikanische Elefanten in europäischen Zoos. Er entscheidet am Ende, wohin Bibi kommt. Es ist ein kompliziertes Puzzle, an dem Lawrenz bastelt: Über Zoos in ganz Europa verteilt leben Elefantenkühe

und -bullen, diverse Besitz- und Verwandtschaftsverhältnisse gilt es zu beachten. Der Egoismus einiger Tierparkchefs macht es Lawrenz nicht leichter. Manche verabreden Tauschgeschäfte, statt alle Zoos als Gemeinschaft zu verstehen, die ein Interesse eint: gesunde Tiere, die sich fortpflanzen und einen Beitrag zum Artenschutz leisten.

Lawrenz ist vielleicht auch deshalb Leiter des Erhaltungszuchtprogramms für Elefanten geworden, weil er in Wuppertal gezeigt hat, wie zeitgemäße Elefantenhaltung funktionieren kann: indem man konsequent Mutter-Tochter-Herden aufbaut. Elefantenherden sind in der Natur rein weibliche Verbände. Sind die Bullen ausgewachsen, verlassen sie die Gruppe und leben für sich. Über Jahrzehnte gaben Zoos aber lieber Kühe als Zuchtbullen ab. Man verstand nicht, dass für die Frage, ob Elefantennachwuchs geboren wird, viel entscheidender ist, dass die Herde harmonisch ist. Dass in einer funktionierenden Herde viel mehr Kühe einen geregelten Zyklus bekommen. Dass Geburten nur im Schutz der Herde natürlich stattfinden können.

Es werden immer noch zu wenige Afrikanische Elefanten in deutschen Zoos geboren, sechzig Prozent der Zoo-Elefanten stammen aus Importen. Kühe, die schwanger werden und austragen, sind rar. Deswegen, sagt Lawrenz, ist Bibi wichtig. Als Mutter. Lawrenz plädiert dafür, sie vor ihrem Umzug nochmals von Abu decken zu lassen.

Ende Februar steht nach komplizierten Verhandlungen fest, dass Bibi in das neue Elefantenengehege nach Magdeburg zieht.

Olaf Töffels vom Verein Elefanten-Schutz Europa, der Bibi als Stammbesucher des Tierparks Berlin gut kennt, sagt: »Das ist eine weitere Tragödie. Nun wird Bibi auch noch von Panya getrennt. Eigentlich müsste man vielmehr alle anderen Kühe aus Halle wegschicken und Bibi und Panya und Panyas Baby wieder zusammenführen. Und mit ihnen eine Mutter-Kind-Linie aufbauen.« Auch Töffels findet, man sollte mit Bibi weiter züchten. »Die Geburten endeten doch auch deshalb so schrecklich, weil Bibi immer nur nach dem Plan von Menschen gelebt hat, sie hat nie gelernt, Verantwortung zu übernehmen, eigene Entscheidungen zu treffen. Man müsste ihr genau das beibringen. Stattdessen setzt man sie nur wieder neuem Stress aus, einsam in Magdeburg.«

Töffels ist ein Elefantenschützer, der grundsätzlich für die Haltung von Elefanten in Zoos ist. Weil er glaubt, dass die Menschen sich mehr für das Überle-

ben der Tiere einsetzen, wenn sie ihnen nahe kommen. Frank Albrecht von der Organisation EndZoo hingegen sieht Bibis Schicksal als weiteren Beweis dafür, dass eine artgerechte Haltung von Elefanten schlicht nicht möglich ist. Albrecht sagt: »Nun wird sie wie so viele für den Rest ihres Lebens irgendwo abgestellt. Sie hätte nie nach Deutschland kommen dürfen.«

In dem Land, aus dem Bibi kam, hat Buck de Vries, über achtzig Jahre alt, alles verloren. Vor 15 Jahren sein Land, als Robert Mugabe weiße Farmer enteignen ließ, gerade erst seine Frau Rita. De Vries wartet in einem fast leer stehenden Haus in Bulawayo auf den Tod. Vor Jahren war er noch mal in seinem einstigen Safari-Paradies. Dort war der Tod schon. Niemand kümmert sich um den Boden. Niemand um die Tiere, Wilderer haben freie Hand. Es stank nach Verwesung. Und im Nationalpark nebenan drängen sich heute rund 45.000 Elefanten, mehr denn je. Die Elefanten sind global vom Aussterben bedroht, aber im Gwayi Valley reden manche schon wieder von Culling. Vorerst werden Baby-Elefanten aus den Herden geholt und nach China verkauft, das ist für den maroden Staat lukrativ. Buck de Vries hat auch schreckliche Verbrechen an Menschen gesehen in den vergangenen zwanzig Jahren, er hat selbst Folter erlebt, aber er sagt: »Diese Massaker an den Elefanten verfolgen mich bis heute. Das Schreien.« De Vries sagt, er habe bis 1987 fast tausend Baby-Elefanten in die Welt verkauft. »Wir hätten sie erschießen sollen! Sie trugen den Tod in sich.«

An eine Szene denkt Norman Hase besonders oft. Es war nach Bibis vierter Geburt. Sie konnten sie nicht von dem Baby trennen, das Bibi gerade getötet hatte. Sieben Stunden lang lockten sie Bibi, zogen an ihr. Aber Bibi versuchte verzweifelt, das Kalb mit ihren Vorderläufen aufzurichten. Sie rüsselte nach dem Mund. Sie stieß ihren Schädel immer wieder gegen den leblosen, kleinen Körper. Die Mutter kämpfte um das Leben ihres Babys.



# DIE ZEIT



DRUCK DEUTSCHLAND 52/84

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

Alle Löhne für viele Zeiten  
Lohn-Kontrollen: Tugend,  
Fehlbedingung?

NOMOS  
91.426713

7.10.2000 90 SEITEN 30 Pf



## Auf diese Front ist Deutschland angewiesen

### Warum aber wird Heike Noe so schnell abgeworfen?

Daran ist ein krankes Ge-  
sellschaftsbild schuld. Doch leider nicht...

WIRTSCHAFT SEITE 25/26



Ich bin im  
Grande hazeln.  
Ich scheiterte  
nicht an mir.  
Ein Gespräch mit  
dem Hamburger  
Karl Lagerfeld  
©T. G. G.



Ein Appell an  
den Terroristen  
Was Heinrich Böll  
dem RAF-Mitglied  
Horst Mahler zu  
sagen hatte.  
Ein bislang  
unbekannter Brief  
Frankfurt, Seite 17

VOR DEM PARTEITAG

## Hoffen auf links

Die SPD sollte sich um die Globalisierungsvorzüger kümmern  
In der Mitte gibt es nichts mehr zu gewinnen von PETER BAUM

Nur ein einziger Mensch der Welt  
steht da so wie ich. Das ist  
Heike Noe. Sie ist die einzige  
Frau der SPD, die nicht nur  
in der SPD, sondern auch  
in der CDU und im Bundestag  
eine Stimme hat. Sie ist die  
einzige Frau, die nicht nur  
in der SPD, sondern auch  
in der CDU und im Bundestag  
eine Stimme hat. Sie ist die  
einzige Frau, die nicht nur  
in der SPD, sondern auch  
in der CDU und im Bundestag  
eine Stimme hat.

Die SPD sollte sich um die Globalisierungsvorzüger kümmern  
In der Mitte gibt es nichts mehr zu gewinnen von PETER BAUM

Die SPD sollte sich um die Globalisierungsvorzüger kümmern  
In der Mitte gibt es nichts mehr zu gewinnen von PETER BAUM

Die SPD sollte sich um die Globalisierungsvorzüger kümmern  
In der Mitte gibt es nichts mehr zu gewinnen von PETER BAUM

Yogi gegen Jäger  
Wie ein Demokrat  
und ein Republikaner  
das erste Jahr unter  
Donald Trump  
erlebten  
Dresden, Seite 17



Pietät für Plönze  
In der Plönzer  
Kirche wird  
am Sonntag  
die Plönzer  
Kirche  
gefeiert.  
Das Plönzer  
Kirchensymbol  
wird  
gezeigt.  
Das Plönzer  
Kirchensymbol  
wird  
gezeigt.





# Theodor-Wolff-Preis

Caterina Lobenstein, geboren 1983 in Jena, kam 2014 zur *Zeit*. Schrieb als Redakteurin im Wirtschaftsressort vor allem über Migration und Verteilungsfragen. Seit 2018 berichtet sie als Korrespondentin aus dem politischen Berlin. Hat Politik- und Musikwissenschaft studiert und ihre journalistische Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule in Hamburg absolviert.

CATERINA LOBENSTEIN ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2017 in der Kategorie »Reportage« für ihren Beitrag »Warum verdient Frau Noe nicht mehr?«, erschienen am 07. Dezember 2017 in *Die Zeit*.

# Warum verdient Frau Noe nicht mehr?

Von Caterina Lobenstein

**Die Altenpflegerin Heike Noe gehört zu den begehrtesten Fachkräften des Landes. Doch obwohl sie so gefragt ist, wird sie schlecht bezahlt. Wie kann das sein?**

Würde sich der Wert einer Arbeitskraft an ihrem Fleiß bemessen, an der Erfahrung, die sie gesammelt hat, an den Unannehmlichkeiten, die sie erduldet, und an der Verantwortung, die sie trägt, dann wäre Heike Noe eine reiche Frau. Sie steht in einem gefliesten Badezimmer, vor ihr sinkt eine alte Dame unter lautem Stöhnen auf die Klobrille: Marion Zielke\*, 79 Jahre alt, Pflegegrad drei, halbseitig gelähmt. Ihre Oberschenkel zittern. »Aaaaah«, seufzt sie. Heike Noe streift sich ein Paar Gummihandschuhe über und lässt die Windel, die Frau Zielke über Nacht getragen hat, in einem Plastikbeutel verschwinden.

Heike Noe ist 41 Jahre alt und seit mehr als 20 Jahren Pflegerin. An der Gürteltasche ihrer weißen Jeans baumelt eine Flasche Desinfektionsmittel, alle paar Minuten reibt sie sich damit die Hände ein. Bevor sie jemanden wäscht, bevor sie eine Insulinspritze setzt oder einen künstlichen Darmausgang reinigt. In der hinteren Tasche ihrer Hose steckt ein schnurloses Telefon, das ständig klingelt, meist dann, wenn es gerade nicht passt. So wie jetzt, da Heike Noe eigentlich Frau Zielke helfen muss.

»Jaaa?« Noe klemmt das Telefon zwischen Ohr und Schulter ein. Eine Bewohnerin, die im Sterben liegt, will nicht mehr essen. Füttert man sie, presst sie die Lippen aufeinander. Gibt man ihr Wasser, lässt sie es aus dem Mund herauslaufen. Wenn es so weitergeht, wird sie vertrocknen. »Wir brauchen heute noch einen Arzt«, sagt Noe. Mit ihm wird sie beraten, ob der Bewohnerin eine Infusion mit Kochsalzlösung gelegt wird, das würde ihr Leben verlängern. Oder ob es geboten ist, ihre Verweigerung als eine Art letzten Willen zu begreifen und auf die Infusion zu verzichten. Das würde heißen, dass sie bald stirbt.

Es ist ein Montagmorgen im Oktober, kurz vor sieben Uhr im Altenpflegeheim Haus Bachtal in Schwalbach im Saarland, Station Theresiengarten. Ein Flur mit lindgrünem Teppichboden und einem alten Bauerschrank, in dem Medikamente lagern. 14 alte Menschen leben hier, zwölf Frauen, zwei Männer. Heike Noe ist die einzige Pflegerin in der Frühschicht, nur eine Auszubildende ist noch an ihrer Seite und eine polnische Hauswirtschaftskraft, die das Essen kocht. Vor einer knappen Stunde hat die Schicht begonnen, das Telefon in Heike Noes Hosentasche hat schon neunmal geklingelt.

Frau Doege hat sich heißen Kaffee auf die Bluse geschüttet.

Frau Flohrmann braucht ihre Tropfen gegen die Schmerzen im Bein.

Frau Teves hat sich erbrochen.

Herr Seitz hat Kratzspuren am Körper und muss mit Wundsalbe versorgt werden.

Frau Wagner hat plötzlich Fieber.

Herr Spahn hat eine verhornte Wunde am Fuß, der Verband muss gewechselt werden.

Frau Göbel hat sich ein Taschentuch in die Vagina gesteckt, keiner weiß, warum, auch Frau Göbel nicht.

Noe sortiert die Kosmetika, die auf Frau Zielkes Waschbecken stehen: Eine Tube Wundheilsalbe. Eine Zahnbürste, mit der sich Frau Zielke die verbliebenen Zähne putzt. Eine Dose Gesichtscreme, von der sie sich jeden Morgen einen Klacks auf die faltigen Wangen schmiert und die sie »Fugenfüller« nennt. Als Frau Zielke schließlich gewaschen und eingecremt vor dem Spiegel sitzt, fragt Heike Noe: »Lippenstift?«

»Unbedingt! Die Konkurrenz schläft nicht!«, antwortet Frau Zielke. Mit zittriger Hand zieht sie die Lippen nach, bordeauxrot, mit Schimmereffekt.

»Na, da müssen wir den Herrn Spahn aber festschnallen nachher«, sagt Heike Noe. Frau Zielke kichert. Herr Spahn wohnt auf demselben Flur. Er hat noch acht Finger und ein Bein – Diabetes.

Bis zum Ende ihrer Schicht wird Heike Noe mehr als ein Dutzend alte Menschen versorgt, wird Medikamente und Essen gereicht, wird Wäsche und Verbände gewechselt haben. Sie wird mehr als vierzigmal ans Telefon gegangen sein. Und sie wird versuchen, nie zu vergessen, wer vor ihr sitzt. Frau Zielke, die zwei Söhne großgezogen hat und bis zu ihrem Schlaganfall gerne verreiste. Herr Spahn, dessen Frau mehrere Fehlgeburten erlitt. Heike Noe nimmt sich Zeit, um ihnen zuzuhören, und sie weiß, dass die Zeit nie reicht. Sie muss die Uhr im Blick behalten.

Es gibt nicht viele Menschen, die das können. Und es gibt nicht viele, die das wollen. Zurzeit mangelt es auf dem deutschen Arbeitsmarkt an mindestens 30.000 Pflegekräften. Im Jahr 2030 könnten laut einer Studie der Unternehmensberatung PricewaterhouseCoopers schon mehr als 300.000 Pfleger fehlen. Überall in Deutschland werden sie gebraucht, auch beim Heimbetreiber Benevit, dem Unternehmen, bei dem Heike Noe angestellt ist. Einige Mitarbeiter von

Benevit tragen T-Shirts mit dem Firmenlogo, auf dem Rücken steht »Kollege gesucht«.

Eigentlich müssten Altenpfleger wie Heike Noe von einem einfachen ökonomischen Gesetz profitieren: dem Gesetz von Angebot und Nachfrage. Steigt die Nachfrage, steigt auch der Preis. Frau Noe, einer besonders gefragten Arbeitskraft, müssten die Heimbetreiber besonders viel bieten: gute Arbeitsbedingungen, ein hohes Gehalt. Sie tun es aber nicht.

Heike Noe, geschieden, drei Kinder, verdient rund 2.500 Euro, netto bleiben ihr 1.750. Sie arbeitet Teilzeit, zu 85 Prozent. Was ihr Einkommen betrifft, gehört sie zur unteren Hälfte der deutschen Bevölkerung – und zu den Spitzenverdienern in ihrer Branche. Weil sie in Westdeutschland arbeitet, wo mehr gezahlt wird als im Osten. Und weil ihr Arbeitgeber Benevit einer der wenigen Heimbetreiber ist, die sich am Tariflohn des öffentlichen Dienstes orientieren. Im Schnitt aber bekommen Altenpfleger weniger Geld; Hilfspfleger, die etwa die Hälfte des Personals in deutschen Altenheimen stellen, sogar deutlich weniger (siehe Infokasten). Das Gesetz von Angebot und Nachfrage, es scheint bei Altenpflegern nicht zu gelten. Sie sind ein marktwirtschaftliches Phänomen: überdurchschnittlich begehrt – und unterdurchschnittlich bezahlt. Wie kann das sein?

Fragt man den Chef von Benevit, spricht man mit Gewerkschaftern, Arbeitgebervertretern und Ökonomen, dann zählen sie eine ganze Reihe von Gründen auf. Sie erklären, dass die Pflege kein freier Markt ist, auf dem Angebot und Nachfrage nach einem Gleichgewicht streben, sondern eine streng regulierte Branche. Dass die Beiträge für die Pflegeversicherung nicht einfach erhöht werden können und die Löhne deshalb bescheiden sind. Oder dass die meisten Pfleger kein Studium, sondern eine Ausbildung absolviert haben und deshalb nicht so viel verlangen können. In einem Punkt aber sind sich fast alle einig. Sie nennen dann immer dieselben Namen, zum Beispiel:

Carlyle Group.

Chequers Capital.

Oak Tree Capital Management.

Hinter den Namen verbergen sich mächtige Investoren aus dem Ausland. Sie stecken Milliardenbeträge in deutsche Altenheime und hoffen, dass sich die Milliarden vermehren. Lange Zeit war das in Deutschland nicht möglich; die Heime wurden von Kirchen und vom Staat betrieben. Anfang der neunziger Jahre öffnete die damalige Bundesregierung die Pflegebranche für Privatunternehmen.

Heute ist von den mehr als 10.000 deutschen Altenheimen etwa die Hälfte in privater Hand, und ihr Anteil wird von Jahr zu Jahr größer.

Investoren suchen in Zeiten niedriger Zinsen nach verlässlichen Geldanlagen – und nach Alternativen zu jenen Firmen, deren Geschäftsmodelle vielleicht schon bald keine Zukunft mehr haben: Automobilhersteller, Kohlekraftwerke, Ölkonzerne. Der Pflegemarkt dagegen ist eine ziemlich sichere Sache. Alte Menschen wird es in Deutschland auch in zwanzig Jahren noch geben – mehr denn je. Dann ist die Generation der Babyboomer, die aus den geburtenstärksten Jahrgängen Deutschlands besteht, mindestens 70 Jahre alt. Bis zum Jahr 2030 soll die Pflegebranche laut der Unternehmensberatung Roland Berger auf 85 Milliarden Euro Umsatz wachsen, heute sind es 50 Milliarden. Der Wettlauf um die höchsten Renditen erreicht jetzt die Altenheime.

Im August 2017 wurde die Vitanas Holding, einer der größten deutschen Heimbetreiber, von einem kalifornischen Hedgefonds gekauft. Der Fonds heißt Oaktree Capital, seine Zentrale liegt in einem verspiegelten Turm im Zentrum von Los Angeles, in einer der teuersten Immobilien der Stadt. Von hier aus verwalten die Fondsmanager von Oaktree Capital rund 100 Milliarden Dollar. Einen großen Teil dieser Milliarden investieren sie in Unternehmen. In Reedereien, Immobilienfirmen, Kinoketten – und deutsche Altenheime.

Im September übernahm der französische Risikokapitalfonds Chequers Capital die insgesamt 46 Heime eines Hamburger Pflegekonzerns.

Bereits im Jahr 2013 erwarb der US-amerikanische Finanzinvestor Carlyle Group die Alloheim Senioren-Residenzen, Deutschlands drittgrößten Pflegekonzern. Jetzt will Carlyle das Unternehmen wieder verkaufen – zu einem deutlich höheren Preis.

Das Geschäftsmodell der Investoren ist, vereinfacht gesagt, meist dasselbe: Heime kaufen. Rendite steigern. Heime gewinnbringend weiterverkaufen. Gewinnausfälle wegen säumiger Mieter oder langem Leerstand müssen die Investoren kaum fürchten. Können ein alter Mensch und seine Angehörigen sich einen Heimplatz nicht mehr leisten, springt meist das Sozialamt ein. Stirbt ein Bewohner, steht oft schon der nächste Kandidat auf der Warteliste, der dringend einen Heimplatz benötigt.

Geld ist also da. Warum kommt es nicht bei denen an, die alte Menschen pflegen? Bei Heike Noe zum Beispiel?

Der Chef von Benevit, dem Arbeitgeber von Heike Noe, ist Kaspar Pfister, ein schwäbeler Unternehmer, der früher mal Stadtkämmerer war und Geschäftsführer eines katholischen Pflegeheimbetreibers. Pfister ist keine Heuschrecke, er ist einer, der versucht, seinen Leuten einen einigermaßen fairen Lohn zu zahlen. Er sagt, die Macht der Investoren sei bedenklich. Sie sind bei Pfister noch nicht eingestiegen. Aber sie kreisen ihn ein, sie setzen ihn finanziell unter Druck. Benevit ist ein privates Unternehmen, es muss Gewinn erwirtschaften, wenn es überleben will. Und das auf einem Markt, der zunehmend von Großinvestoren beherrscht wird, denen es vor allem um eines geht: hohe Gewinne. »Ich lese oft, dass bis zu acht Prozent Umsatzrendite möglich sein sollen, und internationale Investoren scheinen das zu erwarten«, sagt Kaspar Pfister. »Ich hab da ein Riesenfragezeichen, wie das ohne Qualitätsverlust möglich sein soll.« Der Arbeitgeberverband Pflege, in dem sich Deutschlands Heimbetreiber zusammengeschlossen haben, spricht von Investoren, die sogar zweistellige Renditen fordern.

Man kann die Rendite steigern, indem man versucht, mehr Geld einzunehmen. Das ist für die Heimbetreiber aber schwierig, oft unmöglich. Denn Pflegesätze und Versicherungsbeiträge sind gedeckelt, sie werden in zähen Verhandlungen zwischen Heimen und Kommunen, Sozialkassen und Versicherungen ausgehandelt. Auch der Eigenanteil, jener Teil der Heimkosten, den Bewohner und ihre Angehörigen selbst tragen müssen, lässt sich nicht beliebig erhöhen. Schon jetzt geben viele Menschen ihre gebrechlichen Eltern nicht ins Heim, sondern lieber in die Hände einer ambulanten Pflegerin, die viel weniger kostet. Oft kommen diese Pflegerinnen aus Polen oder Rumänien. Oft arbeiten sie schwarz.

Einfacher, als die Einnahmen zu steigern, ist es, die Kosten zu drücken. Und hier kommt Heike Noe ins Spiel. Aus Sicht der Investoren ist sie ein gewaltiger Kostenfaktor. Die Löhne der Altenpfleger machen im Schnitt 70 Prozent der Gesamtkosten eines Heims aus. Wer in großem Stil sparen will, muss also schmalere Gehälter zahlen oder bei gleichbleibendem Gehalt das Arbeitspensum der Pfleger erhöhen. Oder aber der Anteil der Fachkräfte muss sinken – und der Anteil der billigen Hilfskräfte steigen. Wozu das führen kann, lässt sich schon heute in ganz Deutschland beobachten: Fast 40 Prozent der Altenheime haben keinen Tarifvertrag. Und in vielen Häusern sinkt der Anteil der gut ausgebildeten Fachkräfte. Zwar gibt es eine gesetzliche Quote, die vorschreibt, dass mindestens die Hälfte der Heimmitarbeiter voll ausgebildete Pfleger sein müssen. Doch die

Gewerkschaft ver.di warnt seit Jahren vor einem »Trend zur Dequalifizierung«. Die Quote werde oft unterlaufen, sagt ein Sprecher der Gewerkschaft.

»Ich sehe das mit großer Sorge«, sagt der Benevit-Chef Kaspar Pfister. »Man kann doch nicht so tun, als sei ein Pflegeheim ein Produktionsbetrieb, in dem Autos oder Schrauben hergestellt werden. Es geht doch hier um den Menschen. Der lässt sich nicht in betriebswirtschaftliche Tabellen hineintrautieren.« Das ist das Dilemma der privaten Heimbetreiber: Was gut für die Rendite ist, ist selten gut für die Bewohner. Gut für die Rendite wäre zum Beispiel, wenn Heike Noe es nicht ständig mit Menschen zu tun hätte, die vergessen haben, wo sie gerade sind.

Heike Noe ist auf dem Weg zum Medikamentenschrank, als ihr eine Frau mit zerzaustem weißen Haar in die Arme stolpert. »Huch, Frau Goedeker, wo wollen Sie denn hin?«

Frau Goedeker, 92 Jahre alt, Pflegegrad drei, vaskuläre Demenz im fortgeschrittenen Stadium, start Heike Noe mit offenem Mund an. Sie trägt eine Hose mit Bügelfalte und eine Bluse mit Strass-Steinchen, darüber eine Perlenkette. Frau Goedeker stapft nach links, dann nach rechts. Sie hat sich verirrt.

»Frau Goedeker?« Heike Noe legt ihren Arm um Frau Goedekers Schulter.

Da wird die Bewohnerin plötzlich aggressiv und windet sich aus der Umarmung. »Ich muss bügeln!«, ruft sie. Sie geht zum Notausgang und rüttelt an der Tür. »Komm!«, schreit sie. Niemand antwortet.

Schließlich sackt sie erschöpft in einem Sessel zusammen.

»Frau Goedeker, was brauchen Sie?«, fragt Heike Noe.

Frau Goedeker zeigt mit ihrem knöchernen Finger auf Heike Noe.

»Mich brauchen Sie?«

Frau Goedeker nickt.

»Ich brauche Sie auch.« Heike Noe hockt sich neben Frau Goedeker und streicht ihr mit dem Handrücken über die Wange. Frau Goedeker zieht sie zu sich heran und umarmt sie. In diesem Moment klingelt das Telefon. Frau Zielke, erfährt die Pflegerin, hat Schmerzen und braucht ihre Medikamente.

Heike Noe kam vor fünf Jahren ins Haus Bachtal, nachdem sie bei ihrem alten Arbeitgeber gekündigt hatte. Das Heim, in dem sie damals angestellt war, nennt sie eine »Pflegefabrik«, sie war dort allein verantwortlich für 45 Bewohner. Nicht einmal für ein kurzes Gespräch auf dem Flur sei Zeit gewesen. »Ich habe das irgendwann nicht mehr ausgehalten.« Sie lernte Zustände kennen, die sie niemals für möglich gehalten hätte.

Während der Sondierungsgespräche stritten die Grünen, die Union und die FDP auch um das Thema Pflege. Es war einer der ersten Bereiche, in dem sich die Parteien einigen konnten. In der Politik wird schon länger darum gerungen, wie man die Pflege besser organisieren und die Fachkräfte besser entlohnen könnte. Aber dann scheiterten die Gespräche, und das Thema liegt wieder unerledigt herum.

Im Jahr 2016 ließ die grüne Bundestagsabgeordnete Elisabeth Scharfenberg gut 4.000 Pflegekräfte befragen. Sie wollte herausfinden, was die Pfleger an ihrem Job gern verändern würden. Die allermeisten sagten, sie wünschten sich endlich ein »angemessenes Gehalt«. Einige gaben an, das Geld reiche nicht aus, um ihre Familie zu ernähren. Andere schrieben: »Es steht nicht mehr der Patient im Mittelpunkt, sondern nur noch der Gewinn!« Oder: »Das System macht Menschen zu Waren, die es als Patienten und als Angestellte gewinnbringend auszuschlachten gilt.«

Arme Altenpfleger gegen gewinnsüchtige Konzerne. Wenn es so einfach wäre.

Im Berliner Regierungsviertel, wenige Schritte vom Bundesministerium für Gesundheit entfernt, liegt das Büro von Thomas Greiner. Er ist Präsident des Arbeitgeberverbands Pflege, ein Herr mit polierten Schuhen und gemustertem Einstecktuch. Greiner vertritt Firmen, die in Deutschland Altenheime betreiben, er vertritt auch Unternehmer wie den Benevit-Chef Kaspar Pfister. Anders als Pfister fürchtet Greiner die Investoren nicht. »Alle wollen, dass die Pfleger mehr Geld bekommen und dass die Heime hübsch aussehen, aber keiner ist bereit, mehr in die Pflegeversicherung einzuzahlen«, sagt er. Gäbe es die kleinen und großen privaten Investoren nicht, dann würden die Altenheime heute immer noch so aussehen wie vor zwanzig Jahren, davon ist Greiner überzeugt. Mehrbettzimmer, schäbige Waschräume, hässliche Flure. Massenabfertigung statt Einzelbetreuung. »Wir sollten dankbar sein, dass privates Geld in die Altenpflege investiert wird«, sagt er. Greiner ist Lobbyist. Er weiß, wie man sich bei denen, die Entscheidungen treffen, Gehör verschafft.

Die meisten Altenpfleger wissen nicht, wie das geht: sich Gehör verschaffen. Und manchmal scheint es, als hätten sie gar kein Interesse daran.

Es ist kurz nach zehn im Haus Bachtal in Schwalbach, Kaffeepause. Heike Noe holt sich einen Pott Filterkaffee aus dem Esszimmer. Im Radio dudelt »I Will Survive«. Draußen auf der Terrasse stehen Noes Kolleginnen von den Nachbarstationen und rauchen. Fragt man sie, was sie machen würden, wenn sie mehr



Geld verdienten, erwidert eine von ihnen: »Schuhe kaufen!« und eine andere: »Ach, mal in den Urlaub fahren.« Heike Noe sagt: »Ich brauche nicht mehr Geld, ich bin glücklich.« Man muss ein bisschen länger mit ihr reden, bis dann doch Sätze fallen wie dieser: »Natürlich würde ich meinen Kindern gern mehr bieten.« Oder: »Ein bisschen mehr Anerkennung, auch finanziell, wäre schon schön.« Aber Noe beklagt sich nicht. »Das ist der schönste Beruf, den ich mir vorstellen kann«, sagt sie. »Es ist kein Beruf, es ist eine Berufung.« Für die alten Menschen ist diese Einstellung ein großes Glück.

Es gibt nicht viele Menschen, die sich in ihrem Job für andere engagieren, ohne dafür eine angemessene Entlohnung zu verlangen. Meist zählen Geld, Durchsetzungskraft und das Streben nach persönlichen Vorteilen. Bei Altenpflegerinnen ist das oft anders. Das führt zu einem Problem, das Johanna Knüppel in den Wahnsinn zu treiben droht.

Knüppel ist eine energische Frau mit Kurzhaarschnitt, sie war mal Krankenpflegerin auf einer Intensivstation, seit einigen Jahren sitzt sie in einem bescheidenen Büro in Berlin-Moabit, mit Zimmerpflanzen und einem grauen Aktenschrank. Knüppel ist die Sprecherin des Deutschen Berufsverbandes für Pflegeberufe. Sie vertritt die Arbeitnehmer der Branche, sie ist der Gegenpart zu Thomas Greiner, dem Lobbyisten, der für die Heimbetreiber spricht. Johanna Knüppel ist Heike Noes Stimme in der Hauptstadtpolitik. Das Problem ist, dass Heike Noe noch nie etwas von Johanna Knüppel gehört hat. Johanna Knüppel könnte noch so laut sprechen, ihre Stimme geht irgendwie unter.

In kaum einem anderen Land in Europa sind Pflegekräfte so schlecht organisiert wie in Deutschland. Nur rund zehn Prozent von ihnen sind Mitglied in einer Gewerkschaft oder einem Berufsverband. »Damit wuppt man nichts«, sagt Johanna Knüppel. Dabei könnte es so einfach sein. »Im Grunde sind Pflegefachkräfte in einer exzellenten Verhandlungsposition. Die wissen es nur nicht oder machen es sich nicht bewusst. Wir sind immer wieder auf sie zugegangen und haben gesagt: Lasst euch die schlechten Arbeitsbedingungen nicht gefallen. Stellt euch auf die Hinterbeine, versucht mehr Geld auszuhandeln, beweist ein bisschen Rückgrat, und sagt Nein.«

In anderen Branchen, in der Metallindustrie zum Beispiel, sind mehr als 70 Prozent der Arbeiter in der Gewerkschaft organisiert. Ihre Betriebsräte sind mächtige Gremien, die mit den Vorständen der Konzerne oft auf Augenhöhe verhan-

deln. Sie haben Kämpfe ausgefochten, für die 37-Stunden-Woche und den Flächentarifvertrag, für mehr Freizeit und mehr Geld.

In der Pflegebranche gibt es keinen einheitlichen Tarif. Viele Heime haben gar keinen Tarifvertrag, die wenigsten haben einen Betriebsrat. Und der Berufsverband, für den Johanna Knüppel arbeitet, hat kaum Geld für große Kampagnen.

Gewerkschaften sollen die Stimmen ihrer Mitglieder verstärken. Den Altenpflegern aber müssen sie offenbar erst erklären, dass sie eine Stimme haben. Johanna Knüppel glaubt, dass sich viele Pfleger schämen, überhaupt etwas einzufordern. »In einem solchen Beruf darf man doch nicht für eigene Interessen kämpfen – so denken viele«, sagt sie.

Kaspar Pfister, der Benevit-Chef, sagt: »Die Menschen, die in dieser Branche arbeiten, das sind keine Betriebswirte und Banker, die sind von ihrer Haltung her anders strukturiert. Denen sind andere Werte mindestens genauso wichtig wie Geld.«

Dietmar Erdmeier, bei der Gewerkschaft ver.di zuständig für die Pflegepolitik, sagt: »Ich war früher mal Industriemechaniker und kann das überhaupt nicht verstehen. An meinem ersten Tag im Betrieb hat die IG Metall damals mit dem Eintrittsformular gewedelt. Bei Altenpflegern ist das anders. Die sind nicht politisiert.«

Während Metallarbeiter regelmäßig für höhere Löhne streiken, haben die Altenpflegerinnen bislang fast noch nie ihre Arbeit niedergelegt. Das liegt daran, dass man ein Fließband abstellen, einen alten Menschen aber nicht in seinen Ausscheidungen liegen lassen kann. Es liegt daran, dass ein großer Teil der Pflegeheime von den Kirchen betrieben wird, die kein weltliches Arbeitsrecht kennen – und damit auch nicht das Streikrecht. Es liegt aber auch daran, dass viele Pflegerinnen ihren Wert nicht erkennen. Und sich nicht trauen, ihn einzufordern. »Ich hab mir nie Gedanken darüber gemacht, in die Gewerkschaft einzutreten«, sagt Heike Noe. »Und ich kenne auch niemanden, der mal darüber geredet hätte.«

Die Metallarbeiter greifen an. Die Pflegerinnen fressen den Frust in sich hinein. Laut der Studie der Grünen-Abgeordneten Scharfenberg würde sich die Hälfte von ihnen nicht noch einmal für ihren Beruf entscheiden und ihn auch nicht weiterempfehlen. Von diesen sagen wiederum 82 Prozent, der Lohn, den sie erhalten, sei »nicht leistungsgerecht«. So wird aus dem Frust ein Teufelskreis: Weil die Arbeitsbelastung so hoch und das Gehalt so niedrig ist, wollen zu wenige

Menschen Altenpfleger werden. Und weil es so wenige Pfleger gibt, aber immer mehr alte Leute, wird die Arbeitsbelastung noch höher.

Die Unternehmer, die die Altenheime leiten, und die Fondsmanager, die in Kalifornien und Paris in ihren Bürotürmen sitzen und in die Heime investieren, sind in der Regel Männer. Die Pflegekräfte, die in den Heimen arbeiten, sind in den meisten Fällen Frauen; in Deutschland liegt der Anteil der weiblichen Altenpfleger bei rund 85 Prozent. Würden sie sich zusammenschließen, würden sie aufbegehren und für höhere Löhne streiten, dann bekämen sie es mit einem Gegner zu tun, der noch mächtiger ist als die Arbeitgeber und Investoren. Er ist unsichtbar, man kann ihn nicht an den Verhandlungstisch zwingen, man kann ihn nicht bestreiken. Dieser Gegner ist die Tradition. Sie besagt, dass Frauen sich um den Haushalt und die Erziehung der Kinder kümmern. Und um die Pflege der Alten. Ehefrauen und Enkelinnen, Töchter und Schwiegertöchter – sie alle haben jahrhundertlang ihre Verwandten gepflegt und dafür jahrhundertlang nichts bekommen. Höchstens das, was man im 19. Jahrhundert einen Gotteslohn nannte.

Damals entstanden in Deutschland die ersten Diakonissenhäuser, Wohngemeinschaften von Nonnen, die sich um pflegebedürftige Menschen sorgten. Sie lobten Gott und pflegten die Alten, rund um die Uhr, sieben Tage in der Woche. Sie verpflichteten sich lebenslang, sie gründeten keine Familie, sie bekamen kein Gehalt. Nur Kost und Logis gewährte man ihnen und manchmal ein Taschengeld.

Glaubt man Johanna Knüppel, der Sprecherin des Berufsverbands der Pfleger, leben die Nonnen von damals in den Heimen von heute fort. »Aus dieser Tradition kommt in Deutschland die Pflege, dieses Denken ist immer noch tief verwurzelt, auch in den Köpfen derer, die heute in den Beruf gehen«, sagt sie. In der Studie der Grünen-Abgeordneten wurden die Pflegekräfte gefragt, warum sie sich für ihren Beruf entschieden haben. 98 Prozent antworteten: »Ich will mit Menschen arbeiten.« Johanna Knüppel hat diesen Satz unzählige Male gehört. Sie sagt, es schwingt dabei stets noch ein zweiter Satz mit. Einer, der selten ausgesprochen, aber fast immer beherzigt wird: »Ich stelle meine eigenen Bedürfnisse zurück.« Die Rollen von damals, sie sind in der Altenpflege bis heute klar verteilt: Männer machen Geld. Frauen machen was mit Menschen.

So verschmelzen in den Altenheimen zwei Antagonismen, die den Investoren in die Hände spielen: Die selbstlose Pflege eines alten und kranken Menschen,

ein zutiefst karitatives Motiv, trifft auf das Kernprinzip des Kapitalismus: die Maximierung des Profits. Weil das kapitalistische Prinzip stärker ist, solange sich niemand beschwert, bedient es sich der Nächstenliebe und nutzt sie für sich. Kaum jemand ist leichter auszunutzen als Pflegerinnen wie Heike Noe. Warum verdient sie nicht mehr Geld? Daran sind viele schuld, Investoren, Heimbetreiber, Politiker. Aber auch Heike Noe selbst.

Im Haus Bachtal haben sich die Bewohner beim Mittagessen versammelt, es gibt Frikadellen mit Buttermöhren. Heike Noe sitzt am Computer und schreibt Pflegeberichte: Sind alle Medikamente verabreicht? Hat jemand Beschwerden? Muss jemand zum Friseur? Um kurz nach 14 Uhr übergibt sie das schnurlose Telefon an den Spätdienst. Bevor sie nach Hause zu ihren Kindern fährt, sagt sie: »Die älteren Herrschaften haben Deutschland wieder aufgebaut. Das Leben, das wir heute führen, dafür haben die gearbeitet.« Es sei ihr ein Bedürfnis, diesen Menschen etwas zurückzugeben. Sie möchte, dass sie in Würde altern und in Würde sterben. Deshalb, sagt Heike Noe, mache sie diesen Job.

Drei Viertel der Pflegekräfte sagen, sie könnten sich nicht vorstellen, ihre Arbeit bis zur Rente durchzuhalten. Weil ihnen der Rücken schmerzt, weil ihnen die Anerkennung oder schlicht die Kraft zum Weitermachen fehlt. Heike Noe sagt: »Ich arbeite, bis ich hier wohne.« Ein Pflegeplatz im Haus Bachtal kostet bis zu zweieinhalbtausend Euro – und das ist nur der Betrag, den ein Bewohner aus eigener Tasche zahlen muss. Selbst wenn Heike Noe bis zu ihrem 67. Lebensjahr als Pflegerin arbeiten würde, stünde ihr am Ende nur eine gesetzliche Rente zu, die deutlich darunter liegt. Würde Heike Noe zum Pflegefall, müsste sie darauf hoffen, dass jemand sie unterstützt – ihre Familie oder der Staat. Sie selbst könnte den Platz im Heim nicht bezahlen. Dafür verdient sie zu wenig.

*\* Namen aller Heimbewohner geändert*

DIE ZEIT

Nr. 51 vom 07. Dezember 2017

Herumdoktern am Knie: Behandlungen richten oft Schaden an > Wissen

# Süddeutsche Zeitung

NEUESTE NACHRICHTEN AUS POLITIK, KULTUR, WIRTSCHAFT UND SPORT

www.sueddeutsche.de

MFR

HELVETIK, FREITAG, 14. MAI 2015

73. JAHRGANG / 51. WOCHE / NR. 130 / 2,40 EURO

## Das Streiflicht

Die 84. Bundestagung des Deutschen Kardiologen-Kongresses findet in der Frankfurter Messe statt. Die Teilnehmer sind zum Teil aus aller Welt. Die Veranstaltung ist ein Höhepunkt der deutschen Kardiologie. In der vergangenen Woche hat die Deutsche Gesellschaft für Kardiologie (DGK) ihren 100. Geburtstag gefeiert. Die DGK ist eine der größten Fachgesellschaften in Deutschland. Sie hat über 100.000 Mitglieder. Die DGK ist ein wichtiger Akteur in der deutschen Kardiologie. Sie ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit. Die DGK ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit. Die DGK ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit.



Oben



Oben rechts: Ein Foto, das eine Person zeigt, die auf einem Weg läuft. Die Person ist in der Ferne, und der Weg führt zu einem Horizont.

**Die New York Times**  
Hinter die Innensicht von Karl und Viktoria

**Acht Festnahmen nach Anschlag**  
Polizei in Moskau macht Paratchelle bei Ermittlungen

**Orhan Pamuk äußert Kritik an Ankara**

Die 84. Bundestagung des Deutschen Kardiologen-Kongresses findet in der Frankfurter Messe statt. Die Teilnehmer sind zum Teil aus aller Welt. Die Veranstaltung ist ein Höhepunkt der deutschen Kardiologie. In der vergangenen Woche hat die Deutsche Gesellschaft für Kardiologie (DGK) ihren 100. Geburtstag gefeiert. Die DGK ist eine der größten Fachgesellschaften in Deutschland. Sie hat über 100.000 Mitglieder. Die DGK ist ein wichtiger Akteur in der deutschen Kardiologie. Sie ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit. Die DGK ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit. Die DGK ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit.

Die 84. Bundestagung des Deutschen Kardiologen-Kongresses findet in der Frankfurter Messe statt. Die Teilnehmer sind zum Teil aus aller Welt. Die Veranstaltung ist ein Höhepunkt der deutschen Kardiologie. In der vergangenen Woche hat die Deutsche Gesellschaft für Kardiologie (DGK) ihren 100. Geburtstag gefeiert. Die DGK ist eine der größten Fachgesellschaften in Deutschland. Sie hat über 100.000 Mitglieder. Die DGK ist ein wichtiger Akteur in der deutschen Kardiologie. Sie ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit. Die DGK ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit. Die DGK ist ein wichtiger Partner für die Politik und die Öffentlichkeit.

Orhan Pamuk äußert Kritik an Ankara



# Theodor-Wolff-Preis

Lorenz Wagner, Jahrgang 1970, Studium in Frankreich, Journalistenschule, ging 1999 zur *Financial Times Deutschland*. Seit 2013 Redakteur beim *Süddeutsche Zeitung Magazin*. Im Herbst erscheint sein erstes Buch »Und dann kam Kai« – die Geschichte eines Hirnforschers und seines Sohnes, die den Blick auf Autismus verändert.

LORENZ WAGNER ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Reportage« für seinen Beitrag »Nach ihrer Pfeife«, erschienen am 26. Mai 2017 im *SZ Magazin*.

# Nach ihrer Pfeife

Von Lorenz Wagner

**Ab der nächsten Saison wird Bibiana Steinhaus Spiele der ersten Fußball-Bundesliga der Männer leiten – für viele ein Kulturschock. Wir haben sie auf ihrem Weg nach ganz oben begleitet**

Sie läuft. Die letzten Stufen hoch, durchs Foyer, am Tisch mit den Äpfeln und Müsliriegeln vorbei, an der Stehtafel mit den Aushängen: Kursbeginn 12 Uhr, Raum Sa Torre IV, also derselbe Stock, hinten rechts. Oh, die Tür ist schon zu. Mist.

Der Deutsche Fußball-Bund hat seine besten Schiedsrichter ins Trainingslager geladen, auf Mallorca, wo auch im Januar die Sonne wärmt. 43 Männer, eine Frau. Eine Woche lang bereiten sie sich auf die Rückrunde vor. Fitness, Psychologie, Regelkunde, die Trainer schauen genau hin. Auch für die Schiedsrichter geht es in der Rückrunde in den nächsten Monaten um den Auf- und Abstieg. Und wer nach oben will, sollte sich nicht verspäten. Auch keine – Blick auf die Uhr – 18 Sekunden.

Hinter der Tür: Stille.

Sie atmet, drückt die Klinke.

Hm, verschlossen.

Was nun? Klopfen? Steinhaus steht einfach nur da. Nach langen Sekunden schwingt die Tür auf. Vor ihr erscheint Hellmut Krug, der Kursleiter, früher Schiedsrichter, heute Funktionär, einer der Wichtigen, einer der Entscheider über Auf und Ab. Er lächelt.

»Ich dachte immer: Ladies first.«

Leises Lachen klingt ihr entgegen, 14 Männer in Hufeisenrunde.

Sie entgegnet nichts. Mit geradem Rücken strebt sie auf ihren Platz.

»Hat sich noch die Haare gemacht«, sagt, als sie sich setzt, ein sehr junger Schiedsrichter zwei Stühle weiter.

Sie greift sich das Arbeitspapier. Keinen Blick schenkt sie dem Jungen.

Was sollte sie auch sagen? Dass ihr einfacher Pferdeschwanz wenigerer Spielgelbke bedarf als manche Gel-Frisur im Raum? Wie alle trägt sie den Trainingsanzug des DFB – den Männeranzug. Für mich keine Ausnahme, hat sie gebeten, auch auf dem Platz nicht: kurze Hose, Trikot. Sie möchte in ihrer Funktion gesehen werden, nicht als Frau.

»Jetzt, wo die holde Weiblichkeit da ist«, durchbricht Hellmut Krug die Stille, »können wir ja anfangen.«

Er hat Videos mit Spielszenen vorbereitet: Foul oder nicht? Gelb oder Rot?

Szene eins, wer will was sagen? Schweigen. »Nun, wo sie eh im Fokus ist: Bibiana?« Einige lachen.

Sie: »Das Foul hat sich deutlich angekündigt. Der Spieler hat wenig Chancen, den Ball zu spielen. Ich würde sagen: Gelb. Kann ich die Zeitlupe sehen?«

Kursleiter Krug, tadelnd: »Also, eine Entscheidung musst du schon treffen.« Zeitlupe.

Sie, bestimmt: »Die Zeitlupe bestärkt meinen Eindruck. Gelb.«

Krug: »Was meinst du, Felix?«

Er wendet den Blick auf Felix Brych, Schiedsrichter des Jahres. Brych kennt Steinhaus seit Jahren. Als eben viele feixten, blieb sein Gesicht ernst.

Er hebt den Kopf, nickt ihr zu: »Alles, wie Bibiana gesagt hat.«

Sie nickt zurück, die Augen dankbar. Bibiana Steinhaus, 38 Jahre, ist zweimalige Weltschiedsrichterin, bei den Frauen leitete sie Endspiele bei der Weltmeisterschaft und den Olympischen Spielen, am 1. Juni pfeift sie das Finale der Champions League. Im Männerfußball ist sie eine Pionierin: die erste Frau im deutschen Profigeschäft. 2016 war sie laut geheimer Rangliste des DFB bester Schiri der Zweiten Liga. Aufgestiegen ist sie da nicht. Wieder nicht. Seit zehn Jahren hat sie darum gekämpft, Jahr für Jahr, und wieder und wieder wurde sie enttäuscht. Es schien, als wollte die Bundesliga einfach keine Frau in ihren Reihen, egal wie gut ihre Noten und wie groß das Lob der Fachleute waren. »Sie gehört in die Bundesliga«, forderte noch vor zwei Wochen Urs Meier, früherer Fifa-Schiedsrichter. Große Erwartungen, dass sie es schafft, hatte er da nicht.

Vergangenen Donnerstag, vier Monate nach Mallorca, hat die Elite-Kommission getagt, die großen Namen des Schiedsrichterwesens, Lutz Michael Fröhlich, Eugen Strigel, auch Hellmut Krug war dabei. Nach einer aufreibenden Rückrunde, in einem letzten Anlauf, ist Bibiana Steinhaus in die Männer-Bundesliga aufgestiegen.

LASS DAS MAL MIT DEM FUßBALLSPIELEN, hatte Mampfer gesagt, Freund ihres Vaters, Schiedsrichter-Obmann beim SV Bad Lauterberg im Harz. Eben hatte er Bibiana gepfiffen, Libero, 16 Jahre alt und, wie Mampfer sagt, »absolut



talentfrei «. Werd lieber Schiedsrichter, sagte er: Bist groß, kannst dich durchsetzen. – Ich? Schiedsrichter? Nee.

Doch Wolfgang »Mampfer« Illhardt, ein guter Esser und noch besserer Spieler, sprach sie wieder und wieder an, er suchte Nachwuchs, gerade Mädels. Zwei Frauen kommen auf hundert Schiedsrichter, das war Mitte der Neunzigerjahre nicht anders als heute. Und weil sie es nicht mehr hören konnte, machte sie halt diesen Kurs.

Einige Wochen später leitete sie ihr erstes Spiel, Hattorf bei Göttingen, Frauenfußball, Bezirksstaffel. Illhardt fuhr sie hin, sie hatte keinen Führerschein und war froh, ihn bei sich zu haben. Kommst in ein fremdes Dorf, musst dich durchfragen. Wo sind die Kabinen? Wer ist verantwortlich? Und auf einmal stehst du allein gegen 22. Auf dem Dorfplatz ist das härter als in der Bundesliga, du kannst dich nicht so gut hinter deiner Funktion verschanzen, bist mehr Mensch, musst den Zuschauern in die Augen schauen, kannst ihren Bier-Atem riechen. Auch Illhardt machte sich Sorgen. Bis er, der viele Frauen und Männer in die Schiedsrichterei führte, sie sah: »So ein Talent hast du einmal in hundert Jahren.«

Mensch und Funktion zugleich, lächelnd, fast mühelos, setzte sie sich durch.

Sie fiel schier nach oben, nach einem guten Jahr stand sie in der Frauen-Bundesliga an der Linie, assistierte der Fifa-Schiedsrichterin Antje Wittweg.

Ob sie mal ein Männerspiel leiten wolle?, fragte Illhardt. Eigentlich durfte sie nicht, sie war minderjährig, aber ... Auf nach Duderstadt, Bezirksstaffel. Am Rand stand ein Verbandslehrwart namens Kasper. Nach dem Spiel kam der gelaufen: »Du musst raus aus dieser Klasse.« Sie war zu gut. »Ich dachte, ich hör nicht recht«, sagt Illhardt. Wofür andere Jahre brauchten, reichte ihr ein Spiel.

Er wurde ihr Assistent, sah nun von der Linie, wie sie sich behauptete. Auf dem Platz Gerangel und Geschrei? Bleib weg!, schrie er immer. Und sie: mitten rein. Oder der Torwart, der vom Boden nach oben schaute und sagte: »Knackiger Hintern.« – »Ebenfalls.«

Jahr für Jahr stiegen die beiden auf, Landesliga, Verbandsliga, Niedersachsenliga. Wie die Zuschauer schauten, wenn sie aufstieg! Und ihr Gelächter, wenn nicht sie an die Linie ging. Rufe, durchaus wohlwollend, aber wehe, sie entschied nicht nach Wunsch: Warum pfeift da auch eine Frau?!

Regionalliga, mit 22 Jahren. »Frauen sollen Frauenspiele pfeifen«, befand der Babelsberger Trainer. Sein Team stieg bald ab, Steinhaus weiter auf. Als sie im September 2007 ihr erstes Zweitliga-Spiel leitete, Paderborn gegen Hoffenheim, drängten sich die Kameras. »Es war einfach verrückt«, sagt Steinhaus. »Wie ein Naturspektakel.«

Sie spaziert durch den Hotelpark auf Mallorca, ab und an kommen Kollegen entgegen. Kreuzen sie, dämpft sie die Stimme.

»Ich hatte nie vor, heute noch nicht, einen Emanzipationsweg zu beschreiten. Ich tue nur, was ich liebe.«

Sie überlegt.

»Trotzdem muss ich mich mit der Frage auseinandersetzen. Denn um mich herum sind Menschen, für die das ein Thema ist. Was soll ich sagen: Ich bin nun mal die Einzige hier mit blondem Pferdeschwanz.«

Pause.

»In den ersten Jahren war ich sehr bemüht, unter dem Radar zu fliegen, mit der Gruppe der Schiedsrichter eins zu werden. Bis ich gemerkt habe, dass mir das niemals gelingen wird. Diese andere Rolle anzunehmen hat lange gedauert.«

Nun müssen doch auch mal die anderen sie annehmen. »Natürlich ist meine Personalie umstritten«, sagt sie, zwanzig Jahre nach Duderstadt, zehn nach Hoffenheim.

Steinhaus hat die größte Erfahrung in der Zweiten Liga. Auch in der Bundesliga hat sie sich bewiesen, als Vierte Offizielle, also als Frau zwischen den Trainerbänken. Stars wie Felix Brych, der in einer Woche das Champions-League-Finale der Männer leiten wird, das wichtigste Vereinsspiel der Welt, freuen sich, wenn Steinhaus zu ihrem Team stößt. Die Trainerbändigerin. »Sie ist sehr begabt im Umgang mit Menschen«, sagt Lutz Wagner, Steinhaus' Coach, Mitglied der Schiedsrichterkommission. Als Steinhaus vor zwei Jahren Pep Guardiolas verirrte Hand von ihrer Schulter streifte, stieg sie noch mal in der allgemeinen Achtung – aber nicht auf.

Es gehe allein nach Leistung, hieß es beim DFB: nach den Noten, die der Verband jedes Spiel vergibt. Im vergangenen Jahr wurde die geheime Rangliste nach draußen gespielt. Steinhaus stand auf Platz eins. Aufgestiegen waren vier andere. Weil sie eine Frau ist?

»LOS MÄNNER!« AUF MALLORCA SETZT SICH DIE TRUPPE IN BEWEGUNG, Trikots, Stollenschuhe, junge Gesichter, es könnten Fußballer sein, einige rotzen auf den Rasen, andere schießen sich gegenseitig mit Bällen ab. Steinhaus plaudert abseits mit einem Linienrichter, er nimmt sie in den Arm, sie deutet ein Küsschen an. Dehnen, »Gesäß nach hinten!«, ruft der Fitnesstrainer. »Aber Abstand halten, damit der Hintermann später keine braune Nase hat.« Liegestütze, Sprints, »Go, go!«, vor Steinhaus läuft Wolfgang Stark, hinter ihr Manuel Gräfe, bekannte Kollegen: »Super, Männer!«

Steinhaus verschnaufft, das Haar klebt an der Stirn. Dieses »Männer« berührt sie nicht, es stört sie aber, wenn Funktionärsreden beginnen mit: »Liebe Bibiana, liebe Kollegen.«

Weiter. »Sauber arbeiten!«, ruft der Trainer. »Die Kamera läuft mit.« Vorbei sind die Zeiten, als der Dicke der Schiedsrichter war und ein Wolf-Dieter Ahlenfelder das Spiel nach einem Herrengedeck anpfiff. Schiedsrichter sind Leistungssportler. Fängt ein Verteidiger einen Angriff ab, ist der Ball oft zwei Pässe später im anderen Strafraum, siebzig Meter in drei Sekunden. Wenn sie sehe, sagt Steinhaus, dass ein Spieler zum Schuss ansetzt, wende sie und sprinte dem Konter voraus. Ideal sei, auf Ballhöhe zu bleiben. Falle sie aus dem Fernsehbild, habe sie die Kontrolle verloren. 45 lange Sprints macht Steinhaus im Spiel, läuft elf Kilometer. Dabei muss sie im Kopf kühl bleiben. Und wem im falschen Augenblick der Schweiß ins Auge tropft, der übersieht ein Abseits. Dieses Tempo ist in der Bundesliga noch höher, Topspieler machen sechzig lange Sprints und laufen zwölf, 13 Kilometer. Genau das, deuten einige auf Mallorca an, also bevor Steinhaus' Aufstieg in die Bundesliga beschlossen war, sei ein Grund dafür, dass sie es bei den Männern noch nicht an die Spitze geschafft habe. Sie sei zu langsam.

Trinkpause.

Stimmt das? Sie könnte nun sagen: Was soll das Gerede? Sie könnte sagen, dass es Tests für Bundesligaschiedsrichter gibt, Männertests übrigens, Schnelligkeit und Ausdauer, in denen sie Jahr für Jahr besteht. Aber Steinhaus sagt: »Schauen Sie sich um: Alle haben Gardemaß, sind durchtrainiert.« Sie vergleicht sich.

»Bibiana ist sehr selbstkritisch«, sagt Lutz Wagner, in der Kommission einer ihrer Förderer und einer, der sie gern antreibt. »Sie weiß, dass sie schneller rea-

gieren muss. Da arbeitet sie auch dran. Dazu gehört, dass man sich mit Taktik auseinandersetzt. Wer macht in Dortmund die Spieleröffnung, wer wird den langen Ball spielen. Das müssen Sie vorher wissen. Laufen Sie erst los, wenn der Aubameyang den Ball hat, kommen Sie mit dem Ferrari nicht nach.«

Es stimmt, gibt sie zu, es gebe da »Entwicklungsbedarf«. Und sie arbeitet tatsächlich dran. Liest Fachpresse, beschäftigt sich mehr mit den Spielern, und will man Steinhaus verlässlich erreichen, ruft man am besten eine halbe Stunde vor einer Fußballübertragung an, dann sitzt sie vorm Fernseher.

Oder man klingelt um 5:30 Uhr durch, wenn sie auf dem Weg zum Maschsee ist, in Hannover, fünfzig Minuten laufen, die Augen halb geschlossen, ein Ritual wie montags die Massage, und dienstags, donnerstags, freitags sowie an freien Wochenenden Schnellkrafttraining, überwacht von Timo, ihrem Fitnesstrainer, der sie durch den Laufschauch der Leichtathleten am Olympiastützpunkt in Hannover jagt, hundert Meter lang, alle zehn Meter eine Lichtschranke.

Dazwischen geht Steinhaus arbeiten, ins niedersächsische Innenministerium. Sie ist Polizistin, früher draußen im Einsatz, heute im Innendienst. Die Kollegen laufen oft mit ihr, die Strecke liegt nah am Büro.

Nie hat Steinhaus mehr trainiert als in diesem Jahr. Vor einiger Zeit hatte sie die Bundesliga schon abgeschlossen, sagt der Ex-Schiedsrichter Urs Meier, der sie lange kennt. In dieser Saison hat sie wieder gehofft. Ungewöhnlich groß war der Aufschrei, als die Kommission ihr den Aufstieg im vergangenen Sommer verwehrt. Der DFB geriet in Not. Es zähle nicht nur eine Saison, sondern mehrere, musste Lutz Michael Fröhlich erklären, Chefschiedsrichter des DFB.

Januar 2017. Ein Topjahr steht nun im Haben, ihre Hinrunde war stark, und nach der Saison hören gleich drei Kollegen auf. So dicht ist Steinhaus dran, dass sie wenige Wochen zuvor ein Angebot ausschlug, Führungsposition, international, in der Sportwelt, eine goldene Karrieretür, lange hat sie überlegt. »Aber ich bin noch nicht fertig.«

Gerade hat sie eine Zusatzausbildung abgeschlossen, als Mentalcoach. Mögen manche schnellere Beine haben, sie ist stark im Kopf. Schiedsrichter sind nicht nur Sportler, sie sind Entscheider, Menschenführer, und da habe sie eine »echte Gabe«, sagt Lutz Wagner. Erste Klientin des Coaches Steinhaus ist sie selbst. Von »positiver Selbstinstruktion« spricht sie, »auch Spiegelgespräch genannt«:

Sich vor den Spiegel stellen und positiv reden. Schlechte Gedanken in Luftballons packen und weg damit.

Als auf Mallorca der Abendkurs beginnt, Psychologie, sitzt Steinhaus zeitig auf ihrem Platz. »Hey, Fisch!«, ruft der Kursleiter einen Verspäteten: »Stell dein Geschnatter ein und komm.« Erst dann schließt sich die Tür.

Sie sprechen über Gedanken management, Druck. Rat des Kursleiters: Schlechte Gedanken in eine Wolke packen und los lassen. Am Ende sollen alle der Reihe nach sagen, was hängengeblieben ist. »Positive Selbstinstruktion«, bilanziert Steinhaus. Ratlose Blicke in der Gruppe. »Oh«, sagt der Kursleiter, »damit liegt die Latte für die anderen hoch.«

NOCH 99 TAGE, DANN FÄLLT DIE ENTSCHEIDUNG. Sie zählt runter. Es ist Mitte Februar 2017, Steinhaus lacht viel, am Freitag war sie Vierte Offizielle, super Spiel. Dann Berlin, Wahl des Bundespräsidenten, also nach dem Laufen im Tiergarten natürlich, mit ihrer riesigen Sporttasche ist sie zum Reichstag gefahren, Fahnen, Headsets, Fußballschuhe, die Sicherheitsleute winkten sie einfach durch: »Ach, Frau Steinhaus, schön, dass Sie da sind.« Vorne rechts saß sie, im feinen Kleid, als Wahlfrau der SPD, sie hörte die Reden, hörte ihren Namen, ging die Wahlkarte holen und fühlte, dass das, was sie tat, eine Bedeutung hat. Sie gratulierte, auch der Bundespräsident wünschte ihr Glück. Die Rückrunde läuft gut, nach einem Uefa-Lehrgang in Portugal wurde sie für die Europameisterschaft der Frauen nominiert, und in der Bundesliga wird wohl der Videoschiedsrichter kommen, die Zahl der Referees weiter steigen.

»Befördern Sie endlich Bibiana Steinhaus in die 1. Liga«, fordert die *Bild* in einem Interview von Lutz Michael Fröhlich, dem Chefschiedsrichter. Seine Antwort: »Nur wegen einer eventuellen Aufstockung ziehen wir sie sicher nicht hoch. Aber wir stehen hinter ihr, fördern sie und werden sehen, was in Zukunft passiert.«

Anfang März, Steinhaus pfeift 1860 München gegen den FC St. Pauli, beiden droht der Abstieg. Schon nach fünf Minuten gehen Spieler und Betreuer aufeinander los. Ein Hamburger war berührt worden und liegengeblieben, die Münchner spielten den Ball nicht fair ins Aus, sondern vors Tor, und trafen. Rudelbildung. Wegbleiben!, hätte Illhardt gerufen, Steinhaus natürlich rein, einen nach dem anderen schickt sie weg, bis allein die Trainer dastehen. »Ruhe«, mahnt sie, die Handflächen dämpfend nach unten.

Sie gehört zu den Schiedsrichtern, die Spiele laufen lassen, Fußball ist ein Kontaktsport, sagt sie. Es bringt ihr den Respekt der Leitwölfe: Die Schiedsrichterin ist weniger Weichei als viele in ihrer Mannschaft, die ausführlich über die Farbe ihrer Fußballschuhe nachdenken und sich nach Berührungen auf dem Rasen wälzen. Aber es sei die schwierigere Art zu pfeifen, sagt Lutz Wagner. »Du musst extrem wachsam sein.«

Es gelingt ihr, Ruhe reinzubringen. Aber dann kommt die Szene, die sie noch lange niederdrücken, alles in Frage stellen wird: Schuss St. Pauli, ein Münchner stellt sich hinein. Pfiff. Strafstoß. Was? Hand, sagt sie.

Nach dem Abpfiff schaut sie sich in der Kabine die Szene an. »Uh, sah im Spiel klarer aus.« Das ist die Crux, halbe Fouls gibt es nicht. Also will Steinhaus nur Klares pfeifen, erst recht im Strafraum. Sie macht sich leise Vorwürfe. Ihr Spielbeobachter, der auf der Tribüne saß und die DFB-Note vergibt, beruhigt sie. War ein gutes Spiel. Eine 8,5.

Meistens liegen die Noten zwischen 8,9 (sehr gut) und 7,9 (miserabel). Aus ihnen errechnet sich die Rangliste. Die Note des Beobachters kann von der Kommission geändert werden, die am Folgetag per Telefon konferiert. Wie werden sie es sehen?

Die Medien schonen Steinhaus: »Kann man geben«, heißt es bei Sky und *Bild*. »Gut gesehen«, urteilt die ARD. Der Kicker findet es »hart, aber vertretbar«. Sogar im Löwenforum, wo sich die Münchner zuvor über die »Problemzonen« von »Fräulein Weltschiedsrichterin« lustig machten, steht: »Sooo daneben lag sie sicher nicht.«

Das Urteil der Kommissionskonferenz: gravierender Fehler. Note: 7,9.

»Hat die wirklich die Note bekommen?«, fragt ein Bundesligakollege, als er davon hört. »Die steht wohl wieder zu gut da.«

Das DFB-Notensystem ist umstritten. Keiner der Schiedsrichter bekommt die aktuelle Tabelle zu sehen. Diese Heimlichtuerei nährt Misstrauen. Öffentlich will niemand darüber reden.

»Welche Abzüge du kriegst«, vermutet ein Schiedsrichter, der international pfeift, »hängt von deinem Namen ab. Davon, was sie mit dir vorhaben.«

»Wenn du das beim Bier mal Spielern erzählst, glauben die es nicht«, sagt ein Linienrichter: »Mit nur zwei schlechten Spielen kannst du abstürzen.«

Ein anderer erzählt, dass Beobachter angerufen werden, bevor sie ihre Note abgeben. »Wir sitzen nach dem Spiel zusammen, ich frage, wie war's? Er tut rum. Dann klingelt sein Handy. Meine Frau, sagt er und geht raus. Auf dem Display stand Eugen Strigel« – ein Mitglied der Kommission.

Urs Meier nennt das System »unmenschlich«.

Es kündigt sich aber ein Wandel an unter Lutz Michael Fröhlich, der im vergangenen Sommer das Amt des DFB-Chefschiedsrichters übernommen hat. Die Noten werden abgeschafft, menschlicher soll es zugehen, transparenter, die Schiedsrichter sollen über sogenannte Perspektivgespräche und Hilfen an die Bundesliga herangeführt werden, sodass sie mehr auf sich schauen und weniger auf die Noten anderer.

Steinhaus ist in den Tagen nach dem Spiel nicht zu erreichen. Ist alles wieder zerschlagen? Noch heute können ihre Kritiker ausführlich über das Spiel in Augsburg reden, das ihr 2011 misslang.

»Sie hat immer Leistung gebracht«, sagt Urs Meier. »Und immer hatte man nachher wegen eines Spiels, das nicht so lief, offenbar in der Kommission das Gefühl: Das reicht nicht. Aber man kann immer ein Spiel suchen, das nicht gelaufen ist, bei jeder Person, oder? Das ist nicht in Ordnung.«

»Dieser Fehler war nun mal spielentscheidend«, verteidigt Lutz Wagner die schlechte Note für die Partie in München. »Aber ein Fehler entscheidet doch nicht über die ganze Saison.« In Klammern stehe die 8,5 noch im Bericht. Ein Wink, wie die Kommission die Leistung ohne den Fehler einschätze.

Nach einer Woche eine Textnachricht von Steinhaus: »Bin drüber hinweggekommen.« Anruf. »So ist das als Schiedsrichter. Nach Fehlern hast du sechs Tage, um den Kopf freizubekommen. Dann musst du wieder pfeifen.« Geholfen haben viele Gedankenluftballons und neblige Läufe am Maschsee. Wirklich drüber hinweg klingt sie nicht. Zum Glück hat sie spielfrei.

Das Notensystem? »Ich bin damit aufgestiegen. Nun ist es dasselbe System, das den letzten Schritt irgendwie verhindert. Darf ich mich beklagen? Sicher nicht.«

HANNOVER, MITTE MÄRZ, NOCH 64 TAGE. Bibiana Steinhaus tritt ins Stadion, in einer Stunde spielt Zweitligist Hannover gegen Bundesligist Schalke, ein Freundschaftsspiel, auch die Spieler kommen, die Erfahrenen wie Hannovers Niclas Füllkrug gehen gleich zu ihr, plauschen, nach einem Jahrzehnt gehört

Steinhaus zum Inventar. »Ich habe gerade den Spielbogen gelesen«, sagt sie, »einige Spieler hier waren noch nicht auf der Welt, da hatte ich schon Abitur!«

Steinhaus spricht oft über ihr Alter. Sie ist 38 und weiß: Kein Schiedsrichter macht noch Karriere mit vierzig. Und sie könnte sich vorstellen, eine Familie zu gründen. Sie ist mit Howard Webb zusammen, Brite, lange einer der erfolgreichsten Schiedsrichter der Welt. Sie habe einen Plan A und einen Plan B, sagt Steinhaus, je nach Entscheidung der Kommission. Es geht also auch für den DFB um alles oder nichts. Möglich, dass es seine Vorzeigeschiedsrichterin, »die Beste der Welt«, wie Lutz Wagner sie nennt, auf einmal nicht mehr im DFB-Trikot gibt. »Ich habe für den Sport auf viel verzichtet«, sagt Steinhaus.

Ab in die Kabine, Obst, Kuchen, Wasser, im Kühlschrank Bier, Teambesprechung, an der Linie stehen heute Felix-Benjamin Schwermer, ein Zwei-Meter-Kerl, genannt Tower, und Katrin Rafalski, eine der Frauen, denen Steinhaus den Weg bereitet hat. Rafalski pfeift Regionalliga.

Die beiden Frauen piesacken Schwermer: Wann er seiner Freundin endlich einen Antrag mache? Ob er überhaupt ihre Ringgröße wisse? Nicht? So könne er es gleich vergessen. Lustig geht es zu, bis Hannovers Schiribetreuer hereinkommt, Jürgen Hausmann. Er fragt nach dieser Note in München. Die Kollegen schauen auf den Boden. »Wir müssen raus«, beendet Steinhaus das Gespräch.

Während Timo, ihr Fitnesstrainer, sie noch mal zum Leistungscheck verkabelt, geht Tower aufs Klo.

Es dauert.

»Tower, jetzt mach mal«, ruft Steinhaus.

»Mann, voll der Druck«, antwortet er durch die Tür, »Frauenstimmen hören und dabei pullern.«

»Ja, das klemmt zu.« Steinhaus lacht.

Ihr Katakomben-Pfiff schrillt so laut, dass die Trommelfelle beben. Trainer, Spieler, alle stehen parat, auch der Komiker Oliver Pocher, der mit Mikro da ist.

»Na, Balljunge?«, begrüßt sie ihn.

DÜSSELDORF, 9. APRIL, FRÜHSTÜCK IM HOTEL, Steinhaus trägt das offizielle T-Shirt der Frauen-WM in Kanada. Die Leute an den Nachbartischen recken die Köpfe, sie spricht mit den Assistenten über die schnellen Stoßstürmer von Union Berlin. Gleich geht es über den Rhein ins Stadion, Fortuna gegen Union. Ein Be-



treuer mit mächtigem Bauch holt sie ab. »Na?«, fragt er und reckt den Daumen. »Hoch?« – »Wait and see«, sagt sie. – »Also, wer in der ersten Liga so pfeifen darf...« – »Schönes Lied«, unterbricht sie, fängt an, mitzusingen: »What a beautiful day...«

Sie war zehn Tage in den USA, um Howard Webb zu besuchen. Im Frühjahr ist er dorthin gezogen, er arbeitet führend daran mit, den Videobeweis in der Major League Soccer zu erproben. Als Steinhaus ankam, erkannte er sie kaum wieder: voller trüber Gedanken, sie wurde dieses Spiel einfach nicht los, er wusste nicht, was er mit ihr anfangen sollte. Fußball?, fragte er schließlich. Sie schauten in einer Kneipe Champions League, sie gingen ins Stadion. Und ihr Lachen kehrte zurück, die laute Stimme, ja, ihr Kopf ist wieder aufgeräumt, sechs Wochen noch, sagt sie. Nun gilt es wieder, Spannung aufzunehmen. Was das heißt, lässt sich im Kleinen in den Katakomben beobachten: Die Spieler bauen sich auf, Kopf in den Nacken, Arme zur Seite, Kristian Pedersen, 1,91 Meter hoch, Verteidiger, versperrt ihr unabsichtlich den Weg. Steinhaus läuft nicht um ihn herum, sie fixiert ihn mit blauem Blick. Er tritt zur Seite.

Aus dem Tunnel ins Licht, aus dem dumpfen Hall ins schrille Getöse, wie sie diesen Gang liebt, sie spürt ihn im Magen, auf der Haut, sie atmet Fußball.

Das Spiel hat eine Vorgeschichte. In der vergangenen Saison stellte Steinhaus Fortunas Star vom Platz, Kerem Demirbay, der gerade für die Nationalelf nominiert wurde. Wütend hatte er vor ihr gestanden, als ihr Arm nach draußen wies. Frauen hätten auf dem Fußballplatz nichts verloren, rief er.

»Normalerweise«, sagt sie, »mache ich mir da nichts draus. Das wird verbal gekontert, und gut ist. Das Problem war: Da stehen zehn Leute drum herum. Ich habe kurz überlegt. Nein, das gebe ich mir nicht. Ich habe dem Kapitän noch auf dem Platz gesagt: Darüber mache ich einen Bericht. Ich war da relativ emotionslos.«

Getroffen hat es sie doch. Einer hatte ausgesprochen, was sich sonst keiner laut zu sagen traut. Sie kämpft gegen unsichtbare Feinde. Sie weiß nicht, ob es viele oder wenige sind, wo sie sitzen in den Mannschaften und Gremien, wie sie ihren Weg mitbestimmen. Sie kann sie nicht sehen, nicht hören. Nur spüren. Da ist ihr ein Demirbay fast schon lieb. »Er hat angerufen und sich entschuldigt«, sagt Steinhaus. »Es ist okay. Ich bin nicht nachtragend.«

Er wurde vier Spiele gesperrt. Und piff, auf Anregung seines Vereins, ein Mädchenspiel – gekleidet wie auf einem Laufsteg. »Wieso ist ein Spiel zu pfeifen eine Strafe?«, fragt Steinhaus. Und was senden die Bilder davon für eine Botschaft? »Jeder kann ein Spiel leiten. Ohne Ausrüstung, Ausbildung. Es macht unsere Aufgabe so beliebig.«

Demirbay wird sie heute nicht treffen, er spielt nun Bundesliga, in Hoffenheim.

Anpfiff, 25 000 Zuschauer, Gesänge, Trommeln, Bengalos, der eine kämpft um den Aufstieg, der andere gegen den Abstieg, Steinhaus bekommt die aufregendsten Spiele. Es ist Prüfung und Vertrauensbeweis zugleich. Fehlpässe, Bälle verspringen, »Holt die Blinden runter!«, rufen die Zuschauer, sie meinen nicht die Schiedsrichter. Nur einmal wird Steinhaus ausgepiffen, als ein Düsseldorfer im Strafraum angesprungen wird, sie lässt laufen. In der Nachspielzeit eine Tat, die Steinhaus mit Stolz erfüllt: Ball über links, der Angreifer wird gefoult, Steinhaus greift zur Pfeife, sieht, wie der Spieler sich berappelt, zeigt Vorteil, Flanke – Tor. »Mann des Spiels: Bibiana Steinhaus«, twittert ein Zuschauer.

Abpfiff, sie verschwindet in der Kabine, wo sie, wie immer, mit ihren Linienrichtern ein Erinnerungsfoto macht: »Ohne dein Team bist du nichts.« Jeder Platzschiedsrichter braucht die Augen an der Seite.

Einige Meter entfernt bewerten die Fußballer ihr Spiel. »Den Elfer hätte ich gegeben«, schimpft Rouwen Hennings, Düsseldorfs Leitwolf, einst Bundesligaspieler. Was er grundsätzlich von Steinhaus hält? »Ich verstehe nicht, dass das ein Politikum ist. Sie hätte die Erste Liga verdient.«

Und was sagt die Telefonkonferenz der Kommission? Nicht gegebener Strafstoß, Punktabzug. Das hättest du im Mittelfeld gepfiffen, sagt ihr Coach Lutz Wagner. Ja, aber es war doch nicht im Mittelfeld, sagt Steinhaus. Immerhin: Steinhaus bekommt einen Bonuspunkt wegen des Vorteils in der Nachspielzeit. Endnote: 8,3. Okay.

Um sich abzulenken, verschickt Steinhaus einen Link von Düsseldorfs Facebookseite, »was zum Schmunzeln«, schreibt sie. Eine Spielszene, ein Spieler kniet, Steinhaus reicht ihm die Hand, hilft ihm hoch. »Sie hat ›Ja‹ gesagt«, steht darunter.

MAI, NOCH 26 TAGE, in jedem Gespräch nennt Steinhaus die Zahl. Nur kein Fehlpfiff mehr. Abstiegsspiel in Karlsruhe, ein letzter Test der Kommission, in

der ersten Halbzeit ist ihr ganz flau, sie kämpft sich ins Spiel, wieder eine Elfmeterszene, sie gibt ihn, zu Recht, gute Noten, beim Kicker rückt sie auf Platz zwei der Zweitligaschiedsrichter. Sie lese solche Berichte nicht, Selbstschutz. »Als Spieler hast du Leute, die sich um dich kümmern. Psychologen, Trainer. Als Schiedsrichter musst du selbst auf dich achten.« Babak Rafati, ihr früherer Kollege aus Hannover, versuchte sich das Leben zu nehmen, die Assistenten fanden ihn vor dem Spiel. Noch 15 Tage, 14, Steinhaus wird ruhiger. »Ich habe alles gegeben. Ich bin froh, wenn die Würfel fallen.« Dann flackert es wieder auf, uh, morgen Leistungstest, ich muss fit sein. Es wogt in ihr, hin und her. Ich kann nicht mehr, sagt sie.

Kleinere Einsätze lenken sie ab, in Bremen als Vierte Offizielle, sie und Demirbay, der Neu-Hoffenheimer, geben sich die Hand. Ein Spiel der Polizei-Nationalmannschaft. Ihre Erfahrung als Polizistin wappnet sie. Wer wie sie Streife gegangen ist, beim G8-Gipfel in Heiligendamm Auge in Auge stand mit dem schwarzen Block, lächelt über »Ausziehen!«-Rufe einiger Zuschauer in Kiel.

»In der Bundesliga wird der Druck viel größer sein«, sagt Urs Meier, der im Finale mitfiebert. Er habe das bei seiner früheren Partnerin gesehen, Nicole Petignat, die in der ersten Schweizer Liga piff. »Wenn sie ein wichtiges Spiel bekommen hat, was da für ein Druck aufgebaut wurde, über den Verband, die Mannschaften, die Öffentlichkeit, das war unglaublich. Nur weil sie eine Frau war. In Deutschland wird das noch größer sein. Aber ich kenne Bibiana. Sie wird bestehen. Sie ist stark. Und wenn die Leute in der Kommission auch stark sind, sollten sie endlich diesen Schritt gehen.«

Und die tritt eine Woche früher zusammen als geplant, Steinhaus erfährt es am Vorabend. Ihr Countdown springt auf Null. Wie soll sie nur gut schlafen?

Zusage, Absage, alles ist möglich. Bis zuletzt wurde Politik gemacht, viele haben mitgeredet, auch ihre unsichtbaren Feinde. Das entscheidende Wort spricht nun die Elite-Kommission, Lutz Michael Fröhlich, Ronny Zimmermann, Florian Meyer, Rainer Werthmann, Hellmut Krug und Eugen Strigel, eigentlich ihr Förderer. Aber auch bei Strigel kann sich Steinhaus nicht sicher sein.

Neun Jahre lang war er ihr Coach, sie mag ihn richtig gern. Auch ihm springt die Freude in die Augen, wenn er sie nur sieht. Lächelnd setzte er sich im Januar auf Mallorca zu ihr, als sie mit hängenden Schultern auf der Ersatzbank am

Spielfeld saß, Training für die Linienrichter, überraschend sollte auch Steinhaus mitmachen. Es steckte keine Gemeinheit dahinter, einfach Training, aber Lust versprühte sie wenig.

Strigel setzte sich neben sie, die Kapuze über dem Kopf.

»Assistent ?«, fragte er, der Ton schwäbelnd, väterlich.

»Ich lerne, die Fahne zu halten.«

Strigel: »Lernst endlich, was Abseits ist.« » Klar.«

»Du machst das gut. Du kannst zufrieden sein. Wir können beide zufrieden sein.«

»Ein Mal 15:30, am Samstag. Dann bin ich zufrieden.«

Samstag, 15:30 Uhr bedeutet: Bundesliga.

Strigel: »Ein Mal macht dich auch nicht glücklich.«

»Stimmt, mehr als ein Mal.«

»Und dann? Wenn du nach einem Jahr wieder rausfliegst? Sind zwanzig Jahre kaputt. Zwanzig Jahre Reputation.«

Strigel erzählte eine Geschichte von einem Schiedsrichter, der ein schlechtes Spiel machte, HSV gegen Kopenhagen, ein Guter, aber davon habe er sich nie erholt. Steinhaus nickte. Sie kennt solche Geschichten. Babak Rafati. Oder Urs Meier, dessen Telefon nummer die Revolverpresse druckte und der unter Polizeischutz lebte.

Ja, sie hat in zwanzig Jahren etwas aufgebaut. Sie zählt zu Deutschlands bekanntesten Schiedsrichtern. Ist eine geachtete Frau, sie wählt den Bundespräsidenten, zusammen mit Joachim Löw. Steigt sie nun auf und scheitert, geht sie nicht als die Pionierin, sondern als Gescheiterte in die Fußballgeschichte ein. Schlimmer noch, sie würde zum Stammtischbeweis, dass eine Frau im Männerfußball nichts verloren hat: Wenn es selbst die Weltbeste nicht schafft ...

»15:30, am Samstag«, sagte sie.

Strigel: »Warten wir ab. Vielleicht gibt es ja bald Zweite Liga um 15:30 Uhr.«  
Er ging.

Sie auch: Weitertrainieren.

DONNERSTAG, 18. MAI, STEINHAUS IST IN LÜDENSCHIED, die jährliche ärztliche Untersuchung des DFB. Die Ärztin checkt sie, Steinhaus ihre Nachrichten. Seit Stunden tagt die Kommission. Wer kommt in die Bundesliga? Ja, was ma-

chen wir mit Bibiana Steinhaus? Die so herausragend Spiel und Spieler lenkt. Aber die in ihrer Entscheidungsqualität nur guter Durchschnitt ist, Fehler macht wie in München oder Düsseldorf. Diese haben sie sich noch mal angeschaut. Ja, war schon knifflig, man muss Verständnis haben. Und nein, Fitness ist nicht alles. Und ja, ihre Erfahrung ist ein Plus. Überhaupt, Männer: Jetzt oder nie!

Um 16 Uhr dann der Anruf! Erst Lutz Michael Fröhlich, dann Reinhard Grindel, der DFB-Präsident: Ja!

Sie machen es... tatsächlich... Bundesliga... habe blaue Flecken ...vom Kneifen – die Worte springen nur so aus dem Telefonhörer. Überraschte Freude. Zu oft stand Bibiana Steinhaus am Ende traurig da, diesmal hatte sie sich verboten, daran zu glauben.

Howard? Ist in den USA.

Feiern? »Ich habe am Wochenende ein Spiel.« Zwickau gegen Duisburg, Dritte Liga. Ja, und dann Cardiff, Frauenendspiel der Champions League. Und dann drei Wochen Urlaub, Ruhe, bevor das Abenteuer beginnt.

Hat sie Ängste? Strigel'sche Sorgen? »Ich fühle keine Angst«, sagt Steinhaus, die Stimme regelt sich runter, wird klar und bestimmt. »Ich kenne das Risiko. Es ist mir voll bewusst. Ich hatte genug Zeit, mich damit auseinanderzusetzen.« Zehn lange Jahre.



# DIE ZEIT



Das neue Heft:  
Jetzt im Handel!

WIKON & VERLAGSBUCHHANDLUNG  
www.zeit-magazin.de

ZEITMAGAZIN

26. APRIL 2017 1071

WOCHEENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

ZEITUNGSDIENST



Die Wahl in Frankreich

## Leider recht

Sie ist radikal und skrupellos  
Marine Le Pen gute Chancen  
Wahlgang zu gewinnen. Für  
niemand, dass es eine Frau  
weit gebracht hat?

Und 20 deutsche Intellektuelle  
fragen: Ist das dein Ernst?

POLITIK, DOSSIER, FEUILLETON

GERECHTIGKEIT

### Zurück zu Helmut Kohl!

Die Steuern für Normalverdiener  
sind zu hoch von [www.konkret.de](http://www.konkret.de)

... den Steuerkürzungen der Deutschen  
zu viele der Superreichen. Nicht nur die  
die Arbeitslosen - das hat jetzt eine  
Nachfrage - sondern sie sind nicht, dass  
er das höchste mögliche Einkommen beibehalten  
zwei, 42 Prozent.

Klagt es nicht, um nicht zu sein? In  
sich. Denn die Spitzensteuerer sind die  
Durchschnitt. Es gibt nicht viele  
Spitzenverdiener. Es wird nicht  
bei einem Einkommen von  
100.000 Euro, das ist  
Geld, nicht die  
Es ist Leben  
Wenn es  
mit 100.000  
denn die  
ist, nicht  
ist, nicht

REFLEXIONEN

### Gewalt

Was sagt es  
für Erdbeben

K...

...

ZEITMAGAZIN

### Gewalt

... den Flüchtlingen steigt auch die  
in der [www.konkret.de](http://www.konkret.de)

... den Flüchtlingen steigt auch die  
in der [www.konkret.de](http://www.konkret.de)

... den Flüchtlingen steigt auch die  
in der [www.konkret.de](http://www.konkret.de)



Wer will guten  
sachen backen,  
... man auch mal  
... machen.  
... erzählen von  
... Geschichten



Nina Hoss sucht  
nach dem Licht  
Die besten Festivals,  
Ausstellungen und  
Konzerte des Sommers  
auf 44 Seiten

Kulturmagazin Magazin

Arme bezahlen,  
Reiche kassieren  
Die Energiewende  
wird zur großen  
Unverteilung von  
unten nach oben  
Wirtschaft, Seite 19

PROMINENT IGNORIERT



# Theodor-Wolff-Preis

Verena Friederike Hasel, Jahrgang 1978, studierte Psychologie und Drehbuchschreiben, bevor sie beim *Tagesspiegel* volonteerte. Heute arbeitet sie als freie Autorin und Reporterin vor allem für *Die Zeit* und den *Tagesspiegel*. Im Jahr 2015 erschien ihr erster Roman »Lasse«, in dem sie die Geschichte einer Kindstötung erzählt, 2018 wird ihr zweites Buch – ein Roman für Kinder – erscheinen.

VERENA FRIEDERIKE HASEL ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Meinung« für ihren Beitrag »Ich bin nicht mehr links«, erschienen am 20. April 2017 in *Die Zeit*.

# Ich bin nicht mehr links

Von Verena Friederike Hasel

**Verena Friederike Hasel fühlte sich politisch immer auf der richtigen Seite. Inzwischen erlebt sie ihr Milieu als selbstgerecht, intolerant und realitätsfern**

Die längste Zeit meines Lebens war ich mir sicher, politisch auf der richtigen Seite zu stehen. Als Schülerin demonstrierte ich gegen den Golfkrieg, während meines Psychologiestudiums probte ich mit Häftlingen ein Theaterstück. Als die Flüchtlinge nach Deutschland kamen, nahmen wir nächteweise junge Männer aus Syrien und Afghanistan auf. Ich war links. Und links zu sein hieß für mich, aufgeklärt, kritisch und tolerant zu sein. Es bedeutete, an Gleichheit und Solidarität zu glauben und Menschen nicht einfach sich selbst zu überlassen. Diese Haltung war für mich politische und emotionale Heimat zugleich. Doch seit einiger Zeit verliere ich mein Gefühl der Zugehörigkeit. Das linksliberale Milieu, aus dem ich stamme, befremdet mich mehr und mehr.

Es gibt diesen Text, den Bekannte von mir immer wieder auf Facebook teilen: »I want a dyke for president. I want a person with Aids for president and I want a fag for vice president.« Zu Deutsch: »Ich will eine Lesbe als Präsidentin. Ich will einen Aids-Kranken als Präsidenten, und ich will einen Schwulen als Vizepräsidenten«, und dann werden alle möglichen Minoritätenvertreter und Lebensverunglückte – darunter Transvestiten, Drogenabhängige und Kriminelle – als weitere Wunschkandidaten für das Präsidentenamt aufgezählt.

Der Text ist eigentlich ein Gedicht der lesbischen, feministischen Künstlerin Zoe Leonard. Und natürlich steckt dahinter ein emanzipatorischer Akt. Aber auf Facebook reichen einige meiner Bekannten das Gedicht nun wie ein politisches Manifest herum. Die Zugehörigkeit zu einer Randgruppe wird so zur Schlüsselqualifikation erhoben. Diese Sakralisierung von Diskriminierungserfahrungen ist unter Linken inzwischen verbreitet. Alle, die durch Herkunft oder Geschlecht Privilegien genießen, werden mit fast religiösem Eifer angehalten, Abbitte zu leisten. Freispruch dürfen nur diejenigen erwarten, die über Unterdrückungserlebnisse berichten können. So grotesk übersteigert, schreckt mich das ab.

Die Bekannten, die diesen Text auf Facebook gut finden, sind keine Eiferer und Geiferer, sondern nette Menschen, die mehrheitlich Rot und Grün wählen, abends gern noch Crémant auf dem Balkon trinken und, wenn's irgendwie geht,



das Fahrrad zur Arbeit nehmen. Sie unterzeichnen Petitionen gegen Trump, verschenken Carolin Emckes Buch *Gegen den Hass*, und ich verstehe sie immer weniger.

Neulich bei einem Abendessen hinter bodentiefen Fenstern mokierte sich eine Bekannte über all jene, die mit der EU nichts anfangen können. Sie selbst sei stolze Europäerin, und ihr Erasmus-Jahr, das sei einfach unvergesslich gewesen. Dass diese Art der europäischen Identitätsbildung einer Elite vorbehalten ist, fiel ihr gar nicht auf.

Diese gedankliche Enge versperrt auch den Blick auf die eigenen Widersprüche: Nationale Grenzen lehnt man zwar ab, aber die Grenzen rund um die eigene Komfortzone schätzt man umso mehr. Tatsächlich werden in meinem großstädtisch geprägten Bildungsbürgermilieu linksliberale Ansichten längst als die einzig wahre Form von Menschlichkeit gesehen. Besonders deutlich wird das in der Flüchtlingspolitik. Es gebe doch tatsächlich Menschen, die für eine Obergrenze seien!, rief ein Bekannter bei einem Brunch in die Runde. Und alle schüttelten den Kopf. Unvorstellbar! Ich schwieg. Ich wollte den Morgen nicht verderben. Denn manchmal, habe ich festgestellt, ist die Stimmung auch unter denen, die prinzipiell für Vielfalt sind, nur so lange gut, wie alle einer Meinung sind.

Aber eigentlich hätte ich sagen müssen, dass man Obergrenzen durchaus sinnvoll finden kann und deshalb noch lange nicht irre ist. Selbstverständlich darf man den unkontrollierten Zuzug im Jahr 2015 problematisch finden, ohne ein Unmensch zu sein. Und auch die Ansicht, dass kriminelle Flüchtlinge in ihre Herkunftsländer zurückgeschickt werden sollten, ist absolut legitim.

Fluchtbewegungen werden das 21. Jahrhundert bestimmen. Wir müssen also zwangsläufig über Formen der Begrenzung sprechen. Genauso wie wir darüber reden müssen, was wir dazu beitragen können, dass das Leben anderswo lebenswerter wird. Aber was machen meine linken Bekannten? Sie ziehen sich auf eine primitiv binäre Wahrnehmungsstufe zurück, die nur noch Schwarz oder Weiß kennt. Vor Kurzem twitterte einer von ihnen: »Flüchtlingskrise, Flüchtlingsproblem, Flüchtlingsfrage – ersetze Flüchtling durch Jude, und dann sieht man ja, wo das hinführt.«

Sobald ein Mensch linken Gesellschaftsentwürfen widerspricht, wird schnell diagnostiziert, er sei angstgesteuert. Als Gegenmittel wird die Konfrontation mit der Realität verordnet. Konservatives Denken, so die Botschaft, entsteht durch

Lebensferne (der hat wohl noch nie einen Flüchtling getroffen), ist aber glücklicherweise heilbar (wird Zeit, dass er einen kennenlernt).

Mich hat gerade die Berührung mit der Wirklichkeit an meinen linken Theorien zweifeln lassen. Als ich mit Gefängnisinsassen monatelang ein Stück einstudierte, habe ich Menschen kennengelernt, die mir den Glauben an die unendlichen Möglichkeiten der Resozialisierung genommen haben. Und gerade einige unserer syrischen und afghanischen Übernachtungsgäste haben mir klargemacht, wie unglaublich schwierig ihre Integration werden dürfte. Sehr gut erinnere ich mich noch, wie erleichtert einer von ihnen reagierte, als er sich versichert hatte, dass ich keine Jüdin sei, und wie ein anderer irritiert war, dass auch mein Mann das Baby wickelt. Mitleid erregte die Tatsache, dass wir zwar drei Kinder haben, aber nur Töchter.

Der ultimative Test für meine linke Gesinnung war jedoch die Einschulung meiner ältesten Tochter. Wir hatten die Wahl zwischen mehreren Schulen. Auf der einen, nahe gelegenen, gibt es kaum Migranten. Die andere, etwas weiter weg, hat einen Migrantenanteil von rund 80 Prozent. Gelebte Vielfalt, dachte ich, heißt ja nicht nur, im türkischen Supermarkt einzukaufen, weil sich das so schön nach Urlaub anfühlt. Also ging ich zu der zweiten Schule und sprach mit der Direktorin. Als ich ihr Büro verließ, war gerade Pause. Ich stellte mich auf den Schulhof, bis die Glocke zur nächsten Stunde läutete. Ich kam wieder und schaute mir noch eine Pause an. Kaum ein Kind sprach Deutsch, die meisten Türkisch oder Arabisch. Der Ton war rau, der Umgang ruppig. Später hörte ich von Kindern mit Migrationshintergrund, die Kinder ohne Migrationshintergrund mobbten. Ich meldete meine Tochter auf der anderen Schule an.

Sie ist sehr glücklich dort. Mir hängt die Entscheidung nach. Kann ich mich noch links nennen, obwohl ich für meine Tochter Homogenität statt Vielfalt gewählt habe? Aber würden das nicht die meisten tun? Sind Konservative da nur ehrlicher? Und Linke zu wenig aufrichtig? Die Angst, rassistisch zu wirken, verstellt, finde ich, ihren Blick: Kinder mit Migrationshintergrund haben es schwer, aber manchmal machen sie es auch anderen schwer. Opfer sind Täter sind Opfer sind Täter. Nur wer diese Ambivalenz aushält, wird Lösungen finden.

Solche Überlegungen fallen mir nicht leicht, weil ich mir so sicher war, als politisch links stehend zu den Guten zu gehören. Insofern kommt es für mich einer Vertreibung aus dem politischen Paradies nahe, dass ich mich von dort

entferne. Zugleich kann ich nichts dagegen tun. Progressiv, das ist so ein Adjektiv, das ich immer mit Linkssein verbunden habe. Heute erscheinen mir viele Linke in ihrer Realitätsverweigerung eher regressiv.

Anfang des Jahres traf ich eine alte Freundin auf der Straße wieder. Es war kalt, und wir sprachen nur kurz, aber sie empörte sich trotzdem sofort über die Kölner Silvesternacht und das racial profiling, das ihrer Meinung nach dort stattgefunden hatte. Meine Frage, wen die Polizisten denn hätten kontrollieren sollen, wenn nicht Männer, die den Tätern vom Vorjahr ähnelten, beantwortete sie nicht. Stattdessen sagte sie, dass die sexuellen Übergriffe damals doch nichts anderes als Oktoberfest-Grapschereien gewesen seien.

Diese Form von politischer Korrektheit ist für mich die linke Variante von Fake-News. Alles, was auch nur im Entferntesten mit dem Islam zu tun hat, ist im linksliberalen Milieu fast sakrosankt. Besonders deutlich wurde mir das bei der öffentlichen Vorstellung des Buches *Inside Islam*. Darin dokumentiert der ARD-Journalist Constantin Schreiber die Freitagspredigten, die er in 13 deutschen Moscheen gehört hat. Sein Fazit: hochpolitische Inhalte, Aufrufe zur Abgrenzung, antisemitische Hetze. Die Zuhörer, die zu der Präsentation in die Bibliothek des Verlages gekommen waren, reagierten irritiert: Ob er nicht befürchte, Applaus von den Falschen zu bekommen? Und ob er nicht in anderen Moscheen ganz andere Sachen gehört habe?

Mag sein. Aber man muss sich nur einmal vorstellen, was los gewesen wäre, wenn solche Äußerungen in irgendeiner Kirche in Deutschland gefallen wären. Sofort hätten alle, die sich links nennen, aufs Heftigste protestiert. Wo bleibt eigentlich der Aufschrei angesichts der Verfolgung von Frauen, Homosexuellen oder Christen in islamischen Ländern? Als Außenstehender dürfe man sich da kein Urteil anmaßen, das sei eben eine andere Kultur, höre ich dazu von einigen Linksliberalen. Damit sprechen sie einer ganzen Gruppe von Menschen aufgrund ihrer kulturellen Herkunft die Fähigkeit ab, sich aufgeklärt zu verhalten. Ist nicht genau das ein rechtes Denkmuster?

Vorbei auch die Zeiten, in denen sich Linke durch Diskussionsfreude auszeichneten. Als ein Zürcher Theater vor Kurzem eine Podiumsdiskussion anberaumte, an der – neben einem Mann von der SVP, der Schweizerischen Volkspartei, und zwei Personen vom linken Spektrum – auch ein AfD-Politiker teilnehmen sollte, protestierten Kulturschaffende so scharf, dass die Veranstaltung abgesagt wurde.

Ich fragte einen Regisseur, den ich noch aus Studienzeiten kenne und der zu den Initiatoren des Protests gehörte, ob er denn nicht glaube, dass eine politische Auseinandersetzung mit der AfD nötig sei. Er habe sich schon in einem seiner Stücke intensiv mit der AfD auseinandergesetzt, antwortete er.

Wie er haben offenbar viele Linke das Selbstgespräch für sich entdeckt. Ist auch leichter, da widerspricht keiner. Und wer braucht schon Argumente, wenn er die Moral auf seiner Seite hat?

Wozu diese narzisstische Selbstüberhöhung führt, bekam ich neulich in Berlin mit. Im Mauerpark im Bezirk Prenzlauer Berg gibt es einen Abschnitt, in dem die Mitglieder des Mauergarten-Vereins ihre Hochbeete haben. Dort, unter vielen zugezogenen Bullerbü-goes-Berlin-Familien gärtner auch ein älterer Herr aus der DDR. Er kümmert sich um den Komposthaufen des Vereins. Schneidet Küchenabfälle klein, kauft kiloweise Würmer der Firma Superwurm, setzt sie hinein, schippt um und belüftet. Er macht Führungen für Schüler aus dem Wedding, von denen viele noch nie eine Tomate an einem Strauch gesehen haben. Vor einigen Monaten dann forderte ein anderes Vereinsmitglied per Mail den Ausschluss dieses älteren Herrn, weil er in der AfD ist. »Entnazifizierung« stand in der Betreff-Zeile. Ich habe den Mann getroffen. Er ist kein Björn Höcke. Er hat auf seinem Hochbeet auch nie eine AfD-Flagge gehisst. Er hat einfach nur Zucchini angebaut.

DIE ZEIT

Nr. 17 vom 20. April 2017



# DIE ZEIT



PREIS DEUTSCHLAND 4,50 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

20. DEZEMBER 2014 97



## Die Ma Z

Warum trifft den ein Schicksalsschlag? Auf den Sp...

US-PRÄSIDENT IN SPE

### Der Reiter der Aktienkurse

Warum sich Donald Trump etwas zu früh heiligspricht **VON ROMAN PLATTEN**

**D**ass wir nach Donald Trumps Gewinn mit dem amerikanischen Präsidenten und seinen Kandidaten in der Wahlkampf um das Weiße Haus am 8. November ein Schicksalsschlag für den amerikanischen Markt sein wird, ist eine Frage der Zeit. Donald Trump ist ein Mann, der sich nicht scheut, seine eigenen Fähigkeiten zu überschätzen. Das ist ein Problem, das viele Menschen, die in den USA leben, kennen. Trump ist ein Mann, der sich nicht scheut, seine eigenen Fähigkeiten zu überschätzen. Das ist ein Problem, das viele Menschen, die in den USA leben, kennen. Trump ist ein Mann, der sich nicht scheut, seine eigenen Fähigkeiten zu überschätzen. Das ist ein Problem, das viele Menschen, die in den USA leben, kennen.

### gabe

aus ein Staat, der sich

**J**eder Staat hat seine eigene Geschichte. Die Geschichte eines Landes ist ein Spiegelbild der Menschen, die dort leben. Die Geschichte eines Landes ist ein Spiegelbild der Menschen, die dort leben. Die Geschichte eines Landes ist ein Spiegelbild der Menschen, die dort leben. Die Geschichte eines Landes ist ein Spiegelbild der Menschen, die dort leben.

**Rums vor dem Eichenbäcker – die Kulturgeschichte der „Party“ in Deutschland**  
Glocken, Seite 21

PROMINENT IDENTIFIZIERT



### Es geht aufwärts

Chickadees in der Natur. Das ist ein Zeichen dafür, dass die Natur sich erholt. Das ist ein Zeichen dafür, dass die Natur sich erholt. Das ist ein Zeichen dafür, dass die Natur sich erholt. Das ist ein Zeichen dafür, dass die Natur sich erholt.

# Theodor-Wolff-Preis

Malte Henk, geboren 1976 in Bremen, aufgewachsen bei Wolfsburg. Studierte Geschichte, Germanistik und Allgemeine Rhetorik in Tübingen und Edinburgh und besuchte die Henri-Nannen-Journalistenschule. Danach Redakteur bei *Geo*, seit 2013 Redakteur und Reporter im Dossier der *Zeit*. Ausgezeichnet unter anderem mit dem Henri-Nannen-Preis, dem Deutschen Reporterpreis und dem Medienpreis Politik des Deutschen Bundestages.

MALTE HENK ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Meinung« für seinen Beitrag »Alles Zufall?«, erschienen am 29. Dezember 2016 in *Die Zeit*.

# Alles Zufall?

Von Malte Henk

## **Zwölf Menschen sterben bei einem Terroranschlag. Warum gerade sie? Eine Frau findet die große Liebe. Warum gerade jetzt? Ein Mann wird vom Blitz getroffen – und überlebt. Warum gerade er? Ein Essay über die Macht des Unberechenbaren**

Der Mann, den es erwischt hat, ist 47 Jahre alt. Wie er aussieht, kann ich nicht sagen. Er liegt auf einem OP-Tisch, Schlauch im Mund, Körper abgedeckt, Gesicht auch. Den Schädel haben sie in einem Metallgestänge fixiert, die Kopfhaut durchschnitten und nach oben geschoben, sodass sie aufklappte wie ein blutiger Mund, dann haben sie die Knochenplatte entfernt. Jetzt liegt es frei. Das Gehirn.

Hinter dem OP-Tisch sitzt der Neurochirurg Oliver Heese, Chefarzt an der Helios-Klinik Schwerin. Grüner Kittel, Unterarme abgestützt, in den Händen irgendwelche nadelartigen Instrumente, so schaut Heese durch ein Mikroskop, das von der Decke hängt, in den Temporallappen des Patienten. Ich darf an diesem Tag mitschauen.

Ich sehe etwas sehr Abstraktes, das mich an ein Bergwerk erinnert. Einen gigantischen Tagebau, beleuchtet in der Nacht. Die komplexeste Struktur des Universums. 100 Milliarden Neuronen, so viele, wie es Sterne in der Milchstraße gibt. Die Oberfläche pocht und blinkt, das sind die Adern. Steil geht es in die Tiefe, Zentimeter um Zentimeter gräbt sich Heese mit seinen Instrumenten hinab, denn die Materialmasse namens Gehirn, Ursprung von Gedanken und Gefühlen, attackiert sich manchmal selbst. Hirntumor.

Glasig-fleischig fühle sich der Tumor an, den er herausholen will, murmelt Heese, er könne da wirklich nur seinem Gefühl folgen, zu sehr bleibe der Tumor mit dem Gehirn verschmolzen. Der Tumor ist das Gehirn. Es hat ihn produziert, so wie andere Hirne die Relativitätstheorie hervorgebracht haben, die Zauberflöte oder die Pläne für eine Boeing 747. Ein Bürgerkrieg des Bewusstseins, den kein Arzt der Welt stoppen kann. Egal wie viel Gewebe Heese herauschneidet, am Ende wird der Feind gewinnen. Niemand überlebt einen bösartigen Hirntumor.

## I. Pech in der Lotterie

Während ich zusehe, wie der Neurochirurg Schicht um Schicht ein Loch aushebt, das der Krebs wieder füllen wird, muss ich daran denken, was er mir über solche Tumore erzählt hat. Sie heißen Glioblastome, pro Jahr erkranken 5 von

100.000 Menschen daran. Genetische Einflüsse spielen keine Rolle, in unzähligen Studien wurden auch keine Umweltfaktoren gefunden. Dem Glioblastom ist es egal, wie viel Fleisch ein Mensch isst, wie oft er in der Sonne liegt, welche Gifte er einatmet. Hirntumore gibt es, weil es Gehirne gibt. Jedes Hirn braucht Zellen, die sich vermehren. Sie teilen und teilen sich, millionenfach, alles geht gut, und irgendwann passiert ein Fehler. Eine blöde Mutation, und der Krebs ist da.

»Das mag ich an diesem Tumor – er macht alle gleich«, sagte Oliver Heese. Ein Multimillionär wird mit exakt derselben Wahrscheinlichkeit daran sterben wie der besoffene Obdachlose, den ich morgens auf dem Weg zur Arbeit sehe. Das Glioblastom ist ein Raubvogel, der über einer mittelgroßen Stadt kreist und sich jedes Jahr seine fünf Opfer holt.

Wenn Heese in seinem Chefarztzimmer Ich-habe-schlechte-Nachrichten-für-Sie-Gespräche führt, dann ist es ihm wichtig, die Rolle des Zufalls zu betonen. Er hat sich sogar einen Begriff ausgedacht: »negativer Lotteriegewinn«. Heese hofft darauf, dass sich seine Patienten nicht mit der Frage nach dem Warum foltern, wenn er ihnen erklärt, dass sie schlicht sehr, sehr viel Pech hatten. Und er weiß: In den allermeisten Fällen hofft er umsonst.

»Für mich ist es umweltbedingt«, sagt Heike Fuchs.

»Man macht sich so seine Gedanken«, sagt Frank Becker. »Handystrahlung. Ich hab auf der Arbeit zu lange in mein altes Handy geredet.«

Frank Becker. Der Mann, in dessen Kopf ich geschaut habe, hat einen Namen, und er hat ein Gesicht, ein sehr sympathisches und lebenskluges. Er ist ein Maschinenbauingenieur, der sich zum Chefplaner eines Zahnrad-Unternehmens in Brandenburg hocharbeitete. Vor fünf Jahren lernte er seine Heike kennen. Im vergangenen Frühjahr fingen sie an, ein Haus auszubauen, ein Gehäuse für ihre Liebe, Marmor, Fußbodenheizung, geplanter Einzug: rund um Weihnachten. An einem sonnigen Wochenende im Juli überfiel ihn der erste Kopfschmerz, und jetzt sitzt Becker im dämmerigen Krankenhauszimmer, Rollstuhl, Trainingsanzug, Resopaltisch, und das Karussell der Mutmaßungen dreht sich und dreht sich und will gar nicht mehr stillstehen. Nie geraucht, nie viel getrunken, immer gesund gewesen. Gibt es vielleicht doch schlechte Gene in der Familie? Was ist mit Lebensmittelzusätzen? Pestiziden? Lampen mit Quecksilber? Wo stand das nächste Atomkraftwerk?

»Das Handy könnte ich akzeptieren«, überlegt Becker. »Einfach nur Zufall, das wäre schlimmer.«



Ich finde, das ist ein sehr interessanter Satz. Frank Becker und Heike Fuchs sind schlaue Menschen, sie verdrängen nichts, sie wissen um das schwarze Loch, das sich vor ihnen auftut. Es dürstet sie jetzt nach Gründen, sie wollen verstehen, warum das Leben ihnen diesen Horror auf die Tagesordnung gesetzt hat. Und Oliver Heese liefert ihnen ja einen Grund: den Zufall. Einfach nur den Zufall. Klingt wie eine Kränkung, irgendwie. Fühlt sich falsch an.

Aber warum? Ist Heeses Erklärung zu simpel? Zu abstrakt? Welche Rolle spielen Zufälle in dieser Welt? Wenn sich sogar die komplexeste Struktur des Universums dem Zufall ergibt – kann es dann sein, dass der Mensch viel mehr von Zufällen gelenkt wird, als er sich klarmacht? An wie vielen Lotterien des Lebens nehme ich täglich teil, ohne es zu ahnen?

## II. Jeder Mensch ein Sherlock Holmes

Im Foyer der Schweriner Klinik steht eine Kreidetafel, auf der jemand, rührend um Schönheit bemüht, die Geburten dieses Tages verzeichnet hat. Anastasia 4.05 Uhr, Chlara 4.36 Uhr ... Es gibt einen berühmten Psychologen namens Daniel Kahneman, der womöglich einmal vor einer ähnlichen Tafel stand. In seinem Buch Schnelles Denken, langsames Denken, einer Art Bibel der Sozialpsychologie, zeigt Kahneman anhand des Beispiels neugeborener Babys, wie schwer Menschen sich damit tun, den Zufall zu verstehen.

Nehmen wir, sagt Kahneman, sechs Säuglinge, die nacheinander zur Welt kommen. Schauen wir uns nur ihr Geschlecht an, J für Junge, M für Mädchen, wobei jedes Baby natürlich unabhängig vom nächsten geboren wird, der Zufall also die Reihenfolge bestimmt. Hier zwei mögliche Abfolgen:

M-M-M-M-M-M

J-M-J-J-M-J

Sind die beiden Reihenfolgen gleich wahrscheinlich? Die meisten Menschen antworten auf diese Frage intuitiv mit Nein. Sie sehen in der Nur-Mädchen-Reihe etwas Besonderes. Dabei ist die Wahrscheinlichkeit, dass die erste Folge herauskommt, keineswegs geringer als die Wahrscheinlichkeit von Folge zwei. Sondern exakt identisch.

Der Mensch leidet unter einem Vorurteil. Er glaubt zu wissen, wie Zufälle aussehen sollten, zufällig eben, und versteht nur schwer, dass Zufallsprozesse auch Strukturen erzeugen können, die sich seiner Erwartung widersetzen. Steve Jobs,

der Gründer von Apple, hat dazu einmal eine Geschichte erzählt. Als sie vor Jahren den iPod auf den Markt brachten, hatten sie die Shuffle-Funktion eingebaut, die Songs wahllos abspielte. Werbeslogan: Life is random, das Leben ist zufällig. Bald beschwerten sich Kunden, die direkt hintereinander dieselben Songs oder Songs vom selben Sänger gehört hatten. Das sei gar nicht zufällig!

Doch, war es. Es fühlte sich nur nicht so an. Apple programmierte die Funktion dann um, »weniger zufällig, damit sie zufälliger wirkte«, wie Steve Jobs später verriet.

Erbarmungslos leuchtet die Psychologie die Schwachstellen des Wesens Mensch aus. Klassisches Experiment: Man lässt nacheinander verschiedenfarbige Kreise auf einem Bildschirm erscheinen, zum Beispiel Rot und Schwarz, der Ablauf folgt keinerlei Muster. Allerdings kommt eine Farbe häufiger als die andere vor. 75 Prozent Rot, 25 Prozent Schwarz. Aufgabe: Sagen Sie vorher, was als Nächstes aufblinkt.

Viele Menschen bilden sich nun ein, doch ein Muster entdeckt zu haben, sie tippen mal auf Rot, dann wieder auf Schwarz und schneiden furchtbar schlecht ab. Nur wenige wenden die korrekte Strategie an: konsequent Rot nennen und in drei Viertel aller Fälle richtigliegen. Ratten schaffen das. Ratten! Der Mensch erkennt den Zufall schlechter als ein Nagetier.

Als Mensch, so die Einsicht der Sozialpsychologie, gehe ich durchs Leben wie mein eigener Sherlock Holmes. Ohne es zu merken, bin ich auf der Suche nach Zusammenhängen, ich stürze mich auf alles, wovon ich annehme, dass ich es ergründen kann. Ich halluziniere Strukturen in Prozesse hinein, die chaotisch sind. Ich sehe im Fernsehen, wie eine Fußballmannschaft dreimal unglücklich verliert, und glaube den Sportreportern, wenn sie den Trainer infrage stellen. Ich behandle meinen Schnupfen mit Vitamin-C-Tabletten, und sobald es mir besser geht, weiß ich, woran das liegt. So glaube ich, die Dinge zu durchschauen. Ich sehe Kausalketten – wenn A, dann B, dann C – oder irgendeine Instanz, die dieses oder jenes auslöst. Sechs Mädchen in Folge, vielleicht steckt da was dahinter!

Frank Becker, in seinem Krankenzimmer, hat mir gesagt: »Wenn es das Handy wäre – das könnte systematisch untersucht werden.«

Ich und Frank Becker und wir alle, wir sind ziemlich gut darin, Sherlock Holmes zu sein, besser als jede Ratte. Viel zu gut für den Zufall, dessen Rolle wir am

liebsten ausblenden. Besonders neigen dazu übrigens zwei Gruppen von Menschen: die Paranoiden und die Einfühlsamen. Wer sich mehr als gewöhnlich in ein (eingebildetes oder echtes) anderes hineinversetzt, das handelt und Dinge bewirkt, der macht sich blind für das, was einfach so passiert.

Alexander Horn muss ständig nachvollziehen, warum ein Mensch so und nicht anders gehandelt hat. Ich habe eine Ahnung bekommen, welche Mühe es kostet, darüber den Zufall nicht zum Hintergrundrauschen zu degradieren, als ich ihn in seinem Büro in München besucht habe. Horn, 43 Jahre alt, ein aufrechter Mensch mit klarem Blick, leitet seit bald zwei Jahrzehnten die Fallanalyse der Polizei Bayern, er hat bei Hunderten Tötungsdelikten die Ermittler vor Ort beraten. In Amerika und in deutschen Fernsehserien würde man ihn einen Profiler nennen. Horn mag den Begriff nicht, weil er mehr nach Psycho-Hokuspokus klingt als nach kriminalistischer Facharbeit. Alexander Horn ist ein sehr nüchterner Mensch, er muss das sein.

Eine Welt, gelenkt vom Zufall? »Undenkenbar«, sagt die literarische Figur Sherlock Holmes im Abenteuer mit dem Pappkarton.

»Den Zufall muss man immer mit einkalkulieren«, sagt der Fallanalytiker Alexander Horn in seinem Büro.

In Hamburg geschah es vor Jahren, dass ein Kind in einem Treppenhaus starb, nach Tritten an den Kopf. Die Wohnung, in der die Familie lebte, lag gleich über dem Tatort. Die Polizei war sich sicher: Der Vater, ein cholerischer Alkoholiker, hatte den Fünfjährigen getötet. Hatte er aber nicht. Der Täter war ein Geisteskranker, der sich im Hauseingang vertan hatte und ein fremdes Kind erblickte, das die Treppe herabgerannt kam, genau auf ihn zu. Und ausrastete. Nichts als Zufall.

Ein Fallanalytiker wie Alexander Horn ist kein Genie, das einsam über seinem Schreibtisch brütet. Horn arbeitet in einem Team mit vier Fachkollegen, die ständig ihre eigenen Hypothesen infrage stellen. Sich an den Pfeilern von Methodik, Fachwissen und Wahrscheinlichkeiten entlanghangeln und im Kopf behalten, dass alles auch anders sein könnte, so beschreibt Horn die Arbeit des ältesten deutschen Fallanalyseteams.

Auch in dem Fall, der ihn so lange wie kein anderer beschäftigt hat, stand er vor dieser Frage: Zufall oder nicht? Was sehe ich hier – Ereignisse, die so wenig verknüpft sind wie die Geburten von Babys in einem Krankenhaus? Oder etwas,

das auf eine gemeinsame Ursache hinweist? In Norddeutschland verschwinden über neun Jahre hinweg drei Jungen, einer aus einem Internat, einer von einem Zeltplatz, ein dritter aus dem Schullandheim. Die Leichen der ersten beiden werden in Sanddünen vergraben gefunden, die dritte taucht in einem Gebüsch auf. Die Ermittler aus Niedersachsen bitten Horn dazu, und nach einer Debatte, die von halb acht morgens bis nach Mitternacht dauert, entscheidet sich die Gruppe unter seiner Leitung für die Suche nach einem Serientäter.

Sie dauert mehr als zehn Jahre und wäre vielleicht nie zu Ende gegangen, hätte nicht irgendwann ein Angestellter eines Fertigungsbetriebes Nachtschicht gehabt, hätte er nicht in der Pause den Fernseher eingeschaltet und wäre nicht zufällig gerade die Sendung Ungeklärte Morde wiederholt worden. Der Angestellte sieht ein Foto von einem der Opfer und meint sich zu erinnern: Das ist der Junge, der ihm fast neun Jahre vorher mit einem Unbekannten in einem Opel Omega auffiel.

Die Polizei macht 7.000 Halter eines Opel Omega ausfindig, aber wollen sie die alle überprüfen? In dieser Situation entscheidet sich Horn, mit dem Fall und der neuen Spur noch einmal an die Öffentlichkeit zu gehen. Am Abend nach der Pressekonferenz trifft um 22.28 Uhr die Mail eines weiteren Zeugen ein – von einem Opel weiß er nichts, aber er erinnere sich auf einmal an einen seltsamen Betreuer, vor 16 Jahren bei einer Ferienfreizeit ... Diese Mail bringt die Ermittler auf die Spur des Mörders, des berühmtesten »Maskenmannes«.

Es war tatsächlich ein Serientäter. Nur Opel Omega ist der Maskenmann nie gefahren. Erst der Zufall brachte die Ermittler auf seine Spur. Eine falsche Erinnerung setzte eine Kette an Ereignissen in Gang, die zum richtigen Ziel führte.

Alexander Horns Erfahrung nach Hunderten Tötungsdelikten: »Der Mensch ist nicht so kompliziert. Sein Verhalten folgt schon Mustern. Keiner fällt vom Himmel und wird Sexualmörder. Das Bedürfnis, jemanden zu töten, ist nicht zufällig. Aber die Umstände, die können es sein.«

Zufall und Struktur – es war ein Aha-Moment in der Geschichte des Nachdenkens über die Welt, als man begriff, dass sie miteinander in Beziehung stehen. Es geschah im 18. Jahrhundert. Gelehrte fingen damals an, Menschen beim Glücksspiel zu beobachten. Vielleicht sahen sie zu, wie Münzen geworfen wurden, sahen in den Gesichtern der Spieler die fiebrige Spannung. Das Ergebnis schien rein zufällig; war es auch. Aber den Gelehrten fiel auf, was passiert, wenn man

eine Münze viele Male hintereinander wirft: Wie oft Kopf und Zahl auftauchen, ist dann nicht mehr willkürlich. Macht man eine Strichliste, sieht man es. Je häufiger die Münze fällt, desto eindeutiger nähert sich das Kopf-Zahl-Verhältnis dem Idealwert von 50 : 50.

Zufällige Einzelereignisse, in ihrer Gesamtheit, unterliegen Regeln. Ich habe gelesen, dass diese revolutionäre Erkenntnis alles möglich machte, was heute irgendwie mit Statistik zu tun hat. Aber wenn ich ehrlich bin, muss ich sagen, dass es mir schwerfällt, sie nachzuvollziehen. Ich möchte eben, dass Zufälle zufällig wirken und Strukturen rein von Zufällen bleiben. Trifft das eine auf das andere, ist ein kühler Kopf wie Alexander Horn vielleicht nicht verwirrt. Ich schon.

Wenn wundersamerweise in der Klinik 83 männliche Babys nacheinander zur Welt kamen, dann muss doch, ganz bestimmt, das 84. ein Mädchen ... Nein. Das einzelne Ereignis, unverbunden mit dem davor, bleibt zufällig. Nur steigt eben mit jeder Wiederholung die Chance, dass die Gesamtschau am Ende eine 50 : 50-Verteilung zeigt. Ich scheine nicht der Einzige zu sein, der sich anstrengen muss, das zu erfassen. Es gibt Roulettespieler, die glauben, sie müssten alles auf Rot setzen, wenn zehnmal Schwarz dran war. Man sollte dazu wissen, dass die Erkenntnis der Gelehrten ihren Namen nicht umsonst hat. Sie heißt »Gesetz der großen Zahlen«. Man braucht nicht ein paar Dutzend, man braucht schon Tausende Münzwürfe, um mit großer Sicherheit das 50 : 50-Muster zu erreichen.

Damals im hoffnungsvollen 18. Jahrhundert, als die Gelehrten dem Zufall ihr Gesetz abrangen, schien plötzlich vieles möglich. Man müsste die Welt nur genau genug studieren, müsste bis ins letzte Detail »die Bewegungen der größten Himmelskörper und des leichtesten Atoms« erfassen, dann wäre es vorbei mit dem Zufall. Es gibt ihn nämlich gar nicht. Er ist nur ein Wort für das, was noch niemand verstanden hat. Er ist, mit einem Bild des Philosophen Spinoza, das »Asyl der Unwissenheit«. Der Fortschritt wird ihn überflüssig machen.

So dachten die großen Gelehrten der Aufklärung. Dreihundert Jahre später ist der Zufall immer noch da.

Ich glaube, das liegt daran, dass die Denker damals eine simple Wahrheit übersehen haben. Leben bedeutet, dass unfassbar viele Dinge passieren. Trillionen von Ereignissen, jeden Tag, in jeder Minute. Wie viele Male hat ein Kind ein Fahrrad bestiegen, seit es Fahrräder gibt? In Finnland fuhr ein Kind vor Jahren mit seinem Rad los und starb, als es von einem Lkw erfasst wurde, und eine

Stunde später kam sein Zwilling auf genau die gleiche Weise zu Tode. Wie viele Male hat am Himmel ein Blitz gezuckt, seit es Menschen auf der Erde gibt? Walter Summerford wurde im Februar 1918 vom Blitz aus dem Pferdesattel geworfen und überlebte. 1924 wurde er wieder vom Blitz getroffen, diesmal beim Angeln, und 1930 noch mal, beim Spaziergehen. Er überlebte.

Wie viele Menschen träumen manchmal von ihrem Tod und leben ganz normal weiter? Ich bin einer von ihnen. Abraham Lincoln träumte von seinem Tod, wenige Tage bevor er ermordet wurde.

Und wie viele Menschen waren in diesem Winter auf deutschen Weihnachtsmärkten? Wie viele wurden dort getötet? Es kommt mir vor, als habe der Attentäter von Berlin nicht nur den gekaperten Lkw, sondern auch die Gesetze des Zufalls als Waffe eingesetzt. Mit der winzigen Chance, dass auch du und ich gegen alle Wahrscheinlichkeit zum Terroropfer werden könnten – damit hat er in diesem Land sehr viele Menschen getroffen.

Ich kann eine Münze tausendmal werfen, dann schließe ich mit nahezu absoluter Sicherheit aus, dass nur Kopf kommt und niemals Zahl. Werfe ich aber die Münze viele, sehr viele Jahre lang, billionenfach, dann kann es schon sein, dass ich irgendwann zwischendurch eine Wahnsinnsreihe hinlege: tausendmal Schwarz!

Komische Dinge passieren. Weil so vieles passiert.

Meine Chance als 40-jähriger Mann, morgen zu sterben, ist 1835-mal höher als die, den Jackpot zu knacken. Trotzdem spielen Leute Lotto. Manche gewinnen sogar. Andere Leute kriegen einen Hirntumor. Oder sie setzen genau in der falschen Hundertstelsekunde einen Funkspruch ab.

### III. Die Sehnsucht nach Antworten

Das mit dem Funkspruch hat mir Jörg Kujack erzählt, er ist Kapitän bei der Lufthansa. Kujack, ein Mann von 59 Jahren mit Radiomoderatorenstimme und dieser abgeklärten Pilotenart, von der man sich sofort beruhigen lassen will, fliegt Menschen um die Welt, nach Kapstadt, Hongkong, Vancouver. Ich habe ihn in seiner Heimatstadt Baden-Baden getroffen, einen langen Abend haben wir über Abstürze geredet. Kujack spricht gern und viel über Flugzeugabstürze. Es dauerte ein wenig, aber dann fand ich das ganz beruhigend.

Ausgangspunkt: »Du fliegst in stockdunkler Nacht ohne Sicht mit 800 Sachen durch minus 60 Grad kalte Luft. Dabei sitzt du auf 100.000 Liter Sprit. Da willst du nicht, dass dir der Zufall in die Quere kommt.« Auf Englisch sage man ja nicht umsonst by accident über etwas Unvorhergesehenes. Accident bedeutet Unfall.

Den wollen sie bei der Lufthansa natürlich vermeiden, dabei stehen sie vor zwei Problemen. Erstens, sie fliegen sehr oft, ungefähr 1.800-mal am Tag. Sie gehen quasi ständig ins Kasino. Rund um die Uhr fordern sie den Zufall heraus, und irgendwann, das wissen sie, wird er sie überraschen, so wie ein Mensch jahrelang jeden Morgen seine Haustür ins Schloss zieht und eines Tages merkt: Jetzt habe ich drinnen den Schlüssel vergessen. Zwischenfälle oder gar das, was sie »Totalverlust« nennen, bleiben extrem selten, das ist gut, aber es schafft auch methodische Schwierigkeiten. Einer von Kujacks Kollegen, der bei der Lufthansa über Strategien für unfallfreies Fliegen nachdenkt, drückt es so aus: »Solange wir nicht abstürzen, wissen wir auch nicht, wie sicher wir sind.« Sie leiden an ihrem eigenen Erfolg, wie ein Schüler, der dauernd Einsen schreibt und nicht weiß, was er tun soll, um noch besser zu werden.

Sie versuchen es, so wie alle im Flugverkehr es versuchen. Studieren jedes Triebwerkstottern, zählen Vogelschläge, schauen sich Abstürze anderer Airlines an. Deshalb beruhigt es mich, wenn Jörg Kujack offen über Katastrophen spricht. Er ist Teil eines Systems, das zum Zufall eine Hassliebe entwickelt hat. Es verabscheut ihn. Aber es braucht ihn auch, weil es ein lernendes System sein möchte.

Kujack erzählt vom furchtbarsten Unglück der zivilen Luftfahrt, 27. März 1977, Teneriffa. Zwei riesige 747, eine aus den Niederlanden und eine aus Amerika, warten hintereinander am einen Ende der Startbahn. Beide hierher umgeleitet, wegen Bombendrohung in Gran Canaria. Dichter Nebel, viel Verkehr, alle wollen schnell weg. Der Tower lässt die Niederländer bis zum anderen Ende der Bahn rollen, dort dreht die 747, bereit zum Start. Die Amerikaner rollen jetzt auch über die Bahn, der Befehl lautet, an Ausfahrt drei abzubiegen, aber im Nebel finden sie die Ausfahrt nicht und rollen immer noch die Bahn hinunter, den Niederländern entgegen. Der Tower sagt den Niederländern, wohin sie nach dem Start fliegen sollen, dabei fällt das Wort take-off. Der Pilot hört es und denkt, er darf abheben, er löst die Bremsen. Die 747 gewinnt an Tempo, sie rast genau auf

die andere 747 zu. Sogar jetzt hätte die Ereigniskette vielleicht noch unterbrochen werden können, alle Beteiligten, der Pilot aus Holland, der Pilot aus Amerika und der Mann im Tower, wollen jetzt miteinander sprechen. Nur sprechen sie gleichzeitig, 17.06 Uhr, 19 Sekunden, 39 Hundertstelsekunden, die Funksprüche blockieren einander, die Piloten hören wohl nur ein Rauschen, und das Unglück nimmt seinen Lauf. 583 Tote.

Heute darf der Ausdruck take-off erst fallen, wenn es wirklich losgeht. Während Kujack noch auf der Bahn herumrollt, fragt der Tower also nicht: Are you ready for take-off? Sondern: Are you ready for departure? Weil take-off eben nach »Bahn frei« klingt. Allerdings löst in komplexen Systemen eine Maßnahme gegen das Risiko manchmal neue Risiken aus. Nach dem 11. September verbarrikierten die Luftlinien alle Cockpittüren. Ohne diese Vorschrift hätte der Germanwings-Pilot Andreas Lubitz niemals seinen Kollegen aussperren können. Neue Vorschrift heute: Wenn ein Pilot mal muss, dann setzt sich eine Stewardess ins Cockpit, intern »Klopilotin« genannt. Diese Regel wird befolgt; beliebt ist sie nicht. Auch eine verrückte Stewardess kann Schlimmes anrichten.

Komische Dinge passieren. Und mit zunehmender Absicherung gegen sie nimmt paradoxerweise ihre Wirkung zu: Wenn es dann mal so weit ist, scheint es besonders fatal zu sein, wie der Angriff einer fremden Macht.

Jörg Kujack hat mir noch etwas erzählt, das mich berührt hat. Ein Freund von ihm, auch Pilot, der ihn vor vielen Jahren überredet hatte, sich bei der Flugschule zu bewerben, dieser Lebensfreund starb eines Tages bei einem Absturz in der Türkei. Am Grab bekam Kujack von der Witwe den Namensanhänger des Pilotenkoffers. Heute fliegt der Anhänger in Jörg Kujacks eigenem Koffer mit, nach Kapstadt, Hongkong, Vancouver. Als Glücksbringer. Als Schutz gegen das Unberechenbare.

Ein Pilot, Großmeister des rationalen Handelns, der sich einen letzten Rest Magie erlaubt. Ein Tumoropfer, das einen Schuldigen braucht, also ein Gegenüber, und sei es nur ein Handy. Den Soziologen Hartmut Rosa überraschen solche Geschichten nicht. An seinem Lehrstuhl in Jena haben die Wissenschaftler viele ganz normale Menschen gebeten, ihre Biografie zu erzählen. Fast immer leuchtete aus der Art, wie die Leute auf ihr Leben schauten, eine tiefe Sehnsucht: Das, was mir geschieht, soll mir nicht zufällig geschehen. Grausamer noch als die Erfahrung, ins kalte Räderwerk des Zufalls zu blicken, scheint die Furcht



davor zu sein, sein Dasein nicht zu begreifen, sagt Rosa. »Jemand verliert ein Bein bei einem Unfall und findet: Es musste so sein. Es war gut für mich. Ständig ist da dieses Motiv: Das Schicksal will mir etwas mitteilen. Es meint mich.«

Rosa zitiert einen Ausdruck des Philosophen Karl Jaspers: »der Sinn für das Umgreifende«. Jaspers beschreibt damit die grundlegende Art, wie der Mensch mit der Welt um ihn herum in Beziehung tritt, gerade mit den Teilen, die sich der Beherrschung und dem Verfügbarmachen entziehen. Vielleicht ging es schon los mit dem Kampf gegen den Zufall, als der Mensch die erste Hütte errichtete, um sich in Sicherheit zu bringen vor den Unwägbarkeiten dieser Welt. Der Mensch baute Schiffe und Hochhäuser und Flugzeuge und überzog die Erde mit dem Kreislauf des Geldes, er plant seine Zukunft und will Kontrolle. In den Studien der Psychologen glauben Probanden eher an einen Sieg bei einer Lotterie, wenn sie die Lose selber ziehen dürfen. Der Mensch ist schon ein seltsames Wesen.

Man kann im Leben aber nicht alle Lose selber ziehen. Deshalb, sagt Hartmut Rosa, wirbelt auch im modernen Menschen »dieses Bedürfnis, in die Welt hineinzurufen – und eine Antwort zu bekommen«.

Und sei es in Form einer Frühstückstüte und eines roten Regenschirms.

An einem Sonntagmorgen vor einigen Wochen setzt sich eine Bekannte von mir, Eva, 27 Jahre alt, in Rom in die Bahn. Es geht ihr nicht gut, »ich habe ein echt beschissenes Jahr gehabt«, wird sie mir später erzählen. Eva ist Deutsche, sie promoviert in Italien in politischer Philosophie. Im Frühjahr durchlitt sie eine schlimme Trennung und floh heim nach Deutschland, jetzt ist sie in Rom bei einer Fachkonferenz. An diesem Morgen hat sie sich vorgenommen, ein Kloster zu besichtigen, es liegt auf einem Berg weit außerhalb der Stadt. Kann man ja mal hochwandern, denkt Eva.

Eva stammt aus einer weltoffenen und toleranten Familie, in der der Glaube eine große Rolle spielt. Sie selbst beschreibt sie als Atheistin, aber eine suchende. »Ich habe schon immer damit gerungen: mit der Religion, Gott, den Geschichten aus der Bibel.«

So ein Mist, denkt Eva in der Bahn. Geld zu Hause vergessen. Hunger habe ich auch, und gestern Abend, das war wohl doch zu viel Alkohol. Eva beschließt, umzukehren. Sie steigt aus, geht auf den Bahnsteig gegenüber, weil dort der Zug in die andere Richtung fährt – da liegt auf der Wartebank eine Tüte vom Bäcker,

mit einem frischen Sandwich darin. Wer das bloß hier vergessen hat. Sie wechselt zum zweiten Mal den Bahnsteig, setzt ihre Fahrt fort und isst das Sandwich.

Als sie sich dem Berg nähern, beginnt es furchtbar zu regnen. Eva schaut aus dem Fenster, die Welt verschwimmt, das Kloster hüllt sich in Wolken. Wird wohl nichts mit Wandern, denkt Eva jetzt wieder – da fällt ihr plötzlich ein roter Regenschirm auf, ganz einsam im menschenleeren Abteil. Irgendwas will, dass du da jetzt hochgehst. Der Zug hält. Eva schnappt sich den Schirm und wandert in seinem Schutz los.

Sie verbringt an diesem unspektakulären Sonntagvormittag viel Zeit am Kloster. Etwas in ihr löst sich, sie fühlt sich geborgen im »Umgreifenden«. Betet zum ersten Mal seit zehn Jahren. Zündet drei Kerzen an. Und nimmt am Ende ein Geschenk mit ins Tal, das sie seither nicht wieder verloren hat. Eva nennt es »ein bisschen Frieden für diesen Krieg in mir drin«.

Eine mögliche Reaktion auf dieses Erlebnis, Eva weiß das selbst, wäre diese: Hahaha. Klassischer Fall von Zufallsvergessenheit. Da stoßen ihr zwei Dinge zu, recht banale zudem, und der Sherlock Holmes in ihr, dieser Alltagsdetektiv, sieht sofort ein Muster, und das Muster wandelt er dann in eine Botschaft um.

Ich finde aber, das wäre die falsche Reaktion. Eva führt vor, wie man mit dem Zufall umgehen kann, damit er einem guttut. Was mir daran gefällt, ist die Art, wie Eva sich bewusst weigert, Folgerungen abzuleiten. Ihre Reaktion auf den Sonntagmorgen, sagt sie, bestehe nicht darin, sich groß Gedanken zu machen, ob da nicht doch ein Gott ... Sie nimmt ihr Erlebnis einfach an, als Geschenk eben.

Natürlich spielte Gott historisch die Rolle des Begleiters beim Umgang mit dem Unberechenbaren, und er wird nicht sterben, solange der Zufall da ist. Es gibt auch noch einen anderen Begleiter. Die meisten meiner Freunde und Verwandten sind nicht sehr religiös, aber dieses eine Wort höre ich immer wieder: Schicksal. Kann es sein, dass »Schicksal« die Ausflucht derjenigen ist, denen »Gott« zu rauschebärtig vorkommt und die dennoch nicht von einer übergeordneten Instanz lassen wollen? Und kann es sein, dass das ziemlich viele Menschen sind?

Egal welche Forscher ich frage – von der Vision ihrer Vorgänger aus früheren Jahrhunderten, die Struktur der Welt bis ins Feinste zu durchleuchten und so den Zufall zu erledigen, von dieser Vision lassen sie nichts übrig.

Der Quantenphysiker Anton Zeilinger erinnert an die Existenz des »objektiven Zufalls«, also daran, dass sich in der Welt des Allerkleinsten manche Ereignisse schlicht nicht vorhersagen lassen. »Ich sage allen Theologen immer: Selbst der liebe Gott kennt die Ursache nicht, er kann sie nicht kennen.«

Der Professor für Psychologie Franz Neyer weist darauf hin, dass sich die Persönlichkeit eines Erwachsenen nicht nur durch stabile Einflüsse erklären lässt, wie etwa das Verhalten der Eltern, dem sich dieser Mensch in seiner Kindheit ausgesetzt sah. Bedeutsam für die Charakterbildung seien auch dynamische Veränderungen im Lauf des Lebens: die Krankheit zur falschen Zeit, die Liebe auf den ersten Blick. Etwa die Hälfte aller möglichen Partner, sagt Neyer, fallen von vornherein weg, sie widersprechen den sozialen und den persönlichen Standards. An wen von den anderen 50 Prozent man sein Herz vergibt, das sei und bleibe nicht vorhersagbar. Also reiner Zufall. Der Satz »Wir waren füreinander bestimmt«, aus Sicht der Fachleute ist er nichts anderes als eine illusionäre Anrufung des Schicksals. (Allerdings eine für die Zukunft der Partnerschaft sehr gesunde Anrufung.)

Und der Historiker und ehemalige *Zeit*-Redakteur Volker Ullrich, Autor einer Biografie von Adolf Hitler, gibt dies zu bedenken: »In Hitlers Leben hat der Zufall eine große Rolle gespielt.«

München, 9. November 1923: Hitlerputsch. Untergehakt, in langen Reihen, bewegen sich die Nazis um die Mittagszeit auf den Odeonsplatz zu. Da hallen Schüsse durch die Straßen. Der Marschierer neben Hitler, keine Armlänge von ihm entfernt, fällt tot zu Boden. Hitler bleibt unverletzt.

Am Abend des 8. November 1939 hält der Mann, der Europa in den Krieg gestürzt hat, wie jedes Jahr eine Rede zum Gedenken an jenen Tag. Diesmal soll er sterben. Der Kunstschreiner und große deutsche Held Georg Elser hat sich Dutzende Male abends im Bürgerbräukeller einschließen lassen, hat eine Säule ausgehöhlt und darin eine Bombe deponiert. Elser weiß, dass Hitler jedes Jahr von halb neun bis zehn spricht, also stellt er den Zeitzünder auf 21.20 Uhr. An diesem Tag allerdings liegt dichter Nebel über der Stadt. Hitler fliegt nicht wie üblich nach Berlin zurück, er nimmt einen Zug, der schon um 21.31 Uhr abfährt. Als die Bombe hochgeht, die ihn aller Wahrscheinlichkeit nach getötet hätte, ist er gerade auf dem Weg zum Hauptbahnhof. Joseph Goebbels schreibt in sein Tagebuch: »Er steht doch unter dem Schutz des Allmächtigen. Er wird

erst sterben, wenn seine Mission erfüllt ist.« So wie später nach dem 20. Juli 1944 sehen die Nazis die »Vorsehung« am Werk. Nein, kein Zufall. Bloß das nicht. Es musste so kommen.

Mir kam diese Reaktion immer wie eklige Propaganda vor. War sie natürlich auch. Aber sie offenbart auch den zutiefst menschlichen Drang zur nachträglichen Sinnstiftung. Der Zufall fordert ein Denken im Konjunktiv, eine Was-wäre-wenn-Umleitung. Menschen denken aber gern bequem. Sie blicken zurück, sehen ein paar Punkte entlang des Weges, den ihre – oder die – Geschichte genommen hat, und konstruieren sich eine einigermaßen kohärente Erzählung zusammen.

Ich glaube, letztlich macht es jeder so, der über sein Leben nachdenkt. Vielleicht liegt der Grund dafür in der Unfähigkeit des Menschen, sich vorzustellen, nicht zu sein. Die größte Story, die ich mir erzählen kann, handelt davon, dass alles auf mich zulaufen musste. Auf genau den Menschen, der ich bin. Leider entspricht diese Story nicht der Wahrheit. Ich will nicht begreifen, dass es eine Welt geben könnte, in der ich nicht bin? Natürlich ist diese Welt sehr leicht denkbar.

Man muss sich nur durch das Dunkel seiner Familiengeschichte nach hinten tasten. Hätte Georg Elser Hitler aus dem Weg geräumt, hätten die Deutschen vielleicht nicht Frankreich angegriffen, dann wäre nicht am 9. Juni 1940 der erste Ehemann meiner Oma in der Champagne gefallen, dann hätte nicht meine Oma meinen Opa geheiratet. Die Dominokette, an deren Ende ich selbst stehe, wäre unterbrochen worden. So viele winzige Wendepunkte, so viele Sekunden des Schicksals. Über die Generationen hinweg akkumulieren sich die Zufallseffekte, dass einem ganz schwindlig werden kann davon. Sie tun das natürlich in jeder Familie.

Und dann: der Moment der Zeugung. Eine Eizelle. 400 Millionen Spermien. Ich dachte immer, alle diese Spermien seien identisch, aber das stimmt nicht. Die genetische Information unterscheidet sich von Spermium zu Spermium, und zwar massiv. 400 Millionen Möglichkeiten. Hätte in jener Hundertstelsekunde irgendein anderes sein Ziel erreicht, ich wäre ein anderer als der, der ich bin.

Der Zufall ist nichts, was nur von außen auf mich hereinstürzt wie ein Unfall oder ein Regenschirm in einem leeren Abteil. Er steht am Grund meiner Existenz.

## IV. Glück in der Lotterie

Kalt und klar ist die Nacht, und sehr still. Ein Mann läuft durch einen Wald, nur eine kleine Taschenlampe weist den Weg, schwarze Bäume am Wegesrand. Der Mann bleibt stehen, zeigt stumm nach vorn. Umrisse eines Gebäudes, rund wie die Nacht. Rumpeln durchbricht die Stille, das Dach des Gebäudes fährt auf, ein heller Lichtspalt dringt heraus, und ich erkenne ein gigantisches Fernrohr. Es schaut in den Himmel. Da bleibe ich stehen und richte meinen Blick nach oben.

Die Thüringer wussten schon, was sie taten, als sie ihre Landessternwarte, eine der größten in Deutschland, hier oben in die einsamen Hügel über der Saale bauten. Die Nacht funkelt ungestört vor sich hin.

Bevor Eike Guenther und ich aufbrachen, habe ich den Nachmittag bei ihm und seinen Astronomenkollegen verbracht. Es sind fast nur Männer, die in Zweckbauten abseits der Kuppel zusammensitzen, sie tragen gestreifte Pullover und Sandalen, sie strecken Köpfe in Nachbarbüros und sagen Sätze wie diesen: »Kümmerst du dich morgen um meinen jungen massiven Stern?« Vielleicht ist es die Ruhe, die über diesem Zauberberg liegt, oder der ungeheure Raum, der hier täglich in Gedanken durchmessen wird. Jedenfalls drehen sich Gespräche schnell ums Wesentliche.

Eike Guenther ist Teil einer Suchaktion. Hier und an anderen Sternwarten in aller Welt bewegen sich Wissenschaftler an der Grenze des Messbaren, sie forschen nach Planeten, die der Erde ähnlich sind. So ähnlich, dass es dort Leben geben könnte. Hartmut Rosa, der Soziologe unten in seinem Tal in Jena, würde sagen: Sie rufen ins All hinein und warten auf Antwort.

»Warum gibt es Leben?«

»Ist Leben im All selten? Ist es häufig?«

»Ist es vielleicht ein zufälliges Ereignis?«

Das waren die Antworten, die ich bekam, als ich Eike Guenther und seinen Institutschef fragte, was die großen Rätsel sind. Einige Tausend Kandidaten haben sie schon, größere und kleinere Planeten, lauter potenzielle Zwillinge der Erde, von denen jeder um einen Stern kreist, der unserer Sonne ähnelt, irgendwo da draußen.

Eike Guenther öffnet die Tür der Sternwarte. Er betritt einen Raum unterhalb der Kuppel, mit schrabbelligen Holztischen aus DDR-Zeiten und einem Kaffee-

automaten für einsame Kämpfe gegen den Schlaf. Und, na klar, Computerschirmen. Ein älterer Kollege hat diese Nacht Dienst und sitzt schon da. Noch einmal rumpelt es, über uns dreht sich das Teleskop einem winzigen Ausschnitt des Himmels entgegen, und dann erscheint auf dem Schirm vor uns ein Kamerabild. Punkte. Überall kleine Punkte. Keinen davon würde ich mit bloßem Auge erkennen, nicht von hier oben im Wald und schon gar nicht aus einer Stadt. Aber die Punkte sind doch da. Manche Menschen schauen in den Himmel, und zurück schaut ein Löwe oder ein Wagen. Mich blickt etwas an, das mich an die Struktur im Kopf des Tumorkranken Frank Becker erinnert. Zellen in einem Hirn. Sind miteinander verbunden. Bringen die seltsamsten Dinge hervor.

Die Forscher haben angefangen, die Kandidaten zu untersuchen, so sorgfältig, wie das nur geht über Hunderte Lichtjahre hinweg. Bis jetzt jedes Mal Enttäuschung. Mal stimmte die Masse nicht. Oder die Temperatur. Atmosphäre, stabile Bahn, Wasservorkommen – wie im Spiegel, sagt Guenther, erkennen die Astronomen, dass in der Elementarzeit der Erde unermesslich vieles zusammenkam, bevor der Prozess starten konnte, an dessen Ende das Leben stand.

Je lauter der Mensch ins All ruft, desto tiefer die Stille, die ihm antwortet. Desto wundersamer wird es, dass es ihn gibt.

Leben. Ein Astronom sagte mal: Die Chance, dass es entsteht, ähnelt der Chance darauf, dass ein Taifun über einen Schrottplatz rast, und aus den aufgewirbelten Teilen setzt sich ein Jumbojet zusammen. Vielleicht ist das ein zweites Mal geschehen, irgendwo in der Tiefe hinter den Punkten auf dem Schirm. Neulich auf einer Tagung haben die Planetensucher abgestimmt, da waren vier Fünftel der Meinung, es werde schon noch was auftauchen. Aber wohl nur Einzeller. Dass aus solchen Billigprodukten des Lebens automatisch Menschenartiges hervorwächst, daran glaubt so gut wie kein Forscher, der sich mit diesen Fragen befasst.

Früher in der Schule gab es in unseren Biologiebüchern diese Darstellung zur Evolution: Zuerst ist da ein Affe, dann richtet er sich ein wenig auf, der Kopf wird weniger kantig, das Wesen verliert sein dichtes Haar, geht noch aufrechter, und am Ende der Reihe steht da – ein Mensch wie du und ich. Die Darstellung legt nahe, dass man den Homo sapiens mit einem iPhone vergleichen kann. Auf das iPhone 4 folgte das iPhone 5, mit verbesserten Funktionen, dann das noch bessere iPhone 6 und schließlich das iPhone 7.

Ein Besuch bei dem Biologen Johannes Vogel, dem Direktor des Berliner Naturkundemuseums, hat mich davon überzeugt, dass es nicht so einfach ist. Vogel, ausgerechnet, aber natürlich nur aus Zufall verheiratet mit einer Ururenkelin von Charles Darwin, redete viel über die verschlungenen Wege der Evolution, die nichts anderes sein können als zufällig. Dann führte er mich in einen seiner riesigen Säle, schaltete das Licht ein, und ich stand vor einem Tyrannosaurus Rex und fühlte mich klein. Vogel zeigte auf das gigantische Skelett. »Wäre nicht ein Himmelskörper auf der Erde eingeschlagen und hätte den hier ausgerottet, dann würde er wohl heute regieren. Und nicht wir Säugetiere.«

Kein Sieger glaubt an den Zufall, schreibt Nietzsche.

Muss das immer stimmen? Ich stelle mir unsere Erde und das Leben darauf und uns selbst, dieses Augenzwinkern in der Ewigkeit, nach meiner Recherche als einen gigantisch unwahrscheinlichen Gewinn im Glücksspiel vor. Überall im Universum fallen die Würfel, Milliarden Jahre lang und an Milliarden Orten und immer wieder. Mindestens einmal hat es geklappt. Ich habe gelesen, dass Menschen, die ihre sozialen Erfolge – Karriere, Geld, Chefposition, solche Dinge – eher auf den Zufall als auf eigene Leistung zurückführen, mehr Glück empfinden und mehr für gute Zwecke spenden. Auch das hat mich ermutigt, die allumfassende Rolle des Zufalls am Ende für etwas Segensreiches zu halten.

Und dies: Sogar Frank Becker, dem Mann mit dem Hirntumor, hat die Lotterie des Lebens nicht nur Schlimmes gebracht.

Der beste Computer auf der Welt hätte nicht vorhersagen können, was im brandenburgischen Pritzwalk an Silvester vor sechs Jahren geschah. Heike Fuchs und eine Freundin wollten eigentlich zu Hause bleiben, dann gingen sie doch in die Alte Mälzerei. Silvestertanz. Frank Becker hatte mit Freunden einen Tisch gemietet. Heute sagt er, es war Liebe auf den ersten Blick. Damals sagte er sich: An Silvester ist man doch mutig. »Willste mit mir tanzen?« Sie tanzten den ganzen Abend lang, und das neue Jahr war schon ein paar Stunden alt, als er sie fragte, ob er sie nach Hause bringen dürfe. Sie schreckte zurück und ging allein.

Aber sie bekam ihn nicht aus dem Kopf. Zufälligerweise arbeitete ihre Nichte in seinem Betrieb. Die Nichte legte ihm ihre Telefonnummer auf den Schreibtisch. Am 8. April 2011 trafen sie sich wieder. Waren beide länger allein gewesen. Sind es seit jenem Abend nicht mehr.

Er: »Ich möchte kein Pflegefall sein.«

Sie: »Schatz, du bist es ja schon.«

Sie stützt ihn, wenn er ein paar Schritte machen möchte, und er streichelt ihr den Rücken, wenn sie nachts im Bett weint, aus Angst davor, was kommen wird. Anfang Dezember fuhr sie jeden Tag ins Krankenhaus. Nach der Operation, bei der ich in Frank Beckers Hirn geschaut hatte, teilten ihr die Schwestern nach dem Aufwachen mit: Keine neurologischen Schäden, alles gut im Moment, gehen Sie ruhig zu ihm, da erwartet Sie was Schönes. Sie betrat sein Zimmer. Er lag da, erkannte sie und sagte: Schatz, jetzt wird geheiratet.

\*\*\*

#### HINTER DER GESCHICHTE

Ausgangsfrage: Welche Rolle spielt der Zufall in der Welt? Gesprächspartner: An ihrer Auswahl war auch der Zufall beteiligt. Mal hatte der Autor früher irgendwas gelesen, das ihm nun wieder einfiel, mal hatte ein Kollege eine spontane Idee, mal half die Suchmaschine im Netz. Literatur: Daniel Kahneman beschreibt in »Schnelles Denken, langsames Denken«, wie Menschen von ihrer Intuition in die Irre geführt werden. Außerdem: Alexander Horn, »Die Logik der Tat«, über seine Arbeit als Fallanalytiker; Volker Ullrich, »Adolf Hitler. Die Jahre des Aufstiegs«.

DIE ZEIT

Nr. 1 vom 29. Dezember 2016



SILVESTER 2017 - NEUJAHR 2018

# DER TAGESSPIEGEL



## Einen guten Rutsch ins neue Jahr!

Donnerstag, 3. Dezember 2017

- Wort für Wort: Das Politik ABC - Seiten 4-6
- Vorwortschau: Das Jahr 2017 - Seite 9
- 2016: Was in Berlin umfloß - Seiten 12-13
- Spiel, Spaß, Sieg: Das Spitzjahr - Seite 15
- Reif oder reifer: Die Wirtschaft - Seite 24
- Einschalten: Das läuft im TV - Seite 35

HERB, WINTERS, 3. DEZEMBER 2017, 1. FOLIOHEFT, NR. 31 99

© ANWALT DR. GISEL, BEWERTUNG DR. MEYLAND-LIC



# Theodor-Wolff-Preis

Hannes Soltau, Jahrgang 1987, ist derzeit Volontär bei *Der Tagesspiegel*. Zuvor schrieb er als freier Autor für *Die Zeit*, *Hessisch/Niedersächsische Allgemeine* und *Jungle World*. Nach einem Jahr im Europäischen Freiwilligendienst in Göteborg/Schweden studierte er Politikwissenschaft, Friedens- und Konfliktforschung und Philosophie in Marburg sowie den Masterstudiengang »Kulturen der Aufklärung« in Halle/Saale.

HANNES SOLTAU ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Meinung« für seinen Beitrag »Proletarier aller Länder, befreit euch!«, erschienen am 31. Dezember 2017 in *Der Tagesspiegel*.

# Proletarier aller Länder, befreit euch!

Von Hannes Soltau

**Zwischen Lutherjahr und Marxjahr, zwischen protestantischer Arbeitsethik und Arbeiterrevolution fragt sich unser Autor: Warum beten wir die Arbeit eigentlich immer noch an, obwohl wir nicht müssten? Ein Essay.**

Wer in seine berufliche Zukunft schauen möchte, kann dies auf der Homepage des Instituts für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung (IAB) machen. Das Orakel nennt sich »Job-Futuromat«. In einer Maske lässt sich die eigene Profession auswählen und schon spuckt ein Algorithmus das Schicksal in Form einer Prozentzahl aus. Je höher diese ist, desto wahrscheinlicher werden Roboter in Kürze das Berufsbild dominieren. Demnach sind Landwirte bereits zu 50 Prozent ersetzbar, Industriekaufmänner zu 56 Prozent, Bäcker zu 70 Prozent und Elektrotechniker gar zu 78 Prozent. Insgesamt kann laut IAB schon heute ein knappes Drittel aller Berufe entweder zur Hälfte oder komplett von Maschinen übernommen werden.

Diese Tendenz zur Umwälzung der Arbeitswelt durch künstliche Intelligenz wird sich kaum umkehren. Es ist ein Dilemma, das an den Stoff griechischer Tragödien erinnert: Weil der Mensch immer innovativer wird, hat er sich selbst als Erwerbstätiger überflüssig gemacht. Die Erkenntnis bereitet vielen Angst. Doch das müsste sie nicht, denn diese Entwicklung könnte nicht weniger als das sein: einer der größten Fortschritte der Menschheitsgeschichte.

Die gesellschaftliche Debatte entfacht sich ausgerechnet am Übergang vom Martin Luther-Jahr ins Karl-Marx-Jahr erneut. Sowohl vom Reformator als auch vom Revolutionstheoretiker könnten die bald Überflüssigen viel über ihre Vorstellung von Arbeit lernen. Vor wenigen Wochen mahnte übrigens ein weiterer Marx, Kardinal Reinhard Marx, dass es zur »Grundkonstitution des Menschseins« gehöre, dass der Arbeitende für sich und seine Familie etwas von Wert schaffe. Reguläre Arbeitsverhältnisse seien darum ein wesentlicher Bestandteil einer funktionierenden Gesellschaftsordnung, andernfalls drohe »das Ende der Demokratie«. Der Kardinal warnte ausdrücklich vor der politischen Gefahr, die daraus resultiere, wenn Menschen sich nicht mehr gebraucht fühlen.

Auch die deutsche Politik scheint unbeirrt an ihrer Formel »Arbeitsplätze gleich Wählerstimmen« festzuhalten. Vom extrem rechten Flügel bis zur linksradikalen Splitterpartei stimmen alle in den einvernehmlichen Lobgesang ein, wie Wahlslogans der vergangenen Jahre veranschaulichen: »Sozial ist was Arbeit schafft«

(CSU), »Für eine starke Wirtschaft und sichere Arbeit« (CDU), »Mehr Netto. Mehr Bildung. Mehr Arbeit« (FDP), »Arbeit. Familie. Vaterland« (NPD), »Arbeit sichern, neue schaffen« (Die Linke), »Brüder durch Sonne zu Arbeit« (Grüne), »Frieden, Arbeit, Solidarität« (DKP).

Unzweifelhaft ist, dass die Arbeit die materielle Basis jeder menschlichen Kultur und Zivilisation war. Doch was heute als Selbstverwirklichung verklärt wird, dürfte einst kaum individuelle Bedürfnisse befriedigt haben. Arbeit war den Menschen als mühselige und entbehrungsreiche Antwort auf die brutale Lebensnot auferlegt.

In vielen Sprachen zeugt die Begriffsgeschichte vom schlechten Ruf, der der Arbeit einst anhaftete. So gehen Forscher davon aus, dass das deutsche Wort »Arbeit« einen indogermanischen Ursprung hat: »Arbejo« hieß ursprünglich »verwaist sein, ein zu schwerer körperlicher Tätigkeit verdingtes Kind sein«. Das englische Wort »labour« ist lateinischen Ursprungs und verweist auf Mühe, Not und Leid. Das französische »travail« und das spanische »trabajo« gehen gar auf das frühmittelalterliche Folterinstrument Trepalium zurück. Es bestand aus drei Pfählen, auf die der Delinquent gebunden wurde, um dann wehrlos Höllenqualen über sich ergehen lassen zu müssen.

Wie also können Parteien heute Wahlen gewinnen in dem sie weiterhin Mühsal und Plackerei für das Volk versprechen? Das ist das Verdienst eines Mannes, der bereits 500 Jahre vor der Imagekampagne Sachsen-Anhalts das »Land der Frühaufsteher« herbeipredigte: Martin Luther. Der Theologe bewirkte nicht nur eine revolutionäre Neuordnung der religiösen und politischen Verhältnisse in Europa, sondern auch eine Neubewertung der Arbeit. Mit ihm und nachfolgenden Reformatoren wie Johannes Calvin setzte sich ein Verständnis durch, das Arbeit als gottgewollt auffasste, nicht als lästige Mühsal. Luther legte dazu das theologische Fundament: Um Gott zu dienen, sei es fortan irdische Pflicht mit Fleiß zu schuften. Die Arbeit wurde zum Gottesdienst aufgewertet, die Werktage kurzerhand heiliggesprochen. Der Zorn des Herrn erwartet nach Luther hingegen den Faulenzer, denn »Gott will keine faulen Müßiggänger haben«, schließlich sei »der Mensch zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen«.

Wie hartnäckig das reformatorische Arbeitsethos in der Moderne fortlebt, erkannte bereits der Soziologe Max Weber Anfang des 20. Jahrhunderts, als er feststellte, »dass unser heutiger Begriff des Berufs religiös fundiert« sei. Und eine US-Studie ergab, dass in protestantischen Ländern noch immer mehr Men-

schen in Lohn und Brot stehen als in katholischen, islamischen oder hinduistischen. Die religiös begründete Ideologie lebt heute fort in der Anbetung der Sinnstiftung durch Arbeit, dem Mantra eines entsagungsvollen Lebens und der Verfolgung von jenen, die sich nicht unter das Joch der Lohnarbeit beugen wollen. Aus dem biblischen Vers »Im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot essen« wurde bei Ex-SPD-Arbeitsminister Franz Müntefering: »Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.« Das religiöse Zwangskorsett ist weggebrochen, doch der einstige Gottesdienst lebt vom religiösen Gewand befreit als Götzendienst fort. Und so wurde um das goldene Kalb der Arbeit über alle

Systemunterschiede der vergangenen Jahrhunderte hinweg getanz: im Faschismus ebenso wie im Kommunismus, im Feudalismus wie im Kapitalismus. Dabei war schon dem alten Luther ein grundlegendes Problem aufgefallen: »Es passt sich aber nicht, dass einer auf des andern Arbeit hin müßig geht, reich ist und wohllebt, während es dem Arbeitenden übel geht, wie es jetzt die verkehrte Gewohnheit ist.« Auch wenn für Karl Marx »die Kritik der Religion die Voraussetzung aller Kritik« war, hätte er diesen Satz des Reformators wohl unterschreiben können. Zwar betrachtete auch er die Arbeit als »eine von allen Gesellschaftsformen unabhängige Existenzbedingung des Menschen«, doch er legte den Fokus seiner Analyse auf die konkrete Organisation der modernen Industriegesellschaft. Marx diagnostizierte, dass die Arbeitenden durch ihre Tätigkeit einen wachsenden Reichtum produzieren, der sich aber in Form von Privateigentum in den Händen Anderer anhäuft. Das Arbeitsprodukt selbst ist dem Arbeitenden entfremdet. Die eigene Tätigkeit ist nicht mehr unmittelbar auf die eigenen Bedürfnisse ausgelegt, sondern steht im Interesse der Firmeneigner. Lohnarbeit stellt keine freie und bewusste Tätigkeit des Einzelnen mehr da, sie ist vielmehr ein gesellschaftlicher Zwang.

Zugespißt kann man festhalten: Die Menschen leben heute, um zu arbeiten, und ihnen wird vermittelt, dass sie arbeiten müssen, um zu leben. Doch was einst vom Schicksal verhängte Notwendigkeit war, ist für die reichen Gesellschaften in den Industrieländern ein irrationaler Selbstzweck geworden: Sie müssten längst nicht mehr so viel arbeiten, wie sie es tun. Doch die Anstrengungen sind durch einen gesellschaftlichen Apparat legitimiert, dessen Ziel und Sinnhaftigkeit weitestgehend schleierhaft bleiben. Wachstum ist das Schlagwort. Wann aber ist die Menschheit ausgewachsen? Um es zu verdeutlichen: Zu Beginn des vorherigen Jahrhunderts arbeiteten 38 Prozent in der Landwirtschaft, dabei ernährte

jeder Landwirt vier Personen. Heute arbeiten in diesem Sektor nur noch zwei Prozent, doch jeder einzelne Tätige ernährt 145 Personen.

Auch auf der Konsumentenseite ist eine enorme Verschiebung erkennbar: Vor 100 Jahren betrug der Anteil der Ausgaben für Nahrungs- und Genussmittel am gesamten Konsum in Deutschland noch etwa 50 Prozent; heute beträgt dieser Anteil nur noch knapp über zehn Prozent. Diese Zahlen lassen den ungeheuerlichen Wohlstand in unserer Gesellschaft erahnen. Umso befremdlicher wirkt der Blick auf die Wochenarbeitszeit in Deutschland: 1918 wurde der Acht-Stunden-Tag eingeführt. Auf sechs Tage verteilt, arbeitete man 48 Stunden, 2017 arbeitet der durchschnittliche Vollbeschäftigte an fünf Tagen immer noch 41 Stunden. Die ketzerische Frage: Wofür arbeiten wir noch, wenn offensichtlich ein Bruchteil der erbrachten Arbeitszeit reichen würde, um ein Leben in Würde zu ermöglichen?

Zweifellos sind noch immer zu viele Menschen prekär beschäftigt. In Deutschland hat sich die Erwerbsarmut, also die Anzahl, derjenigen, die trotz Arbeit arm sind, seit 2004 verdoppelt. Das verweist auch auf die miserable Verteilung des Wohlstands. Wir leben in einer Welt, die schon lange nicht mehr zu arm ist, um die menschlichen Bedürfnisse zu befriedigen. Armut und Elend könnten längst im globalen Ausmaß abgeschafft sein, dennoch hungern 800 Millionen Menschen.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts ist die Disziplin der Vollzeitbeschäftigung noch immer der zentrale Bezugspunkt des menschlichen Lebens in den westlichen Industrienationen. Ausbildung, Wohnort und Lebensplanung richten sich nach ihr aus. Die Einrichtung der Gesellschaft nach Maßstäben der Erwerbsarbeit scheint gegenüber jeder Form von Kritik immun. Immerhin legitimiert sie sich durch den höchsten Lebensstandard der Menschheitsgeschichte.

Die Logik von Produktion, Konsum und Wachstum rechtfertigt die fortwährende Beherrschung des Menschen durch verdinglichte Abläufe: das unerbittliche Tempo des Fließbands, die hastige Routine des Büros, das ewige Ritual von Kauf und Verkauf. Viele Arbeitnehmer opfern dafür ihre Lebenszeit, ihr Bewusstsein und ihre Träume. Und die Gesellschaft verrät das bürgerliche Glücksversprechen von Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden.

Zu keinem Zeitpunkt in der Menschheitsgeschichte war das Potenzial an Freiheit im Sinne einer Befreiung der Individuen aus gesellschaftlichen Zwängen größer als heute. Die notwendige, menschliche Arbeitszeit reduziert sich weiter

stetig. Doch noch immer scheint nichts abwegiger als die Idee, das Leben könne mehr Genuss, mehr Hingabe, mehr zwecklose ästhetische Erfahrung oder intellektuelle Selbstreflexion ermöglichen.

Stattdessen ist die Gesellschaft weiter im rasenden Fortschritt begriffen. Es ist ein quantitativer Fortschritt, der neben Wachstumszahlen auch eine immer höhere Anzahl psychisch Kranker produziert. Qualitative Veränderung hingegen kündigt sich in dem an, was heute als Ausgleich zur fordernden Arbeitswelt gepriesen wird: Entschleunigung und Achtsamkeit. Sie verweisen auf unterdrückte menschliche Bedürfnisse nach Frieden, Ruhe, Stille und Schönheit. Und das nicht nur als Ausgleich zum Lebensinhalt Arbeit, sondern als Lebensinhalt selbst, als ein Dasein ohne Existenzangst. Niemand hat diese Vorstellung pointierter formuliert als der Philosoph Theodor W. Adorno: »Auf dem Wasser liegen und friedlich in den Himmel schauen, sein, sonst nichts, ohne alle weitere Bestimmung und Erfüllung, könnte an Stelle von Prozess, Tun, Erfüllen treten.«

58 Prozent der Deutschen sind laut einer aktuellen Umfrage für die Einführung des bedingungslosen Grundeinkommens, 38 Prozent der Befragten würden daraus resultierend ihren Arbeitgeber oder Beruf wechseln, ihre Arbeitszeit verkürzen oder gar ganz aufhören. Die Arbeit als zentrale Kategorie des menschlichen Lebens scheint geschichtlich so überkommen wie die spätmittelalterliche Frömmigkeit vor Luther. Die materiellen und intellektuellen Errungenschaften der Menschheit haben die reale Möglichkeit ihrer Aufhebung geschaffen. Was uns dabei im Weg steht, ist der tief in der Gesellschaft verankerte Glaube an die Sinnstiftung von Lohnarbeit und die immer wieder propagierte Alternativlosigkeit zum Bestehenden. Dabei wusste doch schon das Geburtstagskind Marx: »Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das durch Not und äußere Zweckmäßigkeit bestimmt ist, aufhört.« Oder um es in Abwandlung eines berühmten Zitats des Theoretikers zu fassen: Wir haben nichts zu verlieren als unsere Jobs.

Beatles: 50 Jahre Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club

# taz.am woche

Wie Christen Europa retten und Martin Schulz gleich mit – vier Seiten kirchen.taz

AUSGABE BERLIN | NR. 11335 | 21. WOCHE | 39. JAHRGANG

SONNABEND

€ 3,50 AUSLAND | € 3,20 DEUTSCHLAND



Ich möchte  
Woche bl

Bitte töte

Ma

Hannes Koch  
aufgenommen.

## TRUMP In acht Tagen um die Welt

US-Präsident Donald Trump hat es fast geschafft: Nach dem G7-Treffen in Sizilien darf er wieder nach Hause. Über seine erste Auslandsreise und die Folgen **SEITE 2, 6**

## Die Tür

Man wickelt die Demokratie und den Rechtsstaat ab. Soll die Tür zu die Türkei deshalb dem Bündnis werfen? Oder nicht so einfach **SEITE 8**

## REISEN

### Stinkt zum Himmel

Wenn es im Flugzeug schlecht riecht, können das Sitznachbarn sein – oder gefährliche Dämpfe aus der Turbine **SEITE 22**

## DER STÄRKSTE SATZ

„Auch Macron ist neoliberal, aber auf eine andere Weise“



# Theodor-Wolff-Preis

Hannes Koch, Jahrgang 1961, wollte Journalist bei der Tageszeitung *taz* sein – was 1990 auch klappte. Er konzentrierte sich auf Themenfelder, bei denen man Millionen und Milliarden auseinanderhalten muss – Wirtschaft, Umwelt, Finanzen und Soziales. 2007 machte er sich mit Kollegen und Kolleginnen selbstständig und schreibt seitdem im eigenen Büro »Die Korrespondenten« für *taz*, Funke Mediengruppe, *Freitag*, *Badische Zeitung*, *Mannheimer Morgen*, *Tages-Anzeiger Zürich* und weitere Medien. 2012 veröffentlichte er mit Kollegen das Buch »Stromwechsel – wie Bürger und Konzerne um die Energiewende kämpfen«. 2007 erschien sein Buch »Soziale Kapitalisten«, das sich mit der gesellschaftlichen Verantwortung von Unternehmen beschäftigt.

HANNES KOCH ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Thema des Jahres – Heimat und die Fremden« für seinen Beitrag »Karim, ich muss dich abschieben«, erschienen am 27. Mai 2017 in der *taz*.

# Karim, ich muss dich abschieben

Von Hannes Koch

**Vor einem Jahr hat unser Autor einen Flüchtling bei sich aufgenommen. Karim. Je länger der Syrer bei ihm wohnt, desto genervter ist der Gastgeber. Jetzt fragt er sich: Bin ich ein selbstgerechter Erste-Welt-Sack?**

»Ich möchte mit Ihnen nur eine Woche bleiben.«

»Bittä tötet mich nicht hier.«

»Ich schwöre ich sterbe.«

»You killed me.«

Diese WhatsApp-Nachrichten hat mir Karim\* geschickt. Er ist 21 Jahre alt, Flüchtling aus der Stadt al-Bab in Nordsyrien. Seit fast einem Jahr lebt er bei uns zu Hause.

Karim und ich sind ineinander verhasst, es geht nicht vor und nicht zurück. Ich will, dass er geht.

Gerade habe ich ihn zu der Wohnung gefahren, in der ich für ihn ein WG-Zimmer gemietet habe. Jetzt sitze ich vor der Tür im Auto. Karim und ich kämpfen miteinander per Kurznachricht. Gehe ich wieder hoch, nehme ich ihn wieder mit? Ich fürchte, dass er sich etwas antut. Oder macht er nur Druck? Diese Geschichte muss ein Ende haben.

Vor ziemlich genau einem Jahr ruft mich meine 19-jährige Tochter im Büro an. Sie habe im Club einen Flüchtling kennengelernt, der ein Bett brauche. Ja, sage ich, geht. Für ein paar Tage. Ob ich diese Einschränkung hinzugefügt oder nur gedacht habe, weiß ich nicht mehr. Als ich zu Hause eintreffe, hat meine Tochter in einer Ecke ihres Zimmers eine Matratze hingelegt und bezogen. Kiste daneben, Leselampe drauf. Ihren Bruder hat sie nicht gefragt. Mein 16-jähriger Sohn ist eben aus der Schule gekommen und unterhält sich mit Karim.

Karim ist schüchtern. Wir sind schüchtern. Er setzt sich im Wohnzimmer auf die Kante des Sofas, wischt auf seinem Smartphone rum. Ich bitte ihn in die Küche, wir sitzen am Tisch. Er erzählt von al-Bab, damals Gebiet der IS-Kämpfer. Zum Fastenbrechen 2015 verließ er sein Elternhaus, um Lebensmittel einzukaufen. Als er zurückkam, fand er nur noch Trümmer. Eine Rakete hatte eingeschlagen. Mutter, Vater und sein kleiner Bruder – tot. Nach der Beerdigung haute Karim ab, durch die Türkei, Schlauchboot nach Lesbos, Balkanroute, Deutschland, eine Kleinstadt bei Berlin. Er zeigt Fotos von seinen Verstorbenen. Was gibt es da zu sagen? Wir gehen in einen Biergarten, um etwas zu essen. Unterwegs

hebt er ein Papier vom Bürgersteig auf und wirft es in einen Mülleimer. Patenter Typ, denke ich.

Ich finde richtig, was ich tue. Ich fühle mich gut. Ein halbes Jahr dauert der große Run da schon an. Eine Million Flüchtlinge. Zu helfen erscheint naheliegend und nötig.

»Wie lange kann ich bei euch bleiben?«, fragt Karim nach ein paar Tagen. »Bis wir eine Wohnung für dich gefunden haben«, antworte ich. Abends bin ich bei Freunden eingeladen. Viele haben jetzt »einen Syrer«. »Unser Flüchtling hat gestern ...« – so beginnen die Erzählungen. Wir sind der Merkel-Fan-Club, obwohl wir nicht die CDU wählen.

Im Land Brandenburg, angeblich Dunkeldeutschland, wurde Karim bürokratisch bestens versorgt. Er hat eine dreijährige Aufenthaltserlaubnis, einen Personalausweis, einen Reisepass für den Schengenraum, eine Krankenversicherungskarte, Hartz IV. Und er darf arbeiten. Weil das Flüchtlingswohnheim, in dem er anfangs lebte, umgebaut wird, braucht er eine neue Bleibe. Wir melden ihn bei uns in Berlin an.

Sein Sprachunterricht beginnt jeden Tag um 13.30 Uhr. Bevor ich morgens ins Büro fahre, wecke ich Karim. Er steht kurz auf, legt sich dann wieder hin. Komme ich nachmittags nach Hause, liegt er ebenfalls im Bett. Er schläft und schläft. Zwischendurch schaut er stundenlang in sein Smartphone, um Kontakt zu seiner verlorenen Welt zu halten, zu seinen Onkels, Tanten, Cousins, Cousinen und Freunden, die ebenfalls auf der Flucht sind.

Er ist ein Sanfter, der den Harten gibt. Er trägt Armeehosen, fingerlose schwarze Handschuhe, an der Halskette einen stilisierten Säbel aus Blech, das Schwert Mohammeds. Ins Fitnessstudio geht er regelmäßig. Gerne postet er auf Facebook Fotos von seinem Sixpack, worauf er Hunderte Likes erhält. Freitag- und Samstagnacht feiert er durch. Er findet nette Kumpels, die mit beiden Beinen im Leben stehen und ihm helfen.

Mir bringt Karim ein bisschen Arabisch bei. Er erzählt von seinem Leben in Syrien, von den großen Familien. Man sei immer unter Verwandten und Freunden, ständig komme jemand zu Besuch. Er wundert sich über unser Alleine-Leben. Ich wohne in Berlin-Kreuzberg, meine Exfrau in Schöneberg. Unsere beiden Kinder sind eine Woche bei mir, eine bei ihr. Unseren Flüchtling tauschen wir im entgegengesetzten Rhythmus, weil weder sie noch ich ein extra Zimmer haben. Gemeinsam sind wir seine Ersatzfamilie.

Die Arabisch sprechende Psychologin, die wir um Hilfe bitten, attestiert Karim eine Traumatisierung und Depression. Er schläft schlecht, klagt über Alpträume, die Bilder aus dem Krieg verfolgen ihn. Manchmal, wenn man ihn morgens weckt, schreckt er auf und sitzt kerzengerade im Bett. Sie sagt, wir müssten ihm Zeit geben, bis er zur Ruhe kommt. Ein langwieriger Prozess: Per Smartphone erfährt er, wenn wieder ein Cousin oder eine Tante in Syrien getötet wurde. Dann weint er. Ich lege meinen Arm um ihn und frage mich, ob es nicht besser wäre, den Kontakt zu seinem früheren Leben so lange abzubrechen, bis er neuen Boden unter den Füßen hat.

Ich lerne ihn kennen, seine Marotten ebenfalls. Die Zuckerdose steht immer in seinem Zimmer. Die Klobrille ist nass, weil er statt Papier Wasser benutzt. In der Dusche verstopfen seine schwarzen Haare das Abflusssieb. Nasse Handtücher wirft er in den Wäschekorb, wo sie vor sich hin modern. Gerne lässt er die Waschmaschine für vier Socken und drei Unterhosen laufen. In den elf Monaten bei uns macht Karim zweimal die Wohnung sauber. Ich sage ihm, was mich stört. Es ändert sich wenig.

Religion interessiert ihn kaum. Nur selten breitet er, um niederzuknien, sein Tuch auf dem Boden aus. Seltsamerweise betet er nicht Richtung Mekka, sondern gen Süden. Ich mache Witze darüber. »Du bist ein Freizeitrassist«, empört sich meine Tochter. »Und du hast gut reden«, sage ich. »Du hast den Typen angeschleppt, aber Mama und Papa erledigen die Arbeit.«

Eines Tages riecht es ganz elegant in unserer Küche. Ich gehe zum Badezimmer und stelle fest: Karim hat mein Superteuerparfüm schon halb geleert. Er macht mir vor, wie die Mädchen vor Verückung an seinem Hals hängen. Ich rege mich entsetzlich auf. Zahnbürste, Deo, Parfüm – privat! Muss man das wirklich erklären? Zwei Tage später benutzt er wieder mein Parfüm. Ich drohe, ihn rauszuschmeißen.

Als ich ein Wochenende verreisen will und Karim allein zu Hause bleibt, ordne ich an: Keine Party! Nach meiner Rückkehr finde ich Plastiktüten mit leeren Flaschen im Abstellraum. Karim erklärt: draußen gesammelt wegen Pfand. Wir fahren sie zum Supermarkt. Später erzählen mir Nachbarn, dass Karim einen Haufen Leute eingeladen hat und sie ihn bitten mussten, die Musik leiser zu drehen.

Es kommt selten vor, dass ich rumschreie. Nun passiert es. Weil Karim mich verarscht. Das kann ich mir von einem Erwachsenen, mit dem ich zusammenwohne, nicht bieten lassen. Es ist nicht nur eine Frage der Selbstachtung, son-

dern auch der Sicherheit. Mein Portemonnaie liegt offen herum, meine Bankkarten, im Notizbuch stehen die Zugangscodes zum Konto. Zur Strafe für den Vertrauensbruch schicke ich Karim weg: »Morgen kannst du wiederkommen.« Meine Exfrau findet das angemessen.

Haben sich meine Kinder nicht ebenfalls manchen Scheiß geleistet? Bin ich ein selbstgerechter Erste-Welt-Sack, der sich nur gut fühlen, aber seine Komfortzone nicht verlassen will? Vielleicht.

Warum geht mir Karim allmählich so auf die Nerven? Ein Teil der Antwort: Seit bald zwei Jahren lebt er in Deutschland und steckt zum dritten Mal im Anfänger-Deutschkurs A1. Seine Sprachkenntnisse sind armselig. Hausaufgaben machen? Fehlanzeige. Er findet, er spreche schon ganz ordentlich. Ich: »Nein, du sprichst scheiße Deutsch. Ich kann nicht normal mit dir reden.« Ich werfe ihm ein paar schnelle Sätze hin, um zu demonstrieren, dass er nichts versteht. Er versteht nichts. Ich fühle mich schlecht. Wahr bleibt dennoch: Karim ist stinkfaul. Er verhält sich wie unser Kater: Nahrungsaufnahme, schlafen.

Man könnte diese Geschichte so lesen: Eine Million Flüchtlinge kamen nach Deutschland, staatlicher Kontrollverlust, gesellschaftliche Überforderung, der Terror reiste mit ein. Jetzt, anderthalb Jahre später, bemerken wir die Konsequenzen auch im privaten Umfeld. Die Deutschen wachen endlich auf.

Nein. Ich würde wieder einen Flüchtling aufnehmen. Vielleicht aber würde ich ihm gleich am Anfang sagen: Vier Wochen Probezeit, dann entscheide ich, wie es weitergeht mit uns. Das mit Karim und meiner Familie ging schief. Trotzdem bleibt richtig, was im Sommer 2015 auch schon richtig war: Deutschland und Europa müssen Flüchtlinge aufnehmen.

Viele Freunde und Bekannte haben bessere Erfahrungen gemacht: Zwei Nachbarinnen beherbergen einen afghanischen Jungen, den die Regierung abschieben wollte. Nun macht er den mittleren Schulabschluss. Ein Freund hat einen jungen Mann aus Kamerun so weit unterstützt, dass dieser nun eine Ausbildung zum Busfahrer absolviert. Und wir kennen einige Syrer, die mittlerweile passabel Deutsch sprechen, in eigenen Wohnungen leben, ihren Weg gehen. Ihnen ist gemeinsam: Sie haben sich reingekniert und den Arsch zusammengekniffen.

Karim belügt mich mehr als ein Mal. »Warst du heute bis 14 Uhr in der Schule?« – »Ja, natürlich.« Ein paar Tage später erfahre ich: Er nimmt sich regelmäßig die Freiheit, um 12 Uhr den Unterricht zu verlassen. Wieder und wieder reden wir mit ihm. Deutsch lernen – wichtig! Sonst keine Arbeit, kein Geld, keine Chance.

Er sagt immer nur: Ja, ich lerne mehr. Mein Vorrat an Mitleid erschöpft sich. Wie lange soll das alles dauern? Ein Jahr, zwei Jahre, drei? Wie lange soll ich ihm noch die Formulare ausfüllen?

Als meine erwachsene Tochter auszieht, nimmt sie ihr Meerschweinchen mit. Den Syrer lässt sie da. Mein Sohn macht in diesen Wochen Abitur. Ich habe zwanzig Jahre Erziehung geleistet. Das war eine schöne Sache. Aber jetzt bin ich 55. Wenn ich nochmal eine Wohngemeinschaft aufmache, möchte ich mir die Mitbewohner selbst aussuchen.

In seiner Kolumne im Spiegel schreibt Jakob Augstein, »die Identität muss gegen die Migration errungen werden«. Er plädiert für den »Schutz der Heimat«. Starke und seltsame Gedanken für jemanden, der sich für links hält, besonders in dieser Wortwahl. In Augsteins Gedanken stecken jedoch Fragen, die ich mir während der Zeit mit Karim auch stelle: Was müssen Flüchtlinge hier leisten, was sollen wir, die Alteingesessenen, ihnen abverlangen, wie viel Integration fordern wir?

Bundesinnenminister Thomas de Maizière schreibt in seinen Thesen über die »Leitkultur für Deutschland«: »Wir sehen Bildung als Wert«. »Wir fordern Leistung«. Ich mag den Begriff »Leitkultur« nicht und finde den Katalog von de Maizière größtenteils schräg. Aber der Minister hat auch einen Punkt: Wenn Karim sich mehr anstrengen würde, käme er in diesem Land besser an.

Wie lange tolerieren wir also sein Phlegma? Auf unsere Bitten reagiert er nicht. Traumatisiert? Ja, meinerwegen. Aber eben auch faul – und verwöhnt. Wahrscheinlich regelte Mama in Syrien alles. Und normalerweise hätten seine Eltern auch eine Ehefrau gesucht, die dann alles macht. Aber dieses Modell funktioniert bei uns nicht.

Meine Familie und ich fühlen uns zunehmend überfordert, werden ungeduldig. Er geht uns auf die Nerven – und wir ihm. Unterhaltungen zu Hause finden kaum noch statt. Wir versuchen, uns in der Wohnung möglichst wenig zu treffen. Eine Freundin, die zu Besuch kommt, sagt: Bei euch ist es wie in einer zerrütteten Ehe.

Der sozialpsychiatrische Dienst des Bezirksamts kann uns nicht helfen. Ja, Karim sei traumatisiert. Nein, Plätze in betreuten Wohngemeinschaften stünden für Flüchtlinge nicht zur Verfügung. Wir fassen den Plan, dass er Ende März dieses Jahres ausziehen soll. Das heißt: wochenlange Wohnungssuche. Schließlich entdecken wir diese Internetseite, eine Art Airbnb für WG-Zimmer. Wir buchen eine Unterkunft ab 1. April.

Karim lehnt ab. Mit fünf fremden Menschen wolle er nicht zusammenleben. Außerdem sei die neue Wohnung zu weit von seiner Sprachschule entfernt. 25 Minuten mit der S-Bahn.

»Am Freitag holen wir den Schlüssel und am Samstag schaust du dir die Wohnung an«, sage ich. »Nein«, sagt er, »ich gehe jetzt.«

»Wohin?«

»Berlin ist groß.«

Er geht in sein Zimmer, ändert sein Profilbild auf WhatsApp: Man sieht ihn auf der Erde liegen, zugedeckt mit einem roten Handtuch, zwischen zwei Gräbern. Das müssen die Gräber seiner Eltern sein. Vor ein paar Wochen hatte er das Foto seiner Mutter als Profilbild, dann das seines getöteten kleinen Bruders.

Er packt seine Sachen. Ich nehme seine Schlüssel an mich. Große Plastiktüte, zwei kleine Koffer, seine Umhängetasche, so steht er im Flur. Danke für alles, sagt er, dreht sich um, geht.

Er ist so plötzlich weg, wie er gekommen ist. Schlechtes Gewissen? Vor allem bin ich erleichtert, ziehe das Bett ab, werfe seine Joghurts und die Zahnbürste weg.

Am nächsten Tag ist er wieder da. Er hat die Nacht im Park verbracht. Wir nehmen ihn nochmal auf, nachdem er uns versprochen hat, am nächsten Samstag wirklich umzuziehen. Er sagt: »Ihr seid meine Familie, in Syrien habe ich keine mehr. Ich bin glücklich bei euch.« Er weint, schleicht in sein Zimmer.

Samstag, ein warmer Frühlingssamstag: Ich lade Karims Sachen ins Auto. Wir fahren nach Wilmersdorf zu seiner neuen WG. Ordentliches Haus, dritter Stock, große Wohnung. Das Zimmer, das wir gemietet haben, ist okay, Küche und Bad aber sind dreckig. »Das ist scheiße«, sagt Karim, »wenn ich hier bleibe, sterbe ich.« »Drei Stunden putzen, Müll runterbringen, und es sieht gut aus«, sage ich.

Sein Blick wird leer, er sackt auf einen Küchenstuhl, springt wieder auf, nimmt ein Messer und spielt damit an seinem Handgelenk herum. Mir wird anders. Gleichzeitig denke ich: Wenn ich ihn jetzt wieder mitnehme – wie soll das mit uns jemals enden? Ich ziehe die Tür hinter mir zu und gehe.

Im Auto vor dem Haus werde ich unruhig. Was, wenn ich in die Gerichtsmedizin gerufen werde, um Karim zu identifizieren? Kann ich damit leben? Ich schreibe ihm: »Was machst du?«

- »Ich kann nicht hier.«
- »Nun ist die Krankheit zurück.«
- »Jetzt habe ich sterben.«
- »Ich bin Atemnot.«

30 Nachrichten dieser Sorte. Was mache ich jetzt? Wegfahren, Selbstmord riskieren? Er übt nur Druck aus, sage ich mir. Oder doch nicht? Woher soll ich das wissen?

Ich rufe die 112 an. Sieben Minuten später kommen zwei Streifenwagen und der Notarzt. Sie fahren Karim in die Rettungsstelle des nahen Krankenhauses.

Ein Psychiater nimmt sich eine Stunde Zeit, versucht herauszubekommen, warum Karim nicht in die neue Wohnung ziehen will. Karim sagt, seine bösen Träume kämen zurück, sein Kopf würde explodieren.

Aus dem Arztprotokoll: »Der Patient sagt, dass er in der WG nicht bleiben könne. Es würde ihm dort zu schlecht gehen. Aufgrund der Sprachbarriere ist der genaue Grund nicht zu eruieren. Vermutlich im Rahmen einer posttraumatischen Belastungsstörung. Dem Patient wird mehrfach eine stationäre Aufnahme angeboten. Er lehnt dies ab und sagt, er wolle dann lieber zurück nach Syrien gehen. Auch nach der Aufklärung über die Gefahr in Syrien sagt er, dass er dorthin zurückkehren wolle. Die Äußerungen haben gegenüber Herrn Koch erpresserischen Charakter. Von Suizidalität distanziert sich der Patient klar und glaubhaft. Kein Anhalt für akute Eigen- oder Fremdgefährdung.«

Die beiden letzten Sätze sind wichtig für mich. Wir verlassen die Notaufnahme. Ich sage Karim, er solle zu seiner Wohnung fahren, essen, duschen, schlafen, morgen könnten wir uns treffen. Er antwortet, er habe den Schlüssel weggeworfen. Das ist gelogen. Ich fahre nach Hause, alleine.

Heute, sieben Wochen später, haben Karim und ich sporadischen Kontakt. Wenn nötig, kümmern meine Exfrau und ich uns um die Bürokratie. Das WG-Zimmer, das wir immer noch bezahlen, scheint er nicht zu nutzen. Den anderen Leuten erzählt er, wir hätten ihn rausgeschmissen.

\* *Name geändert*

TAZ

Nr. 11335 vom 27. Mai 2017





# Theodor-Wolff-Preis

Verena Mayer, 1972 in Wien geboren, verlegte nach ihrem Studium der Theaterwissenschaft, Germanistik und Geschichte und mehreren Jahren bei der österreichischen Tageszeitung *Der Standard* ihren Lebensmittelpunkt nach Berlin, erst als Reporterin für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, später für den *Tagesspiegel*. Von 2009 bis 2012 berichtete sie als freie Korrespondentin aus Zürich, seit 2014 arbeitet sie im Berliner Büro der *Süddeutschen Zeitung* und beschäftigt sich mit Gesellschaft und Kultur in der Hauptstadt. Für ihre Arbeit wurde sie unter anderem mit dem European Journalism Award on Diversity der EU-Kommission ausgezeichnet.

Thorsten Schmitz, Frankfurter des Jahrgangs 1966, schreibt und recherchiert und redigiert seit über zwanzig Jahren für die *Süddeutsche Zeitung*, hauptsächlich für die Seite Drei. Mehr als elf Jahre lebte er, zwischen 1998 und 2010, in Tel Aviv als Israelkorrespondent der *SZ*. Vor seiner *SZ*-Zeit schrieb Schmitz mal als fester, mal als freier Reporter für die *taz*, die *Frankfurter Rundschau*, *GEO* und *Die Zeit*. Das Handwerk gelernt hat er an der Deutschen Journalistenschule in München.

VERENA MAYER und THORSTEN SCHMITZ sind nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Thema des Jahres – Heimat und die Fremden« für ihren Beitrag »Weil du Jude bist«, erschienen am 8. August 2017 in der *Süddeutschen Zeitung*.

# Weil du Jude bist

Von Verena Mayer und Thorsten Schmitz

## **Ein 14-Jähriger wird so lange geschlagen, getreten und gemobbt, bis er seine Schule in Berlin verlässt. Das ist seine Geschichte**

Paul macht jetzt Karate. Einmal die Woche trainiert er schlagen, blocken, treten. Er will sich wehren können, wenn er angegriffen wird. Nie wieder, hat er sich vorgenommen, will er ein Opfer sein. Nie wieder möchte er um sein Leben fürchten.

Paul sitzt in der Küche seiner Familie in Berlin-Charlottenburg. Altbauwohnung, Parkett, hohe Decken, Kunst an den Wänden. Paul hat seinen Rucksack mit den Sportsachen auf dem Schoß, er rutscht hin und her. Gleich muss er los, zum Training. Wenn Paul erzählt, wie er zum Opfer wurde, sagt er oft »das«. »Das« sei ganz schön krass gewesen, oder, ja, heute würde er »das« anders machen. Als wolle er seine Erfahrungen von sich abkapseln.

Pauls Geschichte ist die Geschichte eines Teenagers in Deutschland im Jahr 2017. Ein Junge, 14 Jahre alt, wird über Monate hinweg an seiner Schule beschimpft, gemobbt und geschlagen – weil er Jude ist. Zurück bleibt der verstörende Gedanke: Kann es in Deutschland keine Sicherheit geben für jüdische Schulkinder?

Pauls Mutter Emma Budinsky ist Britin und betreibt ein Cateringunternehmen, sein Vater ist Berliner und arbeitet für eine internationale Menschenrechtsgruppe. Gemeinsam mit Paul hat Emma Budinsky ein Gewaltprotokoll geschrieben. Sie legt es auf den Küchentisch. Es belegt, wie gefährlich es sein kann, wenn man sich an einer Berliner Schule als Jude zu erkennen gibt.

Paul freute sich auf seine neue Schule. Die alte in Potsdam hatte er im November verlassen, weil sie zu weit weg lag und ihm deren Schwerpunkt Film nicht gefiel. Paul steht auf Rap. Bekannte hatten der Familie die Schule in Friedenau empfohlen, »wegen der bunten Mischung, das fanden wir cool«, sagt die Mutter. Sie bittet darum, ihre Namen zu ändern, denn bis heute bekommt Paul hässliche Whatsapp-Nachrichten von früheren Mitschülern.

Die ersten drei Tage auf der neuen Schule sind für Paul: cool. Seine Augen leuchten, wenn er von den anderen Jungs erzählt, von Eren etwa, der aus einer türkischen Familie stammt und Beats macht wie Paul. Dann ist Donnerstag, Ethikunterricht. Es geht um die verschiedenen Religionen, um Moscheen und Synagogen. Paul sagt, dass auch er schon mal in einer Synagoge war, »ich bin

jüdisch«. Er wird angestarrt, auch von Eren, dem türkischen Klassenkameraden, mit dem er die Liebe zum Rap teilt. »Es wurde total still in der Klasse«, erzählt Paul, »und ich dachte, das ist ein Zeichen für etwas.« Am nächsten Tag läuft Paul mit Eren zum Bus. Paul will sich zum Rappen verabreden, doch Eren sagt: »Du bist ein Babo, aber ich kann nicht mit dir befreundet sein.« Weil er Jude sei, und »Juden sind egoistisch und Mörder und nur auf Geld aus«.

Paul sitzt in der Küche, er rekapituliert. »Ich habe erst mal überhaupt nicht gecheckt, worum es geht.« Klar, er wusste, dass Rapper wie Bushido mit einer Landkarte vom Nahen Osten posieren, auf der Israel fehlt. Aber antisemitische Klischees waren ihm fremd. Nach Erens Verdikt, sagt Paul, sei er »eine Art Freiwild« geworden. Ständig fragt man ihn: »Bist du wirklich Jude?« Im Vorbeigehen wird Paul gerempelt und beschimpft, so, als sei das völlig normal. Im Protokoll steht: »Eren schubst mich mehrmals. Eslem und Binnur sagen zu mir einen Witz: Ein Jude sagt zum Spiegel an der Wand: Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist der Schönste im ganzen Land? – Du hast kein Land.« Pauls Schulalltag wird zum Albtraum. Der endet erst, als seine Eltern ihn von der staatlichen Schule abmelden.

In den Pausen wird Paul getreten, geboxt, gestupst, manche Schüler schlagen ihm mit der flachen Hand in den Nacken. Immer sind es die Jungs, seltener auch Mädchen, mit arabischem, palästinensischem oder türkischem Familienhintergrund. Es gibt Nachmittage, da kommt Paul mit Blutergüssen nach Hause. Ein Schüler schleudert ihm »Fick Israel« ins Gesicht, eine Schülerin ruft: »Türkei fickt Israel.« Ein Schüler behauptet: »Alle Juden hassen Palästinenser.« Gerüchte werden gestreut. Eines lautet, Paul habe gesagt: »Israel fickt Palästina.« Paul sagt: »So rede ich gar nicht.« Er hat einen leichten englischen Akzent und erzählt sachlich, als ginge es um eine Schulstunde. Seine Mutter wirkt aufgelöst. Paul hat noch zwei ältere Geschwister, aber nie, sagt Emma Budinsky, hätten sie etwas erlebt, das an »das« heranreiche. Der britische Jewish Chronicle macht die Tortur publik, nachdem sich Pauls Eltern an ihn gewandt hatten, dann stürzen sich die Berliner Lokalzeitungen darauf (und illustrieren ihre Artikel mit einem orthodoxen kippatragenden Juden, obwohl die Budinskys nicht besonders religiös sind). Wie ein Schüler vor den Augen von Lehrern und Schulleitung gemobbt werden könne, über Monate hinweg, fragen sich seitdem Politiker und Bildungsexperten. Einige Eltern von Pauls Schule dagegen sind um den Ruf ihrer Schule

besorgt. In einem offenen Brief klagen sie, die Berichterstattung sei »erschreckend unreflektiert« und wirke sich »rufschädigend« für die Schule aus. Es sei nun mal so, dass im Nahen Osten »ein nicht enden wollender Konflikt existiert«, Berlin könne »vor den Auswüchsen internationaler Konflikte nicht verschont bleiben«. Was Paul mit dem Nahostkonflikt zu tun hat? Nichts. Er ist in London geboren und in Berlin aufgewachsen. In Israel war er noch nie.

Im Eingang der Friedenauer Gemeinschaftsschule hängt ein Transparent. Man kann es leicht übersehen, es hängt sehr hoch. »Wir gehen freundlich und respektvoll miteinander um«, steht darauf. Es ist Freitagmittag. Langsam, ihre Köpfe über Handys gebeugt, verlässt eine Gruppe von vier Grundschulern das Gebäude.

»Ey, du Jude«, sagt einer der Jungs zu seinem Freund. »Was machst du jetzt?«  
»Ich geh jetzt ficken, alter Jude.«

Alle vier lachen, klatschen zum Abschied Highfive, dann beugen sie ihre Köpfe über die Handys und verschwinden ins Wochenende.

Uwe Runkel leitet diese Schule seit neun Jahren. Ein Gespräch war ihm nicht ganz recht, er hat in den vergangenen Wochen Hunderte Hassmails bekommen. Er und seine Kollegen, ließ er in einem ersten Telefongespräch wissen, »wollen jetzt eigentlich in die Zukunft schauen und nicht schon wieder nacherzählen, was passiert ist«. Dann willigt er doch ein.

Fast zwei Stunden beantwortet Runkel in seinem Büro Fragen, bei manchen ringt er um Antworten. Dass ein Schüler gemobbt wird, über Monate hinweg, sei ihm »nicht bewusst gewesen«. Er habe Paul sechs Stunden in der Woche in Mathe unterrichtet, »und mir ist nichts aufgefallen«.

Über sechzig Prozent seiner Schüler verfügen über eine nicht deutsche Herkunft, die meisten kommen aus arabischen oder türkischen Familien. Antisemitismus? Antisraelismus? »Hier an der Schule«, sagt der Schulleiter, »ist das ein neues Thema.« Runkel redet in langen, gefeilten Sätzen. Nach zwei Stunden räumt er ein: »Im Nachhinein muss ich sagen, hätte ich mich da eher persönlich einschalten müssen.«

Ein paar Tage nach dem Gespräch meldet Berlins Schulbehörde einen traurigen Rekord. Allein im ersten Halbjahr 2016/17 wurden dem Schulsenat 2.069 Vorfälle gemeldet, darunter 1.065 Beleidigungen, 431 schwere körperliche Gewalttaten, 228 Bedrohungen, 50 Mobbing-Attacken. Grund für die Gewalt: Ras-

sismus, Hass, Homophobie, Antisemitismus. Will man mit Bildungsministerin Sandra Scheeres (SPD) über Pauls Fall reden, erhält man von ihrer Presseabteilung eine lange, vorformulierte Mail mit Dutzenden Projekten zu Rassismus und Antisemitismus, Rahmenlehrplänen und zwei nichtssagenden Sätzen der Senatorin: »Es gibt viele Projekte gegen Antisemitismus und Diskriminierung. Ich erwarte, dass diese auch genutzt werden.«

An der Friedenauer Schule gab es so ein Projekt, eines, das zurückschaut in die Vergangenheit: »Auf den Spuren der Friedenauer Juden«. In dieser Projektwoche hat auch Eren, der Paul die Freundschaft gekündigt hatte, ein Referat gehalten über Juden, die nicht mehr leben. Aber selbst der Schulleiter bezweifelt, ob so etwas nachhaltig ist: »Wir haben Projekte zu diesem Thema gemacht, aber ich frage mich: Wo bleibt das hängen bei unseren Schülern?«

Fast vier Monate lang wird Paul gemobbt, getreten und einmal so stark geboxt, dass ihm schwindelig wird und er glaubt, sich übergeben zu müssen. Zwei kurze E-Mails hat Runkel bis dahin den Eltern geschrieben. Nach vier Monaten sitzt er ihnen zum ersten Mal gegenüber. Das Gespräch verläuft in angespannter Atmosphäre. Pauls Eltern bitten Runkel, sofort in allen Klassen über Rassismus und Antisemitismus zu reden. Der Direktor entgegnet, es müsse eine »gründliche Vor- und Nachbereitung« geben, alles sei »in einen schulischen Kontext einzubetten, dass es nachhaltig ist«. Dann sagt er einen Satz, der zum Ende des Gesprächs führt und dazu, dass Pauls Eltern den Jewish Chronicle informieren. »Ihr Aktionismus«, sagt Runkel, »bringt uns nicht weiter.«

Runkel, 51, stammt aus Frankfurt. Aus privaten Gründen hat er sich 2008 nach Berlin versetzen lassen. Die vergangenen Jahre hat er damit verbracht, mehrere Kiezschulen zur Friedenauer Gemeinschaftsschule zu fusionieren. In einer Stadt, in der Schulen so lange kaputtgespart werden, dass es oft nicht mal für funktionierende Toiletten reicht, hat Runkel einen guten Job gemacht. Wäre er allerdings ein Politiker, würde man sagen, er hat den Kontakt zur Basis verloren, dem Geschehen auf dem Schulhof. Es gibt zum Beispiel keine Konfliktlotsen, also Schüler, die Verantwortung haben, bei Streit eingreifen und schlichten, etwas, was an Schwerpunktschulen seit Langem üblich ist.

Vor Kurzem hat der Expertenkreis Antisemitismus im Berliner Reichstag seinen neuen Bericht vorgestellt. Auf 300 Seiten stellen neun Wissenschaftler dar, wie sich antisemitische Einstellungen in Deutschland aktuell entwickelt haben. Eine Zahl ist besonders erschreckend: Während der »klassische« Antisemitismus

zurückgehe, finde der »israelbezogene Antisemitismus« bei 40 Prozent der Bevölkerung Akzeptanz. Eine weitere Kernaussage: Immer mehr Juden in Deutschland verheimlichten, dass sie Juden seien. Aus Angst. Und: Der Hass auf Juden komme immer mehr aus der Mitte der Gesellschaft.

Antisemitische, antisraelische Vorfälle sind in Berlin keine Seltenheit. 470 Vorfälle gab es allein letztes Jahr – offiziell. Manche Juden trauen sich in Stadtteile wie Neukölln oder Wedding nicht mehr hinein. Aber es gibt auch bürgerliche Orte wie Schöneberg, wo man als Jude nicht sicher sein kann. Unweit der Friedenauer Gemeinschaftsschule ist ein Rabbiner von vier arabischen Jugendlichen zusammengeschlagen worden, sie brachen ihm das Jochbein. In einem Schnellimbiss auf dem Alexanderplatz hat eine Bedienung einem israelischen Touristen gesagt: »Ich bediene keine Juden.« Im Treptower Park wurde ein Jude zusammengeschlagen, in Neukölln ein Kippa tragender Israeli bespuckt. In allen Fällen hatten die Täter arabische oder türkische Wurzeln. Wer sind diese Jugendlichen? Wie denken sie?

Zu dritt, hatten die Jungs zugesagt, würde man sie auf dem Karl-Marx-Platz treffen können für ein Gespräch, im Herzen von Neukölln. Man hatte sie einfach auf einer Demonstration am 1. Mai angesprochen. »Geht klar«, hatten sie gesagt. Eine halbe Stunde vergeht, 40 Minuten, dann eine Textnachricht. »Sind gleich da.« Es kommen dann nur zwei. »Unser Kumpel pennt noch«, sagt Mustafa. Elf Uhr sei dem Kumpel »zu früh«. Es ist Mittwoch. Mustafa und sein Freund stammen aus türkischen Familien, geboren sind sie in Berlin. Von der Welt kennen sie Kreuzberg und die Küstenvororte bei Izmir, wenn die Verwandten besucht werden, alle zwei Jahre. Sie tragen schwarze Jogginghosen, schwarze Baseballkappen, auf denen gelbe Hammer und Sichel prangen. Sie sympathisieren mit dem Berliner »Jugendwiderstand«, einer polizeibekanntem Gruppe Jugendlicher, die Marx verehren und die Palästinaflaggen auf Neuköllner Bolzplätzen anbringen, auf denen »Fick Israel und die USA« steht.

Sie zünden sich Zigaretten an, setzen sich auf die Rückenlehne einer Parkbank und überlegen, wen sie noch treffen könnten. Schule? Wird geschwänzt, so oft wie möglich. Die Lehrer? »Alle schwul.« Ja, sagt Mustafa, er habe von dem jüdischen Jungen gehört, der weggemobbt wurde. »Voll korrekt«, sagt er. »Denen« gehöre doch »die ganze Welt«. Denen? »Den Israelis.« Dass Paul aus London stammt, noch nie in Israel war und Berlin sein Zuhause ist, halten die 15 und 16 Jahre alten Jungs für eine Erfindung. Ein Durchdringen in ihr Gedan-

kengebäude ist nicht möglich. »Den Juden«, sagt Mustafa, »gehört doch alles, Coca-Cola und Google und so. Die lassen unsere Brüder im Gazastreifen verhungern.«

Eine Dreiviertelstunde kann man mit den beiden verbringen, über Israel reden, Hamas, Juden, Muslime und über die Männer vom IS. Und alles, was aus ihrem Mund kommt, klingt wie die Videos, die sie einem auf ihren Smartphones zeigen. Videos mit Bildern vom Gazastreifen nach einem israelischen Luftangriff und Premierminister Netanjahu in SS-Uniform. (Das sind noch die harmloseren Videos.)

Ein paar Kilometer weiter sitzt Aycan Demirel in seinem Büro. Demirel arbeitet für die »Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus«. Nicht weit von hier liegt eine Synagoge, die schon öfter mit Molotowcocktails angegriffen wurde. Demirel hat die Studie des Expertenkreises Antisemitismus mit verfasst. Muslimische Jungs wie Mustafa kennt er. Diese machten in Deutschland ständig Diskriminierungserfahrungen. Aus dem Gefühl heraus, ein Opfer zu sein, suchten sie sich dann Identifikationsfiguren, die versprechen, sich im Namen des Islam zu wehren, oft seien das Mitglieder von Hamas und Hisbollah. »Und die vermitteln: Wenn man Juden schadet, beweist man besondere Stärke.«

Früher, sagt Demirel, seien türkische Jugendliche kaum mit Judenfeindlichkeit aufgefallen, »das hat sie nicht berührt«. Seit sich die Beziehungen zwischen Israel und der Türkei verschlechtert haben, sei das allerdings anders: »Da kommt viel aus den Elternhäusern.«

Wie lässt sich dieser Antisemitismus bekämpfen? Nicht so, sagt Demirel, wie es an deutschen Schulen üblich sei. »Viele glauben, wenn man die deutsche Geschichte bearbeitet, hat man die Schüler gewissermaßen geimpft. Es ist zwar immer gut, Synagogen und Gedenkstätten zu besuchen. Aber gegen Ideologien und Verschwörungstheorien hilft das wenig.« Sondern? Lehrer müssten geschult, mit Jugendlichen geredet und muslimische Gemeinschaften einbezogen werden. »Es muss eine breite, öffentliche Ächtung von Antisemitismus geben«, sagt er. »Das geht uns alle an.«

In ihrer Wohnung in Charlottenburg holt Emma Budinsky einen dicken Ordner hervor, es ist die Korrespondenz mit Pauls Schule. Mails an Schulleitung, Lehrerinnen, Sozialarbeiterin. In den Mails bitten sie dringend um Hilfe und machen Vorschläge, wie die Schule gegen »den grassierenden Rassismus« vorgehen könne. Selbst Pauls Großeltern stellten sich als Zeitzeugen zu Verfügung. Der Groß-



vater hat den Holocaust in einem Versteck in Berlin überlebt. Seine Geschichte hat er auch Pauls Klasse erzählt, auch, wie er nach dem Krieg weiter litt, auf einem Berliner Jesuitengymnasium. Dort beschimpfte man ihn als Jude. Er hielt das Mobbing nicht mehr aus und versuchte, sich mit Tabletten das Leben zu nehmen. 14 Jahre war er damals, so alt wie Paul heute.

Emma Budinsky sagt, sie hätten all die Wochen »Hoffnung gehabt, dass das wieder aufhört«. Von der Schule hätten sie sich im Stich gelassen gefühlt. Es habe zwar Gespräche mit einer Lehrerin und ein Treffen mit einer Sozialarbeiterin gegeben. Aber eigentlich sei Paul als Opfer nicht ernst genommen worden. Emma Budinsky trinkt einen Schluck Tee, hält inne. »Das klingt jetzt hart«, sagt sie, »aber manchmal hat mich das an diese Vergewaltigungsprozesse erinnert, in denen nur dem Täter geglaubt wird.«

Sie kann sich noch gut an jenen Tag im März erinnern, als Paul verstört nach Hause kam. Paul will diese Geschichte nicht selbst erzählen, der Schock sitzt zu tief, noch immer. So spricht seine Mutter für ihn. Paul ist auf dem Weg zum Sport, als ihm ein Junge aus der 10. Klasse von einer Bushaltestelle aus zuruft, er solle mal herkommen. Paul denkt nichts Böses, geht hin. Der Junge nimmt ihn in den Schwitzkasten und würgt ihn, dann zieht er eine täuschend echt aussehende Spielzeugpistole hervor und tut so, als wolle er Paul erschießen. Von diesem Moment an, sagt Pauls Mutter, »wusste ich: Mein Sohn ist an dieser Schule nicht mehr sicher«.

Schuldirektor Runkel hat Strafanzeige erstattet gegen die Schüler von der Bushaltestelle, die Ermittlungen wegen Verdacht auf gefährliche Körperverletzung und wegen Antisemitismus dauern an. Ein Junge, der Paul geboxt hatte, nimmt wieder am Unterricht teil. Die Lehrer waren auf einer dreitägigen Antidiskriminierungsfortbildung, die Schüler hatten Workshops, bei denen sie sich über eigene Diskriminierungserfahrungen austauschen konnten. Pauls Eltern haben mit dem Justizsenator gesprochen und mit Mitgliedern des Bundestags. Berliner Imame haben sich in einem offenen Brief gegen Judenhass ausgesprochen. Das sei »immerhin ein Gutes«, sagt Emma Budinsky, dass über Antisemitismus geredet werde. Gut täten auch Briefe von Mitschülern und Lehrern, die Paul schreiben, sie vermissen ihn und würden sich freuen, wenn er zurückkehrte.

Doch Paul wird nicht zurückkehren. Er geht jetzt auf eine internationale Schule, in seiner Klasse sind sie vier Juden. Sein Körper ist drahtig, das Karatetraining schlägt an. Wie es ihm geht? Gut, sagt er. »Sicherer und selbstbewusster« fühle

er sich. Und er wisse, dass ihm »das« nicht mehr passieren werde. Woher die Gewissheit kommt? »In Zukunft«, sagt er, »sage ich einfach nicht mehr so schnell, dass ich Jude bin.«

SÜDDEUTSCHE ZEITUNG  
Nr. 130 vom 8. August 2017



# DIE ZEIT



PREIS 3 EURO (BRUNNEN) 3,50 €

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK WIRTSCHAFT WISSEN UND KULTUR

13. NOVEMBER 2017 32. JAH



## Er

KOALITIONEN

### Liebe

Die SPD hat p  
aufgeben - w

**N**ach der  
de-Wahl  
in Bonn  
Wie ist  
Schicksal  
ander für  
nach dem  
die SPD  
Mangel  
sie sich  
Opfer

### Geschichte

Die längste  
Beziehung des  
Lebens



Se und Fortsetzung mit h  
mische. Wenn gelbes  
Wine andere - Gesch  
erregt gelbes an ein  
lag. Hin Wern nicht  
als Beweise und and  
der schillernd und  
Neben diese Beziehung  
erfolge von Gesch  
behalten werden wie  
Freud (Freud) und  
ma die sich der  
mischen, wie die  
Magen). Sie stellt  
Dante der Scherz  
der (Vaschick), von  
Schwanz (Glas) und  
denz, diese G  
begegnung  
Zusammenhang  
erfolge war Teil  
Geschichte  
Glaske in Un  
ZIT (Zusammen  
auf die Best  
Sich nach  
schillernd

Schillernd  
Gesamt

Große Gefühle zu  
Weihnachten  
Literatur-Extra mit  
den besten Büchern  
für kalte Tage

PROMINENT IGNORIERT



# Theodor-Wolff-Preis

Vanessa Vu, geboren 1991 in Niederbayern, bastelte als Kind Magazine für ihre kleine Schwester, später folgten Praktika bei der *Passauer Neuen Presse*, bei *jetzt.de*, dpa und *Zeit online*. Nach dem Studium der Ethnologie und Rechtswissenschaften in München, Paris und London absolvierte sie die 54. Lehrredaktion der Deutschen Journalistenschule. Für eine Reportage zu Hightech-Grenzüberwachung in Europa erhielt sie den 1. Helmut-Schmidt-Nachwuchspreis. Seit Mai 2017 arbeitet sie als Redakteurin für Politik und Gesellschaft bei *Zeit online*.

VANESSA VU ist nominiert für den Theodor-Wolff-Preis 2018 in der Kategorie »Thema des Jahres – Heimat und die Fremden« für ihren Beitrag »Meine Schrottcontainerkindheit«, erschienen am 27. November 2017 auf *Zeit online*.

# Meine Schrottcontainerkindheit

Von Vanessa Vu

**In Deutschland geboren, im Asylbewerberheim groß geworden, und alle 30 Tage zum Amt: Wie es ist, wenn man mit der ständigen Angst aufwächst, abgeschoben zu werden.**

»Me ɔ:il\*«, rief ich und hielt meiner Mutter einen silbernen Topf unter die Nase. Ich war vier Jahre alt und hatte ihn in einem Schrottcontainer gefunden. Es war einer dieser Sommer, in denen ich fast jeden Tag unter dem Himmel Niederbayerns verbrachte. Diese Sommer rochen nach Gülle und Chlor, sie schmeckten nach Pommesfett und Salz, die Luft flirrte, und meine Knie waren blutig vom Toben auf dem Schotterplatz. Wenn wir Kinder uns gruseln wollten, wühlten wir uns durch sattgrüne Sträucher zu einem Hexenhaus. Natürlich lebte da keine Hexe, sondern eine arme alte Frau. Ihr Haus war zerfallen, und sie schaute finster.

Meine Freunde wohnten wie ich im Asylantenheim, einen anderen Namen hatte der ehemalige Gasthof der lokalen Bierbrauerei hier nicht. Ich kam Anfang der Neunziger zur Welt und kannte, wie die meisten anderen Kinder hier, von Geburt an kein anderes Zuhause. Da waren Fitore, Besa, Valdrina, Vildane und alle ihre Geschwister. Wir sprachen nicht dieselbe Sprache, verstanden haben wir uns trotzdem. Oft streiften wir durch die Nachbarschaft und suchten Schätze. Wir fanden süße Marillen, wir fanden Marienkäfer, und an richtig guten Tagen fanden wir was Brauchbares für die Eltern. Wie den Topf.

Wenn Schatten die Häuser umschlangen, kehrten wir erschöpft in unsere Zimmer zurück. Jede Familie hatte eines. Unsere Tapete war vergilbt, rechts standen ein Tisch, eine Kommode und ein Altar für die Ahnen, links ein schmales Bett. Zum Neujahrsfest kam ein Zwergorangenbaum dazu. Viel mehr passte nicht rein. Essen gab es zweimal pro Woche aus Kisten. Für Asiaten gab es ein bisschen Reis, ein tiefgekühltes Huhn und ganz viele Zwiebeln. Eines Tages brachte mein Vater ein Klappsofa vom Straßenrand mit und rollte sich fortan darauf zusammen. Wir waren glücklich. Im Asylantrag meines Vaters stand:

»Ich möchte mit meiner Frau in Deutschland leben, weil hier Frieden ist. Wir hoffen, daß wir in Deutschland arbeiten können.«

Mit der Dunkelheit krochen Kakerlaken hinter den Schränken hervor und suchten Essensreste. Leicht hatten sie es nicht, viele starben in unseren Fallen aus Zahnstochern und Klebefilmen. Am nächsten Morgen sah ich nach ihren reglosen

Körpern. »Sonst krabbeln sie dir im Schlaf in den Mund«, sagte meine Mutter und warf die Klebestreifen in den Müll.

Im Heim gab es nur drei Duschen und vier Toiletten für rund 100 Asylbewerber, also pissten manche Männer einfach gegen die Wände im Flur. Ihre Söhne machten es ihnen nach. Ein Junge kicherte, als er an einer Säule nassgelbe Linien zog. Überhaupt waren die Klos ein schrecklicher Ort. Eine Frau beendete dort sogar ihr Leben. Sie zwängte sich durch das schmale Fenster und stürzte sich auf den Asphalt. Sie sei aus der Mongolei gekommen, erzählten sich die Erwachsenen. Mehr wussten sie nicht.

An grauen Tagen besuchten wir Kinder uns gegenseitig. Die Familie von Fitore hatte das größte Zimmer und einen Röhrenfernseher. Davor saß oft ihr Vater. Er schaute Nachrichten aus der Heimat und schüttelte dabei seinen Kopf. Im Kosovo herrschte Krieg, über die Satellitenschüssel am Fenster kamen die blutenden Menschen auch zu uns. Sie schrien und trugen Waffen. »Das passiert bei uns daheim«, sagte Fitore, »voll schlimm, oder?« Dann kam ihre Mutter und brachte süße Kekse.

Nach sechs Sommern durften wir in unsere erste eigene Wohnung. Sie lag direkt gegenüber vom Heim. Es gab keine Kakerlaken mehr, keine Urinwände, dafür mehrere Zimmer, und ich hatte noch meinen Schrottcontainer in der Nähe. Meine kleine Schwester wurde geboren, ich liebte sie von der ersten Minute an. Meine Mutter begann zu kellnern und mein Vater arbeitete im Schlachthof. Zum Einschlafen erzählte er uns Geschichten von Drachen und Schildkröten. Ich ging zur Schule und überraschte meine Lehrerin, weil ich am ersten Tag den Willkommensspruch an der Tafel vorlesen konnte. Im Fernsehen flimmerten keine Männer in Uniform mehr, sondern Männer im Anzug.

F: Was befürchten Sie denn, wenn Sie heute zum jetzigen Zeitpunkt in Ihr Heimatland Vietnam zurückkehren müßten?

A: Ich will nie nach Vietnam zurückkehren, und ich rechne auch nicht damit, daß ich dorthin zurückkehren muß.

Dann kam ein Anruf. Wir sollten zum Ausländeramt. Die deutschen Behörden hatten entschieden, dass wir nicht länger bleiben durften. Das Asylgesuch hatten sie abgelehnt, eine weitere Duldung wollten sie nicht ausstellen. Sie gaben meinen Eltern das, was sie giấy trắng nannten, ein weißes Papier. Ein Formular auf DIN A4 mit ein paar Schreibmaschinenworten und Stempeln darauf. Die verstanden meine Eltern nicht, aber das Papier kannten sie: Es bedeutete, dass

sie binnen 30 Tagen das Land verlassen mussten. Einige ihrer Freunde hatten auch eins bekommen.

Das weiße Papier nahmen sie mit nach Hause. Ich verstand nichts davon, spürte nur, wie es meine Eltern veränderte, wie sie miteinander murmelten und spät nachts mit Verwandten telefonierten.

Uns blieben nur zwei Optionen: freiwillig ausreisen oder abgeschoben werden. Die Ausreise kam für meinen Vater nicht infrage. Allein beim Gedanken an seine Vergangenheit wurde er panisch. Als Kind habe er nur ein Hemd oder eine Hose gehabt, niemals beides, seine Haare seien voller Läuse gewesen, und immer war da dieser Hunger. »Du weißt nicht, was Hunger ist«, sagte er mir oft.

Was er nicht sagte: Sein Vater hatte in der französischen Kolonialverwaltung gearbeitet. Nachdem die Kommunisten die Macht übernommen hatten, wurde aus der Beamtenfamilie eine Bauernfamilie. »Es ist vorbei. Wir werden unsere Häupter nicht mehr erheben«, sagte mein Großvater und ging sein restliches Leben gebückt. Mein Vater sah als Kind bei Dorffesten den anderen Kindern nur vom Dickicht aus zu, wie sie Laternen trugen und Lieder sangen.

F: Haben Sie sich in Vietnam politisch aktiv und oppositionell betätigt?

A: Politisch aktiv und oppositionell war ich in Vietnam nicht tätig. Ich durfte aber auch an keinerlei Aktivitäten der Partei bzw. des Kommunistischen Jugendverbandes teilnehmen.

Als mein Vater in den letzten Kriegsjahren eingezogen wurde, freute er sich. Endlich würde er sein Dorf verlassen können, vielleicht sogar im Ausland stationiert werden. Er würde Neues sehen, womöglich Schreckliches, aber er war jung und hätte eine Aufgabe. Er meldete sich für einen Einsatz in Südvietnam. So weit kam es aber nie. Wegen seiner Familiengeschichte war sein Platz bei den Schweinen. Nach dem Krieg wurde er wieder Tagelöhner. Tagsüber presste er Sohlen auf Gummischuhe oder baute Zirkusmanegen auf, nachts tröstete er sich mit Gedichten. Dann verließ er das Land.

Dieses Leben wollte er nicht wieder. Lieber nahm mein Vater die Polizeinspektion Schubwesen in Kauf. So heißt die bayerische Behörde für Abschiebungen. Die reißen einen aus dem Schlaf, bevor der Morgen dämmt und setzen einen ins nächste Flugzeug.

Hätte mein Vater gehen müssen, er hätte es nicht freiwillig getan. Dennoch kaufte er zwei ausgebeulte Reisetaschen, neongrün und lila. »Sie sind leicht, damit könnten wir die wichtigsten Sachen mitnehmen«, sagte er. Die wichtigsten

Sachen waren ein paar T-Shirts, Hosen und persönliche Briefe. Die Taschen standen fortan gepackt neben der Tür.

Es blieb nicht bei den Reisetaschen. In der Dämmerung schickten mich meine Eltern zu verschiedenen Freunden. Frau Chau zum Beispiel. Sie überzog dann eine Decke für mich, sie war hellblau und duftete nach Lilien. Ich liebte es, wie sie sie aufschüttelte und sich über meinem Kopf ein Himmel aus weichem Stoff wölbte. Der Stoffhimmel sollte mich aber nicht vor der kalten Dunkelheit schützen, sondern vor den nächtlichen Abschieberazzien. Damals konnte man Eltern noch nicht ohne ihr Kind abschieben.

Nach drei Wochen erkältete ich mich, und meine Eltern gaben das Versteckspiel auf. Wir schliefen wieder zusammen in unserer Wohnung gegenüber vom Heim und hofften, dass uns niemand holen würde. Nacht um Nacht verstrich, niemand kam.

Nach den 30 Tagen gingen meine Eltern wieder zum Ausländeramt. Sie brauchten neue Aufenthaltspapiere. Nervös blickten sie um das Gebäude, schlichen drumherum. Sollte dort ein Polizeiauto stehen, würden sie sofort umdrehen und wegrennen: zuerst zu den Reisetaschen, dann vielleicht nach Holland, da wohnte ein Bekannter, oder nach Frankreich, da wohnte ein Cousin. Vielleicht schickten die gar keine Abschiebekommandos mehr, dachten meine Eltern, sondern ließen die Leute selbst in die Falle laufen. Vor dem Amt stand kein Polizeiauto. Meine Eltern gingen rein. Raus kamen sie mit einem neuen weißen Papier.

In dieser Zeit suchten viele Freunde und Bekannte Zuflucht bei uns. Herr Thanh hatte mit meinen Eltern oft Karten gespielt, Nüsse gegessen und mich zum Spielplatz begleitet. Irgendwann wich das Unbekümmerte aus seinem Gesicht. Auch Herr Thanh hatte ein weißes Papier. Er zwängte sich in unserem Dachboden hinter verstaubte Holzlatten und Kisten. »Wir spielen Verstecken«, sagte er mir mit gequältem Lächeln. »Aber ich weiß doch jetzt, wo du bist!«, sagte ich.

Eines Nachts lautes Türklopfen: Polizeiinspektion Schubwesen. Mein Vater öffnete. Die Beamten warfen meine Mutter aus dem Bett, klappten die Matratzen hoch und rissen alle Schranktüren auf. An ihre Worte erinnere ich mich nicht, nur an die Klemmbretter und die Taschenlampen. Grell schnitten sich ihre Strahlen durch die Dunkelheit. Sie suchten Herrn Thanh.



Wenig später besuchte ich Herrn Thanh mit meinen Eltern in seiner Abschiebezelle auf der Polizeiwache. Ein karger Raum mit Feldbett. Auch andere Freunde kamen. Sie gaben ihm ein bisschen Geld, jeder 50 D-Mark, als Starthilfe. Herr Thanh, sagten die Erwachsenen, konnte ja nicht einmal mehr seine Sachen packen. Er hatte nichts außer seiner Kleidung am Körper. Schwächling, gekrümmt und allein saß er da. Auch ich sollte ihm etwas geben. »Geh schon rein«, sagten meine Eltern. Sie drückten mir eine Tafel Schokolade mit Nüssen in die Hand und schubsten mich in die Zelle. Wortlos gab ich sie ihm. Es war das letzte Mal, dass ich Herrn Thanh sah. Als wir die Polizeistation verließen, sprach niemand. Alle wussten: Wir könnten die Nächsten sein.

Tatsächlich verschwand einer nach dem anderen aus unserem Leben, vor allem Alleinstehende. Wir warteten weiterhin mit unserem weißen Papier und den Reisetaschen auf unser Abschiebekommando. Dann kam ein Brief.

»Sehr geehrter Herr VU,  
sehr geehrte Frau TRAN,

das Landratsamt Rottal-Inn prüft derzeit die Möglichkeit, ob Ihnen und Ihren Kindern gemäß der Altfallregelung vom 19.11.1999 eine Aufenthaltsbefugnis erteilt werden kann. Dafür sind umfangreiche Überprüfungen notwendig. Wir benötigen deshalb einige Unterlagen von Ihnen, die Sie uns bitte umgehend vorlegen wollen.«

Die Regierung von Gerhard Schröder hatte das Ausländerrecht reformiert. Wer schulpflichtige Kinder hatte, besaß einen Anspruch darauf, bleiben zu können. Ich war gerade in der zweiten Klasse. Wenig später standen wir mit den Unterlagen im Ausländeramt und sahen der Sachbearbeiterin dabei zu, wie sie für jedes Kind einen bunten Aufkleber in den Reisepass meiner Mutter drückte: die Aufenthaltsbefugnis. Sie war auf zwei Jahre befristet, mehr als wir jemals zuvor bekommen hatten.

Die Reisetaschen wanderten in den Keller und meine Eltern eröffneten ihr eigenes Geschäft: Asia Imbiss, Grüß Gott! Hat's geschmeckt? Drei Euro achtzig, bitteschön. Auf Wiedersehen! Jeden Tag versprachen sie den Gästen das Wiedersehen, doch das Versprechen war ein ungewisses. Die Aufkleber klärten nur, wie lang wir noch mindestens bleiben durften, aber nicht, ob wir jemals ankommen durften.

»Sei doch stolz auf dein Heimatland«, hörte ich damals oft von weißen Deutschen. Aber wie sollte ich stolz sein auf ein Land, vor dem ich in erster Linie

Angst hatte? Ein Land, das meinen Eltern Albträume bereitete und über das die anderen Kinder lachten. »Ching Chang Chong, Chinese sein nicht dumm«, riefen sie und zogen ihre Augenwinkel hoch. Waren sie weniger gut gelaunt, sollte ich »zurück in den Dschungel« oder gehörte »vergast«. Sie jagten mich mit Steinen, manchmal auch nur mit Fäusten, immer mit Gelächter. Ich war nicht stolz. Ich wollte so sein wie die anderen. Oder unsichtbar. Oder gar nicht sein.

In der Schule stellte ich mich als Vanessa vor und nicht als Vãn. Ich schwieg über meine Herkunft und feilte wie besessen an meinem Deutsch. Hauptsache, niemand knöpfte sich meine Andersartigkeit vor. Es gelang mir gut. Ich gab auf dem Gymnasium deutschen Kindern Nachhilfe in Deutsch und vergaß allmählich meine eigene Muttersprache. Trotzdem saß ich manchmal im Unterricht und fragte mich, wie lange noch. Ob ich wohl noch Abitur machen könnte, und nach dem Abitur vielleicht sogar reisen, studieren und arbeiten?

Mit 17 beendete ich die Ungewissheit und stellte einen Antrag auf Einbürgerung. Meinen alten Reisepass steckte ich in einen braunen Briefumschlag und adressierte ihn an die vietnamesische Botschaft. Dann schob ich meine Vergangenheit durch den Postkastenschlitz. Dumpf prallte sie auf. Ich hielt kurz inne. Vielleicht, dachte ich, hatte ich doch nur ein Stück Papier weggeschickt. Vielleicht würde ich das Gelächter behalten.

Als zwei Jahre später der neue Pass kam, änderte ich auch offiziell meinen Vornamen. Niemand sollte sich mehr an meinem eigentlichen Namen stören, Silben vertauschen, Reime ausdenken oder sich an einer Aussprache üben, die vermeintlich asiatisch klingt. Ich wollte einen richtigen Namen: einen Namen, mit dem man mich benennen und mit dem man mich ernst nehmen würde.

Ich füllte ein Formular aus, und die Standesbeamte schrieb mit einem Fineliner auf mein Geburtenregister: »Folgebeurkundung 1: Angleichung der Namen des Kindes, wirksam am 21.06.2011. Vornamen Kind: Vanessa.« Darunter setzte sie ihre Unterschrift. Vielleicht würde ich diesmal endlich richtig deutsch werden, dachte ich. Angleichung, das klang nach gleich.

Meine Eltern hatten auf ihre Weise am Deutschsein gearbeitet. Sie säuberten den Schlachthof, frittierten Schmalzgebäck, sortierten am Fließband Gurken, zwickten Seitentriebe von Nelken und Ringelblumen ab, putzten, kochten und brachten den Leuten Essen. Als meine Mutter zum dritten Mal schwanger wurde, arbeitete sie so lange, bis es nicht mehr ging. Sie stand hochschwanger auf Lei-

tern und wischte Fenster. »Sonst denken sie, dass Ausländer faul sind«, sagte sie. Abends schrubbte sie uns Kinder mit dem Waschlappen wund. »Sonst denken sie, dass Ausländer schmutzig sind«, sagte sie. Aus der Bücherei holte sie uns nur dicke, bilderlose Bücher. »Sonst denken sie, dass Ausländer dumm sind.«

Ehrgeiz, Disziplin, Zurückhaltung – für uns waren das nicht nur persönliche Ziele. Sie hatten uns einen Aufenthaltstempel und Passaufkleber nach dem nächsten gebracht. Die Sachbearbeiter in den Ämtern lobten den Fleiß und die klugen Kinder. Nachts aber schreckt mein Vater bis heute noch aus Angst vor Abschiebung auf.

F: Möchten Sie noch etwas Wichtiges hier angeben bzw. einen Wunsch äußern?

A: Wenn die bundesdeutsche Regierung menschlich bzw. human wäre, dann würde sie mich hier lassen, damit ich mein restliches Leben in Freiheit verbringen kann. Außerdem wünsche ich meinem Kind, nicht die gleiche Erfahrung zu machen, die ich gemacht habe. Deswegen haben wir unser Kind auch erst bekommen, nachdem wir in einem freien Land waren. Vorher wollten wir kein Kind haben.

Heute besitze ich einen Pass, der laut Passport Index zu den mächtigsten der Welt gehört. 158 Länder kann ich damit ohne Visum bereisen. An Wochenenden kann ich einfach in den Flieger steigen und Freunde auf der ganzen Welt besuchen, zu Konzerten gehen oder den Wellen des Ozeans zuhören.

»Why me«, sang ein Mann mal auf einem Flug von London nach München. Das me zog er lang und klagend, vielleicht war es vielmehr ein Winseln als ein Singen. Die Sonne ging gerade auf, das Flughafengelände färbte sich graugold, mein Gesicht glitzerte von einem langen Festival-Wochenende. Ich hatte nicht geschlafen und war wie die meisten Passagiere müde. Einige raunten und stöhnten. Was denn los sei, fragte ich einen Flugbegleiter. »Der Mann wird gerade abgeschoben«, sagte der. »Offenbar ist er deswegen traurig.«

Ich drehte mich um. Da saß er, klein und mager, die krausen Haare ganz kurz, sein Blick leer und auf den Boden gerichtet. Um ihn herum standen wuchtige Sicherheitsleute. Ich wollte mit ihm sprechen, aber da waren sie wieder: die Bilder von unseren Reisetaschen, Herrn Thanhs Nusschokolade und die bilderlosen Bücher. Ob seine Freunde ihm auch Geld als Starhilfe mitgegeben haben?

Vor was hatte er damals wohl den Rücken gekehrt? Würde er in seiner Heimat sicher sein? Und ja, why you? Warum er? Warum nicht ich? Zwei Stunden später landete unser Flug. Ich stieg die Treppen hinab, schob die Gedanken beiseite und betrat den Bus in mein eigenes, unerträglich bequemes, freies Leben.

ZEIT ONLINE

Am 27. November 2017



# Theodor-Wolff-Preis

für das Lebenswerk

Geboren 1952 in Kassel.

Der Journalist und Redakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)* Günter Bannas machte 1971 in Köln Abitur und studierte an der Universität Köln erst vier Semester Geschichte, dann Volkswirtschaftslehre, Finanzwissenschaften, Politische Wissenschaften und Sozialpsychologie. 1979 schloss er mit Diplom ab.

Während seines Studiums schrieb er für die katholische Schüler- und Studentenzeitschrift *direct* und war freier Mitarbeiter in politischen Redaktionen des Deutschlandfunks. 1979 wurde er Nachrichtenredakteur bei der *FAZ*. 1981 entsandte ihn die Zeitung zur politischen Berichterstattung nach Bonn, wo er in den 1980er Jahren schwerpunktmäßig über die Entwicklung der Grünen schrieb.

1997 wurde er Leiter des Berliner Büros der *Süddeutschen Zeitung*, wechselte aber ein Jahr später zurück zur *FAZ* in Bonn, wo er das politische Ressort leitete und mit dem Umzug von Parlament und Regierung ebenfalls nach Berlin ging. Er wurde 2011 mit dem Sonderpreis des Medienpreises Politik des Deutschen Bundestags ausgezeichnet.

2018 ging Günter Bannas in den Ruhestand. Bei seinem Abschied waren unter anderem Politiker wie Bundeskanzlerin Angela Merkel, Olaf Scholz (SPD) und Horst Seehofer (CSU) zu Gast.

Bannas ist mit der Berliner Malerin Sabine Schneider verheiratet.

## Der Berichterstatter

Von Markus Günther

Das klassisch gewordene Wort von Hanns Joachim Friedrichs, nach dem ein Journalist sich niemals mit einer Sache gemein machen dürfe, »auch nicht mit einer guten Sache«, wird heute längst nicht mehr vorbehaltlos bejaht. Wenn es doch um eine wirklich gute Sache, um ein hehres Ziel, um wichtige Werte geht – soll man dann als Journalist nicht doch Partei ergreifen? Ist das nicht sogar eine der Kernaufgaben des Journalisten in einer demokratisch verfassten, offenen Gesellschaft? Die Antwort lautet: Journalisten können und müssen sich sehr wohl zu Wort melden mit ihrer Meinung, mit ihren Argumenten, mit Warnungen und Appellen. Doch das alles gehört nur in den als solchen gekennzeichneten Kommentar und hat in der Berichterstattung selbst nichts zu suchen.

Berichterstatter – das Wort beschreibt Günter Bannas besser als Korrespondent, Reporter, Redakteur. Er wollte immer nur dies: Bericht erstatten; den Leser zuverlässig informieren; ein umfassendes und ausgewogenes Bild liefern von dem, was gewesen ist. Es ist eine Haltung, die für jeden Journalisten selbstverständlich sein sollte, unter den Bedingungen eines missionarisch ambitionierten Meinungsjournalismus aber zur Ausnahmeerscheinung geworden ist. Bannas dagegen hat das Mandat der Leser stets ernst genommen. Er hatte den Auftrag, genau hinzusehen und hinzuhören, akkurat zu berichten und sich selbst aus der Sache gründlich herauszuhalten.

In diesem Sinne hat Günter Bannas als politischer Korrespondent nicht nur über fast vier Jahrzehnte die Hauptstadtberichterstattung der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* aus Bonn und Berlin geprägt. Er ist vielmehr mit seinem Berufsverständnis und seiner Herangehensweise für eine ganze Generation jüngerer Journalisten zum Maßstab und Vorbild geworden, während sich auch die Gleichaltrigen und Weggefährten zunehmend an ihm und seiner Arbeit orientierten.

Im deutschen Journalismus von heute heißt der Standard der politischen Berichterstattung Günter Bannas. Und das wird über sein Ausscheiden hinaus für lange Zeit so bleiben. Ein ganz außergewöhnliches Maß an Unvoreingenommen-

heit, Sachlichkeit und Fairneß charakterisieren seine Arbeit. All das zeigt sich nicht nur in der Bewunderung von Kollegen und der Wertschätzung von Lesern, es zeigt sich auch in der vielsagenden Beobachtung, dass Günter Bannas keine Feinde hat unter denen, über die er all die Jahre lang schrieb, im Gegenteil: selbst die Politiker unterschiedlicher Couleur fühlten sich von ihm stets fair behandelt.

Nicht zuletzt hat Bannas in der deutschen Zeitungslandschaft stilprägend gewirkt. Dabei sollte man aber nicht nur an die sprachlichen Eigenheiten denken, also an die schöne Wendung, jemand habe sich »mit den Worten vernehmen lassen...« oder an das berühmt gewordene »sodann«. Nein, in Form und Sprache der Texte Günter Bannas' spiegelte sich immer auch der verbissene Ehrgeiz wider, absolut korrekt und unparteiisch zu sein, Nachricht von Meinung scharf zu trennen und den handelnden Personen gerecht zu werden, ohne sich von eigenen politischen Ansichten beeinflussen zu lassen. Wie leicht ist es, Stil und Sprache zu nutzen, um sich neutral zu gerieren und doch manipulativ zu berichten! Der Ton macht die Musik; die Sprache macht die Meinung. In 40 Jahren haben wir von Günter Bannas viel gelesen und viel gelernt, nur über ihn selbst wissen wir immer noch sehr wenig, am allerwenigsten, was er sich so denkt über die Politik und die Politiker, über die er geschrieben hat. Er selbst ist nie wichtig geworden, er saß nicht in Talkshows und vermarktete sich nicht. Aber er war der heimliche Star des politischen Journalismus in Deutschland.

Gerade in einer Zeit, in der das Misstrauen gegenüber Journalisten allenthalben wächst und politisch instrumentalisiert wird, in der Journalisten ihre Wahrhaftigkeit abgesprochen wird, ist Günter Bannas das lebende Beispiel für einen um Aufrichtigkeit und Korrektheit bemühten Journalismus. Der Theodor-Wolff-Preis für das Lebenswerk von Günter Bannas ist so gesehen nicht nur die Würdigung einer einzelnen Person, eines großen Korrespondenten und eines integren Kollegen. Jury und Kuratorium des Theodor-Wolff-Preises wollen mit dieser Auszeichnung vielmehr ein bestimmtes journalistisches Ethos würdigen, das heute besonders nötig gebraucht wird.

*Dr. Markus Günther kam als Volontär 1994 zu Günter Bannas ins Hauptstadtbüro Bonn. Er arbeitete später als Korrespondent in Brüssel und Washington und wurde 2009 Chefredakteur der Augsburgsburger Allgemeinen. Er lebt heute als Journalist und Autor in den USA und schreibt u.a. für die Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung.*



# Theodor-Wolff-Preis

Die Zeitungen

**Zum Journalistenpreis der deutschen Zeitungen – Theodor-Wolff-Preis 2018 wurden Beiträge von 404 Journalistinnen und Journalisten aus folgenden Zeitungen eingereicht:**

<i>Aachener Zeitung</i>	<i>Der Tagesspiegel</i>
<i>Aalener Nachrichten</i>	<i>Die Rheinpfalz</i>
<i>Allgäuer Zeitung</i>	<i>Die Welt</i>
<i>Augsburger Allgemeine</i>	<i>Die Zeit</i>
<i>Badische Zeitung</i>	<i>Donau-Zeitung</i>
<i>Berliner Kurier am Sonntag</i>	<i>Dorstener Zeitung</i>
<i>Berliner Morgenpost</i>	<i>dpa Basisdienst</i>
<i>Berliner Zeitung</i>	<i>Elbe-Jeetzel-Zeitung</i>
<i>BILD</i>	<i>Eblinger Zeitung</i>
<i>Böhme-Zeitung</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung</i>
<i>Braunschweiger Zeitung</i>	<i>Frankfurter Allgemeine Zeitung</i>
<i>Cellesche Zeitung</i>	<i>Frankfurter Neue Presse</i>
<i>chrismon</i>	<i>Frankfurter Rundschau</i>
<i>Correctiv</i>	<i>Freie Presse</i>
<i>Darmstädter Echo</i>	<i>Freies Wort</i>
<i>Deister- und Weserzeitung</i>	<i>General-Anzeiger Bonn</i>
<i>Der Freitag</i>	<i>Hamburger Abendblatt</i>
<i>Der neue Tag</i>	<i>Hamburger Abendblatt</i>
<i>Der Patriot</i>	<i>Hamburger Morgenpost</i>
<i>Der Sonntag</i>	

<i>Hanauer Anzeiger</i>	<i>Neue Osnabrücker Zeitung</i>
<i>Handelsblatt</i>	<i>Neue Westfälische</i>
<i>Hannoversche Allgemeine Zeitung</i>	<i>Neumarkter Nachrichten</i>
<i>Heidenheimer Zeitung</i>	<i>Nordbayerischer Kurier</i>
<i>Hessische/Niedersächsische Allgemeine</i>	<i>Nordkurier</i>
<i>Kieler Nachrichten</i>	<i>Nordsee-Zeitung</i>
<i>Kölner Stadt-Anzeiger</i>	<i>Nürnberger Nachrichten</i>
<i>Kontext</i>	<i>Nürnberger Zeitung</i>
<i>Landeszeitung</i>	<i>Nürtinger Zeitung</i>
<i>Lausitzer Rundschau</i>	<i>Oberhessische Presse</i>
<i>Leipziger Volkszeitung</i>	<i>Offenburger Tageblatt</i>
<i>Lippische Landes-Zeitung</i>	<i>Ostsee-Zeitung</i>
<i>Magdeburger Volksstimme</i>	<i>Potsdamer Neueste Nachrichten</i>
<i>Main-Echo</i>	<i>Rheinische Post</i>
<i>Main-Post</i>	<i>Rhein-Zeitung</i>
<i>Mannheimer Morgen</i>	<i>Ruhr Nachrichten</i>
<i>Märkische Allgemeine Zeitung</i>	<i>Saarbrücker Zeitung</i>
<i>Märkische Oder-Zeitung</i>	<i>Schleswig-Holstein Journal</i>
<i>Mediengruppe Straubinger Tagblatt/Landshuter Zeitung</i>	<i>Schwäbische Zeitung</i>
<i>Mittelbayerische Zeitung</i>	<i>Schwabmünchner Allgemeine</i>
<i>Mitteldeutsche Zeitung</i>	<i>Starkenburger Echo</i>
<i>Münchner Merkur</i>	<i>Straubinger Tagblatt</i>
	<i>Stuttgarter Nachrichten</i>

*Stuttgarter Zeitung*

*Süddeutsche Zeitung*

*Südwest Presse*

*SZ Magazin*

*SZ Online*

*taz*

*taz am Wochenende*

*Treuchtlinger Kurier*

*Waiblinger Kreiszeitung*

*WAZ*

*Weilburger Tagblatt*

*Welt*

*Welt am Sonntag*

*Welt Online*

*Weser-Kurier*

*Westfälische Nachrichten*

*Wiesbadener Kurier*

*Zeit Magazin*

Preisträger 1962 bis 2017

## Preisträger 1962 bis 2017

1962

Thaddäus Troll, *Bremer Nachrichten*  
Gerd Czechatz, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Ansgar Fürst, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Hans-Jürgen Hoyer, *Frankfurter Rundschau*  
Heinz Keil, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen  
Friedrich Ludwig Müller, *Frankfurter Neue Presse*  
Dr. Günther Rühle, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Walter Rudolf Schloesser, *Europa Union*, Köln  
Heinz Stuckmann, *Die Zeit*, Hamburg  
Georg Zimmermann, *Hamburger Abendblatt*

1963

Dr. Paul Arnsberg, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg  
Rainer Fabian, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Dr. Hans Gerlach, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Dr. Hermann Harster, *Bild am Sonntag*, Hamburg  
Rudolf Küstermeier, Deutsche Presse Agentur, Hamburg  
Dr. Clara Menck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Christian Schütze, *Stuttgarter Zeitung*  
Ansgar Skriver, *Die Zeit*, Hamburg

1964

Klaus Bresser, *Kölner Stadt-Anzeiger*

Werner Diederichs, *Westfalenpost*, Hagen

Erich Faßbender, *Frankfurter Rundschau*

Karl-Hermann Flach, *Frankfurter Rundschau*

Erich Helmsdorfer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

und *Augsburger Allgemeine*

Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg

Sepp Scherbauer, *Sportbericht*, Stuttgart

Werner Spanehl, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Dietrich Strothmann, *Die Zeit*, Hamburg

Dr. Johannes Gaitanides, *Münchener Merkur*

Wilhelm Greiner, *Rhein-Neckar-Zeitung*, Heidelberg

Hans Schäfer, *Kieler Nachrichten*

1965

Dr. Fritz Richert, *Stuttgarter Zeitung*  
Valeska von Roques, *Vorwärts*, Bad Godesberg  
und *Welt der Arbeit*, Köln-Deutz  
Peter Miska, *Frankfurter Rundschau*  
Werner Holzer, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Ernst Müller-Meiningen, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Reiner Dederichs, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Bruno Keppler, *Südwestdeutsche Allgemeine Zeitung*, Mannheim  
Heidrun Kayser, *Christ und Welt*, Stuttgart  
Dr. Margret Wicke-Kampf, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Dr. Klaus Hattemer, *Handelsblatt*, Düsseldorf  
Werner Spanehl, *Deutsche Post*, München  
Günter Bruns, *Bremer Nachrichten*  
Hans Lerch, *Triererischer Volksfreund*  
Alexander Rost, *Welt am Sonntag*, Hamburg

1966

Dr. Joachim Besser, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Vitus Dröscher, freier Journalist, Hamburg  
Marianne Eichholz, freie Journalistin, Berlin  
Hans-Werner Graf Finck von Finckenstein, *Die Welt*, Hamburg  
Klaus Harpprecht, S. Fischer Verlag, Frankfurt (Main)  
Heinz Held, freier Journalist, Köln  
Kai Hermann, *Die Zeit*, Hamburg  
Peter Brügge, *Der Spiegel*, Hamburg  
Dr. Joachim Kaiser, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Rolf Michaelis, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Thomas von Randow, *Die Zeit*, Hamburg  
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Dr. Theo Sommer, *Die Zeit*, Hamburg  
Paul Wilhelm Wenger, *Rheinischer Merkur*, Koblenz



1967

Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg  
Wolfgang Horlacher, *Stuttgarter Zeitung*  
Günter Matthes, *Tagesspiegel*, Berlin  
Hans Ulrich Kempfski, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Hermann Schreiber, *Der Spiegel*, Hamburg  
Dr. Jürgen Dennert, *Sonntagsblatt*, Hamburg  
Hans-Joachim Langner, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen  
Dr. Helmuth de Haas, *Die Welt*, Hamburg  
Barbara Bondy, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg  
Dr. Fred Hepp, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Herbert von Borch, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Joachim Nawrocki, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Bodo Harenberg, *Die Zeit*, Hamburg  
Ernst Maria Lang, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Klaus Pielert, *Industriekurier*, Düsseldorf  
und *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1968

Andreas Graf Razumovsky, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Robert Haerdter, *Stuttgarter Nachrichten*

Heinz Schewe, *Die Welt*, Hamburg

Dr. Bernd Nellessen, *Die Welt*, Hamburg

Klaus Meier-Ude, *Frankfurter Rundschau*

Ben Witter, *Die Zeit*, Hamburg

Eugen Skasa-Weiss, *Stuttgarter Zeitung*

George Salmony, *Süddeutsche Zeitung*, München

Dr. Theo Löbsack, *Stuttgarter Zeitung*

Claus Bardtholdt, *Die Zeit*, Hamburg

Christian Habbe, *Die Welt*, Hamburg

Wilhelm Hartung, *Die Welt*, Hamburg

1969

Hans Wilhelm Schueler, *Die Welt*, Hamburg  
Martin Bernstorf, *Christ und Welt*, Stuttgart  
Chrysostomus Zodel, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch  
Walter Henkels, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Eka Gräfin von Merveldt, *Die Zeit*, Hamburg  
Heiner Radzio, *Handelsblatt*, Düsseldorf  
Dieter E. Zimmer, *Die Zeit*, Hamburg  
Jost Nolte, *Die Welt*, Hamburg  
Eduard Verhülsdonk, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Peter Gerisch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Lothar Vetter, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Günther von Lojewski, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Rudolf Schöpfer, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund  
*Westfalenpost*, Hagen, *Westfälische Nachrichten*, Münster,  
*Kölnische Rundschau*

1970/71

Gitta Bauer, Springer-Auslands-Dienst, New York  
Immanuel Birnbaum, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Hans Gresmann, *Die Zeit*, Hamburg  
Rudolf Heizler, *Kölnische/Bonner Rundschau*  
Dr. Günter Zehm, *Die Welt*, Hamburg  
Dr. Fritz-Ullrich Fack, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Rudolf Herlt, *Die Welt*, Hamburg  
Helmut M. Braem, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Wolf Schön, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Heinrich Rieker, *Rheinischer Merkur*, Koblenz  
Petra Michaely, freie Journalistin, Scheidterberg  
Dieter Hünerkoch, *Weser-Kurier*, Bremen  
Marie-Luise Scherer, *Berliner Morgenpost*  
Gerhard Krug, *Die Welt*, Hamburg

1971/72

Dr. Hans Heigert, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Dr. Lothar Ruehl, *Die Welt*, Hamburg  
Jürgen Offenbach, *Stuttgarter Nachrichten*  
Reinhard Appel, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart  
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*  
Hans Baumann, *Die Welt*, Essen  
Dr. Franz Thoma, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Thea Winandy, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Manfred Sack, *Die Zeit*, Hamburg  
Norbert Ely, *Wiesbadener Kurier*  
Lutz Krusche, *Frankfurter Rundschau*, Paris  
Günter Schmidt, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen  
Ulla Plog-Handke, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Gerd Lenhart, *Rheinpfalz*, Speyer  
Rolf Kunkel, *Die Zeit*, Hamburg

1972/73

Dr. Thomas Löffelholz, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

Dr. Hermann Pörzgen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

Dr. Manfred Thier, *Stuttgarter Zeitung*

Dr. Heinz Verfürth, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Diether Stolze, *Die Zeit*, Hamburg

Dirk Schubert, *Deutsche Zeitung/Christ und Welt*, Stuttgart

Christian Ferber, *Die Welt*, Hamburg

Joachim C. Fest, *Der Spiegel*, Hamburg

Martin Urban, *Süddeutsche Zeitung*, München

Michael Bickel, *Schrobenhausener Zeitung*

Günther Leicher, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Bruno Manz, *Münchner Merkur*

Horst Vetten, *Die Zeit*, Hamburg

Cecilia von Studnitz, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg

Lokal- und Stadtteil-Redaktion des *Hamburger Abendblatt*

1973/74

Heinz Heck, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Wolfgang Wagner, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Ilse Nicolas, *Die Welt*, Berlin  
Kurt Diekmann, *Nordwest-Zeitung*, Oldenburg  
Raimund Hoghe, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld  
Hans-Georg Kösters, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen  
Hans-Joachim Neisser, *Rheinische Post*, Düsseldorf  
Hans-Joachim Deckert, *Mannheimer Morgen*  
Georg Heller, *Stuttgarter Zeitung*  
Nina Grunenberg, *Die Zeit*, Hamburg  
Horst Schüler, *Hamburger Abendblatt*  
Manfred Dellling, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg  
Dr. Hellmuth Karasek, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Friedrich Luft, *Die Welt*, Berlin  
Michael Globig, *Die Zeit*, Hamburg

1974/75

Kurt Becker, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Andreas Kohlschütter, *Die Zeit*, Hamburg  
Karl-Heinz Krumm, *Frankfurter Rundschau*  
Uwe Jacobi, *Heilbronner Stimme*  
Wilfried Hommen, *Kölnische Rundschau*  
Johannes Lübeck, *Lübbecker Kreiszeitung*, Bünde  
Dr. Peter Gillies, *Die Welt*, Bonn  
Walter Kannengießer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Albert Müller, *Die Welt*, Bonn  
Jürgen Diebäcker, *Rheinische Post*, Düsseldorf  
Horst-Werner Hartelt, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Düsseldorf  
Günter Engelhard, *Deutsche Zeitung*, Bonn  
Dr. Rudolf Goldschmit, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Klaus Bruns, *Die Welt*, Hamburg  
Manfred Lehnen, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1975/76

Malte Buschbeck, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Jürgen Engert, *Der Abend*, Berlin  
Kurt Frank, *Rhein-Zeitung*, Koblenz  
Jürgen C. Jagla, *Kölnische Rundschau*  
Dietrich Ratzke, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Fritz Wirth, *Die Welt*, Bonn



1977

Dr. Dieter Buhl, *Die Zeit*, Hamburg  
Jens Gundlach, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Ute Kaltwasser-Blankenbach, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Rudolf H. Riener, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch  
Dr. Hermann Rudolph, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1978

Birgit Lahann, *Welt am Sonntag*, Hamburg  
Herbert Riehl-Heyse, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Karl Feldmeyer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Klaus-Peter Schmid, *Die Zeit*, Hamburg  
Sibylle Krause-Burger, *Stuttgarter Zeitung*  
Annelie Stankau, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Alexander Hoffmann, *Frankfurter Rundschau*  
Josef Dörr, *Rhein-Zeitung*, Koblenz  
Rolf Düdder, *Westfälische Rundschau*, Dortmund

1979

Claus Heinrich Meyer, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Josef-Otto Freudenreich, *Badische Neueste Nachrichten*, Karlsruhe  
Dr. Herbert Kremp, *Die Welt*, Bonn  
Erpo Frhr. Droste zu Vischering, *Reutlinger General-Anzeiger*  
Herbert Kolbe, *Neue Ruhr Zeitung*, Duisburg

1980

Dr. Rainer Flöhl, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dietrich Möller, Korrespondent Osteuropa  
Peter Sartorius, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*  
Klaus Hellweg, *Haller Tagblatt*, Schwäbisch Hall  
Kersten Boer, *Die Welt*, Bonn  
Dagmar Siegmann, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1981

Norbert Lewandowski, *Rheinische Post*, Düsseldorf  
Friedrich Meichsner, *Die Welt*, Bonn  
Brigitte Scherer, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Hans-Joachim Noack, *Frankfurter Rundschau*  
Karl Wagemann, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen  
Gabriele Fischer, *Osterholzer Kreisblatt*  
Evi Simeoni, *Stuttgarter Zeitung*  
Christian Potyka, *Süddeutsche Zeitung*, München

1982

Dr. Helmut Herles, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Dr. Anton Sterzl, *Aachener Volkszeitung*  
Robert Leicht, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Christine Jäckel, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Volker Stutzer, *Passauer Neue Presse*  
Dr. Thomas Brey, Deutsche-Presse-Agentur, Essen  
Peter-Matthias Gaede, *Frankfurter Rundschau*

1983

Dr. Josef Joffe, *Die Zeit*, Hamburg  
Heinz W. Koch, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Dr. Olaf Ihlau, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Martin Kolbus, *Idsteiner Zeitung*  
Heinz Welz, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Jürgen Wolff, *Rottenburger Post*

1984

Dr. Klaus-Ulrich Moeller, *Stuttgarter Nachrichten*  
Christian Schmidt-Häuer, *Die Zeit*, Hamburg  
Joachim Neander, *Die Welt*, Bonn  
Claus Peter Mühleck, *Tauber-Zeitung*, Bad Mergentheim  
Jutta Stössinger, *Frankfurter Rundschau*  
Kathrin Kramer, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Anke Breitlauch, *Nordsee-Zeitung*, Bremerhaven

1985

Dr. Rudolf Strauch, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Marianne Wichert-Quoirin, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Thomas Kielinger, *Die Welt*, Bonn  
Claudia Michels, *Frankfurter Rundschau*  
Dr. Daniel Salber, *Dürener Zeitung*  
Walter Schmühl, *Dürener Zeitung*  
Angela Steffan, *Fränkische Nachrichten*, Wertheim  
Dr. Susanne Mayer, *Stuttgarter Zeitung*

1986

Rudolph Chimelli, *Süddeutsche Zeitung*, München

Cordt Schnibben, *Die Zeit*, Hamburg

Franz Pfluger, *Reutlinger General-Anzeiger*

Bernd Behr, *Münstersche Zeitung*

Kurt Leidner, *Pirmasenser Zeitung*

Hans Frieder Baisch, *Pirmasenser Zeitung*

Bernhard Kolb, *Pirmasenser Zeitung*

Sylvia Schreiber, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

Monika Egler, *Stuttgarter Zeitung*

1987

Carlos Widmann, *Süddeutsche Zeitung*, München

Reinhard Breidenbach, *Allgemeine Zeitung*, Mainz

Rolf Antrecht, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Rudolf Eickeler, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Waltraud Kirsch-Mayer, *Mannheimer Morgen*

Thomas Hauser, *Badische Zeitung*, Freiburg

Monika Schäfer-Feil, *Darmstädter Echo*

Gabriele Stief, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*

1988

Ulrich Wildermuth, *Südwest Presse*, Ulm  
 Knut Teske, *Die Welt*, Bonn  
 Werner Birkenmaier, *Stuttgarter Zeitung*  
 Meinrad Heck, *Fränkische Nachrichten*, Bad Mergentheim  
 Toni Keppeler, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen  
 Ulrike Pfeil, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen  
 Petra Pluwatsch, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
 Ulrich Hauser, *Neue Ruhr Zeitung*, Essen

1989

Hans Schiemann, *Rheinischer Merkur/ Christ und Welt*, Bonn  
 Justin Westhoff, *Der Tagesspiegel*, Berlin  
 Dr. Uwe Wittstock, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
 Hermann Meyer-Hartmann, *Hildesheimer Allgemeine Zeitung*  
 Max Conradt, *Hamburger Abendblatt*  
 Ferdos Forudastan, *Badische Zeitung*, Freiburg  
 Cordula von Wysocki, *Kölnische Rundschau*

1990

Dr. Joachim Sobotta, *Rheinische Post*, Düsseldorf  
 Renate Marsch, Deutsche Presse-Agentur, Warschau  
 Werner Meyer, *Abendzeitung*, München  
 Ida Sandl, *EBlinger Zeitung*  
 Franz Freisleder, *Süddeutsche Zeitung*, München  
 Thomas Becker, *Die Zeit*, Hamburg  
 Ingo Lamberty, *Der Tagesspiegel*, Berlin

1991

Axel Hacke, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Ulrich Schacht, *Welt am Sonntag*, Hamburg  
Dieter Strunz, *Berliner Morgenpost*  
Alexander Richter, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen  
Cornelia Färber, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen  
Jörg Bartel, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen  
Heinrich Thies, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Johannes Leithäuser, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Michael Knopf, *Frankenpost*, Hof  
Thomas Seehuber, *Windsheimer Zeitung*

1992

Jürgen Schreiber, *Frankfurter Rundschau*  
Heimo Schwilk, *Rheinischer Merkur*, Bonn  
Christian Wernicke, *Die Zeit*, Hamburg  
Eva Schweitzer, *taz - die tageszeitung*, Berlin  
Ulrich Neufert, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Martin E. Süskind, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Göran Schattauer, *Ostthüringer Zeitung*, Gera  
Lorenz Maroldt, *Neue Zeit*, Berlin

1993

Michael Best, *Freies Wort*, Suhl  
Christoph Dieckmann, *Die Zeit*, Hamburg  
Dr. Anton Notz, *Stuttgarter Nachrichten*  
Gabi Novak-Oster, *Rhein-Zeitung*, Koblenz  
Sabine Schwieder, *Cellesche Zeitung*  
Wolfgang Ehemann, *Fränkischer Tag*, Bamberg  
Ralf Schuler, *Neue Zeit*, Berlin  
Christoph Schwennicke, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Nico Fried, *Badische Zeitung*, Freiburg

1994

Giovanni di Lorenzo, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Dr. Wolfgang Mauersberg, *Hannoversche Allgemeine Zeitung*  
Dr. Eckart Klaus Roloff, *Rheinischer Merkur*, Bonn  
Frank Nipkau, *Westfalen-Blatt*, Bielefeld  
Wolfgang Schreiber, *Solinger Tageblatt*  
Klaus Broichhausen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Hilmar Höhn, *Badische Zeitung*, Freiburg  
Wolf-Rüdiger Mühlmann, *Thüringenpost*, Schleiz

1995

Alexander Osang, *Berliner Zeitung*  
Dietrich Schröder, *Märkische Oderzeitung*, Frankfurt/Oder  
Wolfgang Wiedlich, *General-Anzeiger*, Bonn  
Petra Mies, *Frankfurter Rundschau*  
Michael Thumser, *Frankenpost*, Hof  
Ulrich Deupmann, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Gudrun Bayer, *Nürnberger Zeitung*  
Corinna Emundts, *taz - die tageszeitung*, Berlin

1996

Johannes Winter, *Frankfurter Rundschau*  
Ulrich Hammerschmidt, *Freie Presse*, Chemnitz  
Frank Jansen, *Der Tagesspiegel*, Berlin  
Philipp Maußhardt, *taz - die tageszeitung*, Berlin  
Sabine Rückert, *Die Zeit*, Hamburg  
Kuno Kruse, *Die Zeit*, Hamburg  
Hermann Beckfeld, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund  
Jürgen Dahlkamp, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*

1997

Guido Eckert, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Reiner Luyken, *Die Zeit*, Hamburg  
Ralf Hoppe, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Andreas Wenderoth, *Berliner Zeitung*  
Dr. Peter Intelmann, *Emder Zeitung*  
Hans-Uli Thierer, *Südwest Presse*, Ulm  
Dr. Friedrich Karl Fromme (Lebenswerk)



1998

Sabine Riedel, *Frankfurter Rundschau*  
 Gerd Kröncke, *Süddeutsche Zeitung*, München  
 Ulrich Schmitt, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
 Dr. Kurt Oesterle, *Schwäbisches Tagblatt*, Tübingen  
 Wilfried Massmann, *Neue Westfälische*, Bielefeld  
 Andreas König, *Havelberger Volksstimme*  
 Dr. Thomas Löffelholz (Lebenswerk)

1999

Maxim Biller, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
 Karin Großmann, *Sächsische Zeitung*, Dresden  
 Dr. Joachim Käppner, *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, Hamburg  
 Annette Ramelsberger, *Süddeutsche Zeitung*, München  
 Brigitte Desalm, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
 Bernhard Stuhlfelner, *Straubinger Tagblatt*  
 Hubert Wolf, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, Essen  
 Wolf J. Bell (Lebenswerk)

2000

Dr. Franziska Augstein, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
 Evelyn Roll, *Süddeutsche Zeitung*, München  
 Ullrich Fichtner, *Frankfurter Rundschau*  
 Jutta Voigt, *Die Woche*, Hamburg  
 Hans Kratzer, *Erdinger Neueste Nachrichten*  
 Andreas Dörr, *Reutlinger General-Anzeiger*  
 Mario Vigl, *Badische Zeitung*, Freiburg  
 Roderich Reifenrath (Lebenswerk)

2001

Dr. Heribert Prantl, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Jana Simon, *Der Tagesspiegel*, Berlin  
Joachim Rogosch, *Stuttgarter Zeitung*  
Thilo Knott, *Eblinger Zeitung*  
Michael Thiem, *Eblinger Zeitung*  
Silke Lambeck, *Berliner Zeitung*  
Frank Schauka, *Märkische Allgemeine*, Potsdam  
Suska Döpp, *Kölnische Rundschau*  
Jens Meifert, *Kölnische Rundschau*

2002

Regine Sylvester, *Berliner Zeitung*  
Wolfgang Büscher, *Die Welt*, Berlin  
Irena Brežná, *Freitag*, Berlin  
Peter Schwarz, *Waiblinger Kreiszeitung*  
Lothar Häring, *Schwäbische Zeitung*, Leutkirch

2003

Holger Kreitling, *Die Welt*, Berlin  
Dr. Stefan Ulrich, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Birgit Walter, *Berliner Zeitung*  
Michael Ohnewald, *Stuttgarter Zeitung*  
Tobias Schuhwerk, *Allgäuer Zeitung*, Kempten  
Dr. Herbert Kremp (Lebenswerk)

2004

Jochen-Martin Gutsch, *Berliner Zeitung*  
Andrea Böhm, *Die Zeit*, Hamburg  
Thomas Delekat, *Die Welt*, Berlin  
Barbara Hardinghaus, *Hamburger Abendblatt*  
Stefani Geilhausen, *Rheinische Post*, Düsseldorf

2005

Horst von Buttlar, *Financial Times Deutschland*, Hamburg  
Nicol Ljubić, *Die Zeit*, Hamburg  
Lara Fritzsche, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Waltraud Schwab, *taz – die tageszeitung*, Berlin  
Wolfgang Görl, *Süddeutsche Zeitung*, München

2006

Dr. Stefan Geiger, *Stuttgarter Zeitung*  
Maxim Leo, *Berliner Zeitung*  
Marc Brost, *Die Zeit*, Hamburg  
Jens Voitel, *Emdener Zeitung*  
Christine Kröger, *Weser-Kurier*  
Karl Feldmeyer (Lebenswerk)

2007

Nikolaus Blome, *Die Welt*, Berlin  
Astrid Geisler, *taz – die tageszeitung*, Berlin  
Sebastian Glubrecht, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Marlon Gego, *Aachener Zeitung*, *Aachener Nachrichten*  
Christoph Wöhrle, *Berliner Morgenpost*  
Sibylle Krause-Burger (Lebenswerk)

2008

Dr. Carolin Emcke, *Die Zeit*, Hamburg  
Thomas Kistner, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Marc-Joachim Obert, *Frankfurter Rundschau*  
Stephan Hermsen, *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen  
Miriam Opresnik und Özlem Topçu, *Hamburger Abendblatt*

2009

Henning Sußebach, *Die Zeit*, Hamburg  
Bastian Obermayer, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Thomas Scheen, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Regina Köhler, *Berliner Morgenpost*  
Nina Grunenberg (Lebenswerk)

2010

Jana Hensel, *Die Zeit*, Hamburg  
Dr. Arne Perras, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Sabine Rennefanz, *Berliner Zeitung*  
Detlef Schmalenberg, *Kölner Stadt-Anzeiger*  
Frank Buchmeier, *Stuttgarter Zeitung*  
Prof. Dr. Joachim Kaiser (Lebenswerk)

2011

Mely Kiyak, *Berliner Zeitung/Frankfurter Rundschau*  
Rena Lehmann, *Rhein Zeitung*, Koblenz  
Jan Rübel, *Berliner Morgenpost*  
Dr. Uwe Ebbinghaus, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*  
Kirsten Küppers, *taz – die tageszeitung*, Berlin  
Klaus Harpprecht (Lebenswerk)

2012

Harald Martenstein, *Die Zeit*, Hamburg  
Lars Fischer, *Wümme-Zeitung*, Lilienthal  
Dr. Philip Cassier, *Berliner Morgenpost*  
Alexander Gorkow, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Volker Zastrow, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

2013

Robin Alexander, *Welt am Sonntag*, Berlin  
Jochen Arntz, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Jan Haarmeyer, *Hamburger Abendblatt*  
Andrea Jeska, *Die Zeit*, Hamburg  
Kai Müller, *Der Tagesspiegel*, Berlin  
Alfred Grosser (Lebenswerk)

2014

Johannes Ehrmann, *Der Tagesspiegel*, Berlin  
Benjamin Piel, *Elbe-Jeetzel-Zeitung*, Lüchow  
Kai Strittmatter, *Süddeutsche Zeitung*, München  
Kerstin Kohlenberg, *Die Zeit*, Hamburg  
Peter Unfried, *taz – die tageszeitung*, Berlin  
Rudolph Chimelli (Lebenswerk)

2015

Tobias Großekemper, *Ruhr Nachrichten*, Dortmund  
Rudi Kübler und Christine Liebhardt, *Südwest Presse Online*, Ulm  
Roland Schulz, *SZ Magazin*, München  
Konrad Schuller, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*  
Bernd Ulrich, *Die Zeit*, Hamburg  
Barbara Sichtermann (Lebenswerk)

2016

Nicole Bastian und Jens Münchrath, *Handelsblatt*, Düsseldorf

Tobias Haberl, *SZ Magazin*, München

Karsten Krogmann und Marco Seng, *Nordwest-Zeitung Online*, Oldenburg

Heinrich Wefing, *Die Zeit*, Hamburg

2017

Anja Reich, *Berliner Zeitung*

Marc Neller, *Welt am Sonntag*, Berlin

Hans Monath, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Nicolas Richter, *Süddeutsche Zeitung*, München

Deniz Yücel (Sonderpreis)

## Das Kuratorium

Helmut Heinen,  
Herausgeber *Kölnische Rundschau* (Vorsitzender)

Peter Stefan Herbst,  
Chefredakteur *Saarbrücker Zeitung*

Prof. Bascha Mika,  
Chefredakteurin *Frankfurter Rundschau*

Heinrich Meyer,  
Herausgeber *Neue Ruhr/Neue Rhein Zeitung*, Essen

Prof. Dr. Beate Schneider,  
Institut für Journalistik und Kommunikationsforschung an der  
Hochschule für Musik, Theater und Medien, Hannover

Franz Sommerfeld,  
Publizist und ehemaliges Mitglied des Vorstands der  
DuMont Mediengruppe, Berlin

Prof. Dr. Bernd Söseemann,  
Leiter der Forschungsstelle »AkiP« am Friedrich-Meinecke-Institut  
für Geschichtswissenschaften an der Freien Universität Berlin

Jost Springensguth,  
Publizist und Kommunikationsberater, Münster



## Die Jury

Nikolaus Blome,  
stellvertretender Chefredakteur, *Bild*, Berlin

Wolfgang Büscher,  
Ressortleiter Investigation/Reportagen, *Welt/Welt am Sonntag*, Berlin

Dr. Markus Günther,  
Autor, *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*

Christian Lindner,  
Stellvertretender Chefredakteur *Bild am Sonntag*, Berlin

Lorenz Maroldt,  
Chefredakteur, *Der Tagesspiegel*, Berlin

Prof. Bernd Mathieu,  
Chefredakteur, *Aachener Zeitung/Aachener Nachrichten*

Annette Ramelsberger,  
Gerichtsreporterin, *Süddeutsche Zeitung*, München

Anja Reich,  
Israel-Korrespondentin, *Berliner Zeitung*

Cordula von Wysocki,  
Chefredakteurin, *Kölnische Rundschau*

Herausgeber:

Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger e.V. (BDZV)

Haus der Presse, Markgrafenstraße 15, 10969 Berlin

Verantwortlich für den Inhalt: Anja Pasquay

Redaktion: Juliane Gringer, Berlin

Gestaltung und Satz: Eins 64 Grafik-Design, Bonn

Fotos: Jana Euteneier (Seite 43), Julian Baumann (Seite 85 und Seite 115),

Amrai Coen (Seite 101), Stephanie Willis (Seite 133), Jakob Berr (Seite 179),

Natalie Neomi Isser (Seite 179), Michael Heck (Seite 189),

F.A.Z. Helmut Fricke (Seite 199)

Druck: DCM – Druck Center Meckenheim